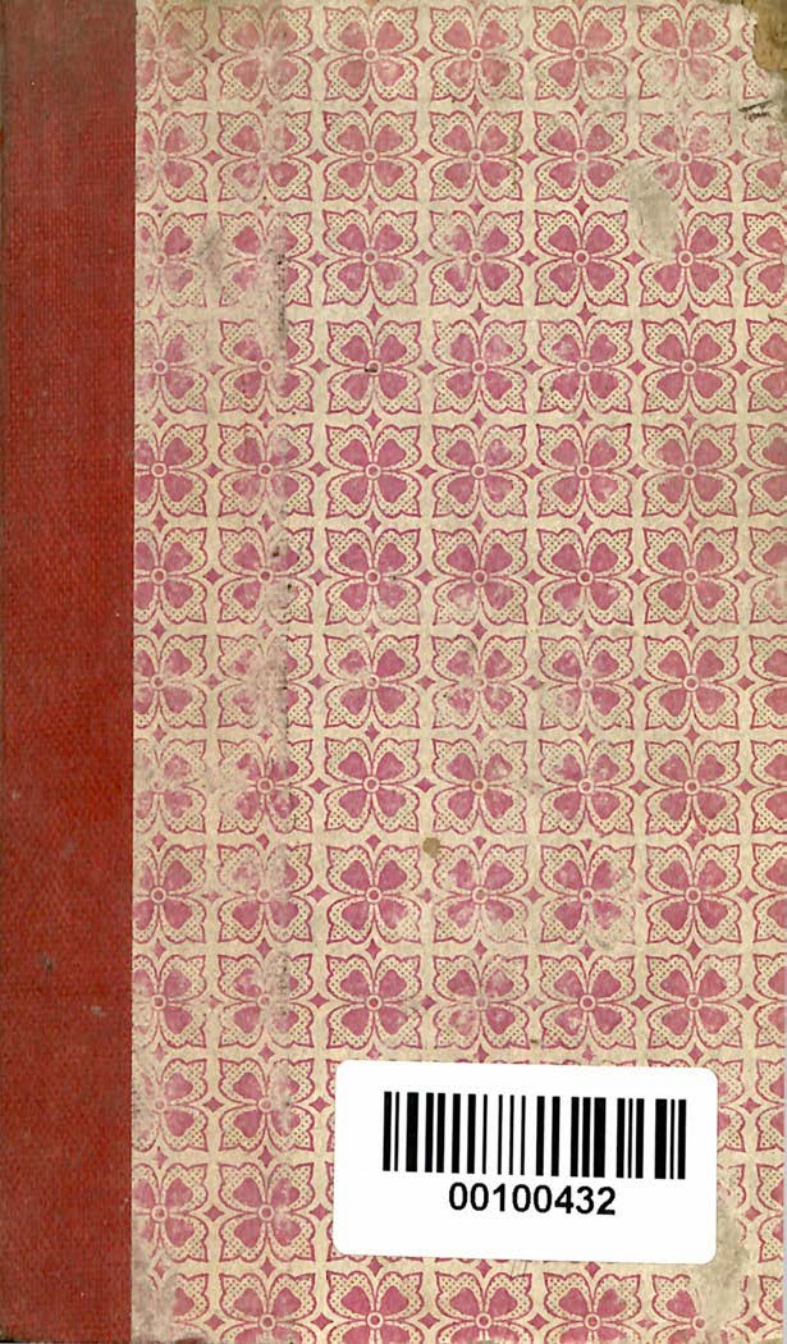
00100432

THE

ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY

Town Hall, Bombay.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

100432

00100432

LIBRARY OF THE BOMBAY BRANCH OF THE ROYAL ASIATIC SOCIETY.

Vorrede

zur französischen Ausgabe.

Dies Buch enthält eine Reihe von Briefen, die ich während der Jahre 1840—43 für die Augsburger Zeitung schrieb. Aus wichtigen Ursachen ließ ich dieselben vor einigen Monaten bei den Herren Hoffmann und Campe in Hamburg als ein besonderes Buch unter dem Titel „Lutetia" erscheinen, und nicht minder erhebliche Motive bestimmen mich heute, diese Sammlung gleichfalls in französischer Sprache zu publicieren. Jene Ursachen und diese Motive sind folgende.

Da die betreffenden Briefe in der Augsburger Zeitung anonym erschienen waren und beträchtliche Auslassungen und Änderungen erfahren hatten, so musste ich befürchten, dass man sie nach meinem Tode in dieser mangelhaften Gestalt herausgäbe,

vielleicht gar vermengt mit Korrespondenzen, die meiner Feder gänzlich fremd sind. Um solch ein posthumes Missgeschick zu vermeiden, habe ich es vorgezogen, selbst eine authentische Ausgabe jener Briefe zu besorgen. Indem ich aber so noch bei Lebzeiten wenigstens die gute Reputation meines Stiles gerettet, hatte ich leider der Böswilligkeit eine Waffe geliefert, um den guten Ruf meines Gedankens anzutasten; die linguistischen Lakunen in der Kenntnis der deutschen Sprache, denen man zuweilen selbst bei den unterrichtetsten Franzosen begegnet, haben es einigen meiner Landsleute des einen wie des andern Geschlechts möglich gemacht, vielen Leuten einzureden, dass ich in meinem Buche „Lutetia" ganz Paris verleumde und durch boshafte Spöttereien die geachtetsten Personen und Dinge in Frankreich herabwürdige. Es war daher für mich ein moralisches Bedürfnis, baldmöglichst eine französische Ausgabe meines Werkes erscheinen zu lassen und so meine allerschönste und vortrefflichste Freundin Lutetia in Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, wie ich sie in dem Buche behandelt habe, das ihren Namen führt. Sollte ich selbst hin und wieder durch einen zu derben Ausdruck oder durch eine verfehlte Bemerkung unwissentlich ihr Missfallen erregt haben, so darf sie mich nicht eines

Mangels an Sympathie, ſondern nur eines Mangels an Bildung und Takt anklagen. Schönſte Lutetia, vergiſs nicht meine Nationalität; bin ich auch einer der Geleckteſten unter meinen Landsleuten, ſo weiß ich doch nicht ganz meine Natur zu verleugnen; die Liebkoſungen meiner deutſchen Bärenpfoten mögen dich alſo manchmal verletzt haben, und ich warf dir vielleicht mehr als einen Pflaſterſtein an den Kopf, einzig in der Abſicht, dich gegen Fliegen zu beſchützen! Außerdem wolle man bedenken, daſs ich in dieſem Augenblick, wo ich ungewöhnlich krank bin, weder viel Sorgfalt noch viel geiſtige Heiterkeit auf die künſtleriſche Ausarbeitung meiner Sätze verwenden kann; in Wahrheit, die deutſche Ausgabe meines Buches iſt weit minder nachläſſig und unbehilflich als die franzöſiſche Verſion. In jener hat der Stil überall die Schroffheiten des Inhalts gemildert. Es iſt peinlich, höchſt peinlich, ſich gezwungen zu ſehn, einer eleganten Göttin an den Ufern der Seine in einer ſo wenig angemeſſenen Tracht ſeine Huldigungen darzubringen, während man daheim, in ſeiner deutſchen Kommode, die ſchönſten Kleider und mehr als eine prachtvoll geſtickte Weſte hat.

Nein, liebe Lutetia, ich habe dich niemals beleidigen wollen, und wenn böſe Zungen ihr Mög-

lichſtes thun, dich des Gegentheils zu verſichern, ſo ſchenke ſolchen Verleumdungen keinen Glauben. Zweifle nie, meine Schönſte, an der Aufrichtigkeit meiner Zärtlichkeit, die durchaus uneigennützig iſt. Du biſt ſicherlich noch jung genug, als daſs du zu fürchten hätteſt, aus anderen Beweggründen, als deiner ſchönen Augen willen, geliebt zu werden.

Ich habe ſo eben bemerkt, daſs die Briefe, welche mein Buch „Lutetia“ bilden, anonym in der Augsburger Zeitung erſchienen ſind. Sie trugen allerdings eine Chiffer; aber dieſe verbürgt keineswegs in entſcheidender Art, daſs ich der Verfaſſer war. Ich habe dieſen Umſtand ausführlich in einer Notiz beſprochen, die ich der deutſchen Ausgabe meines Buches beigefügt, und ich theile hier die Hauptſtelle daraus mit:

„Die Redaktion der Augsburger Zeitung pflegte meine Artikel, wie diejenigen der andern anonymen Mitarbeiter, durch eine Chiffer zu bezeichnen, um adminiſtrativen Bedürfniſſen zu begegnen, um z. B. die Komptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfaſſers sub rosa zuzuflüſtern. Da nur die Redaktion und nicht der eigentliche Verfaſſer für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redak-

tion gezwungen ist, das Journal sowohl der tausendköpfigen Leserwelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen, materiellen und moralischen, täglich zu kämpfen hat, so muss ihr wohl die Erlaubnis anheim gestellt werden, jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausscheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Stil des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muss der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflussloses Publikum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich andern großen Politikern und großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsere Gluth mäßigen und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen

hunderttauſend Leſern in allen Landen belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſeſten Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu ſchreiben. Da ich von dem Treuſinn und der Redlichkeit jenes innigſtgeliebten Jugendfreundes und Waffenbruders ſeit mehr als achtundzwanzig Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, ſo konnte ich mir auch wohl manche erſchreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen laſſen; — ſah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu ſagen ſchien: Liege ich denn etwa auf Roſen?“

Indem ich jene Korreſpondenzen, die ich vor ſo langer Zeit ohne irgend eine Unterſchrift erſcheinen ließ, jetzt unter meinem Namen veröffentliche, habe ich wohl das Recht, bei dieſer Gelegenheit das beneficium inventarii zu reklamieren, wie man es bei einer zweifelhaften Erbſchaft zu thun pflegt. Ich erwarte von der Billigkeit des Leſers, daſs er die Schwierigkeiten ſowohl des Orts wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfaſſer zu kämpfen hatte,

als er dieſe Briefe zum erſten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich geſagt, aber keineswegs für die Art und Weiſe, wie ſie geſagt worden. Wer ſich nur an die Worte hält, wird aus meinen Korreſpondenzen leicht eine gute Anzahl von Widerſprüchen, Nachläſſigkeiten und ſelbſt einen anſcheinenden Mangel an ernſthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geiſt meiner Worte erfaſſt, wird darin überall die ſtrengſte Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratiſchen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, beſtanden in der Cenſur, und zwar in einer doppelten Cenſur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genauer als die officielle Cenſur der bairiſchen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Kahn meines Gedankens Wimpel aufzuziehn, deren Embleme ſehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politiſchen oder ſocialen Anſichten entſprachen. Aber der journaliſtiſche Schleichhändler kümmerte ſich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Maſt ſeines Fahrzeugs hing, und mit dem die Winde ihr Flatterſpiel trieben; ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen

der öffentlichen Meinung zu führen wünschte. Ich kann mich rühmen, daſs mir ſolches Unternehmen recht häufig gelang, und man ſollte nicht mit mir ſchmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wuſſte ich z. B. ſehr wohl, daſs ſie ſich von jeher die Aufgabe geſtellt, alle Thatſachen des Zeitalters nicht allein mit größter Schnelligkeit zur Kenntnis der Welt zu bringen, ſondern auch ſie in ihren Blättern, wie in kosmopolitiſchen Archiven, vollſtändig einzuregiſtrieren. Ich muſſte daher beſtändig darauf ſinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatſache zu kleiden, das Ereignis ſowohl wie mein Urtheil über daſſelbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieſer Abſicht ſtand ich nicht an, häufig meine eigenen Anſichten andern Perſonen in den Mund zu legen, oder ich paraboliſierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Hiſtörchen und Arabesken, deren ſymboliſche Bedeutung nicht für Jedermann verſtändlich iſt, und die den Augen des oberflächlichen Leſers als ein Gemiſch armſeliger Klatſchgeſchichten und Kleinigkeitskrämereien haben erſcheinen können. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatſache herauszukehren, war es mir eben ſo

wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir gestattete, auch die häklichsten Dinge zu berichten. Der günstigste Ton in dieser Hinsicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich desselben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein Mittel, mehr als einen nützlichen Rath zu geben und manche heilsame Zurechtweisung anzubringen. Die Republikaner, welche sich über einen Mangel an gutem Willen meinerseits beschweren, haben nicht bedacht, dass ich während zwanzig Jahren in all' meinen Korrespondenzen sie nöthigen Falls ernstlich genug vertheidigt habe, und dass ich in meinem Buche „Lutetia" ihre moralische Überlegenheit hinlänglich merken ließ, indem ich beständig den unedlen und lächerlichen Übermuth und die völlige Nichtigkeit der herrschenden Bourgeoisie bloßstellte. Sie sind etwas schwer von Begriff, diese wackern Republikaner, von denen ich sonst früher eine bessere Meinung hatte. Was ihre Intelligenz betrifft, so glaubte ich, ihre geistige Beschränktheit sei nur Verstellung, die Republik spiele die Rolle eines Junius Brutus, um durch diese erheuchelte Einfalt das Königthum sorgloser, unvorsichtiger zu machen und es so eines Tags in eine Falle zu locken. Aber nach der Februar-Revolution erkannte ich meinen Irrthum, ich sah, dass die Republikaner

wirklich ganz ehrliche Leute, die sich nicht zu verstellen gewusst, und dass sie in der That waren, was sie schienen.

Wenn die Republikaner schon dem Korrespondenten der Augsburger Zeitung einen sehr misslichen Stoff boten, war Das in noch weit höherem Grade der Fall mit den Socialisten, oder, um das Ungeheuer bei seinem wahren Namen zu nennen, mit den Kommunisten. Und doch gelang es mir, dies Thema in der Augsburger Zeitung zu besprechen. Viele Briefe wurden von der Redaktion jenes Journals unterdrückt, welche sich des alten Sprichworts erinnerte: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen." Aber sie konnte nicht all' meine Mittheilungen abweisen, und, wie gesagt, ich fand Mittel, in ihren weisen Kolumnen einen Gegenstand zu behandeln, dessen furchtbare Bedeutung jener Epoche gänzlich unbekannt war. Ich malte den Teufel an die Wand meiner Zeitung, oder, wie sich eine geistreiche Persönlichkeit ausdrückte, ich schrieb ihm eine gute Reklame. Die Kommunisten, welche isoliert in allen Ländern verbreitet waren und eines klaren Bewusstseins ihrer gemeinsamen Tendenzen entbehrten, erfuhren durch die Augsburger Zeitung, dass sie wirklich existierten, sie lernten auch bei dieser Gelegenheit ihren wahren Namen

kennen, der mehr als einem dieſer armen Findelkinder der alten Geſellſchaft völlig unbekannt war. Durch die Augsburger Zeitung erhielten die zerſtreuten Gemeinden der Kommuniſten authentiſche Berichte über das unaufhörliche Fortſchreiten ihrer Sache; ſie erfuhren zu ihrem großen Erſtaunen, daſs ſie nicht im entfernteſten eine ſchwache kleine Gemeinſchaft, ſondern die ſtärkſte aller Parteien; daſs ihr Tag allerdings noch nicht gekommen, aber daſs ein ruhiges Warten kein Zeitverluſt ſei für Leute, denen die Zukunft gehört. Dies Geſtändnis, daſs die Zukunft den Kommuniſten gehört — ich machte es in einem Tone der Beſorgnis und höchſten Angſt, und ach! Das war keineswegs eine Maſke! In der That, nur mit Schreck und Schauder denke ich an die Epoche, wo dieſe finſtern Bilderſtürmer zur Herrſchaft gelangen werden; mit ihren ſchwieligen Händen werden ſie erbarmungslos alle Marmorſtatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen ſo theuer ſind; ſie werden all jenes phantaſtiſche Spielzeug und Flitterwerk der Kunſt zertrümmern, das der Poet ſo ſehr geliebt; ſie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht ſpannen noch arbeiteten und doch ſo herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all ſeiner Pracht, ſie werden dann ausge-

rauft aus dem Boden der Geſellſchaft, falls ſie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Roſen, dieſe müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Los ereilen; die Nachtigallen, dieſe unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein „Buch der Lieder“ wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehn, in die er Kaffe ſchütten wird oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich ſehe dies Alles voraus, und mich beſchleicht unſägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das ſiegreiche Proletariat meine Verſe bedroht, die ins Grab ſinken werden mit der ganzen alten romantiſchen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieſer ſelbe Kommunismus, der all' meinen Intereſſen und Neigungen ſo feindlich iſt, einen Zauber auf meine Seele, deſſen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben ſich zu ſeinen Gunſten in meiner Bruſt, zwei Stimmen, die ſich nicht wollen geſchweigen laſſen, die im Grunde vielleicht nur diaboliſche Anreizungen ſind — aber wie Dem auch ſei, ſie beherrſchen mich, und keine exorcierende Gewalt vermag ſie zu bezwingen.

Denn die erſte dieſer Stimmen iſt die Stimme der Logik. „Der Teufel iſt ein Logiker!“ ſagt Dante. Ein ſchrecklicher Syllogismus hält mich umſtrickt, und

wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, „daſs alle Menſchen das Recht haben, zu eſſen," ſo bin ich gezwungen, mich auch all' ſeinen Konſequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr den Verſtand zu verlieren, ich ſehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt bemächtigt ſich eine hochherzige Verzweiflung meines Herzens, und ich rufe aus: Sie iſt ſeit lange gerichtet, verurtheilt, dieſe alte Geſellſchaft. Geſchehe ihr, wie recht iſt! Werde ſie zertrümmert, dieſe alte Welt, wo die Unſchuld zu Grunde ging, wo die Selbſtſucht ſo herrlich gedieh, wo der Menſch ausgebeutet ward durch den Menſchen! Mögen ſie von Grund aus zerſtört werden, dieſe übertünchten Gräber, wo die Lüge und die ſchreiende Unbill thronten! Und geſegnet ſei der Gewürzkrämer, der einſt aus meinen Poeſien Düten verfertigen wird, um Kaffe oder Tabak hineinzuſchütten für die armen biederen alten Weiber, die ſich in unſerer jetzigen ungerechten Welt vielleicht ſolche Annehmlichkeit verſagen müſſten — fiat justitia, pereat mundus!

Die zweite der gebieteriſchen Stimmen, die mich beſtricken, iſt noch mächtiger und dämoniſcher als die erſte, denn es iſt die Stimme des Haſſes, des Haſſes, den ich einer Partei widme, deren furchtbarſter Gegner

der Kommunismus, und die aus dieſem Grunde unſer gemeinſamer Feind iſt. Ich rede von der Partei der ſogenannten Nationalitäts-Repräſentanten in Deutſchland, jener falſchen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und die Nachbarvölker beſteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausſchütten. Ja, dieſe Überbleibſel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Koſtüm ultradeutſchthümlicher Narren moderniſiert haben und ſich die Ohren ein wenig ſtutzen ließen — ich habe ſie all' meine Lebtage verabſcheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröſtet durch die Überzeugung, daſs der Kommunismus, der ſie zuerſt auf ſeinem Wege findet, ihnen den Gnadenſtoß geben wird; und ſicherlich wird es kein Keulenſchlag ſein, ſondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Rieſe ſie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird ſein Debüt ſein. Aus Haſs gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich faſt Liebe zu den Kommuniſten faſſen. Es ſind wenigſtens keine Heuchler, die immer die Religion und das Chriſtenthum auf den Lippen führen; die Kommuniſten haben freilich keine Religion (kein Menſch iſt vollkommen), die Kommuniſten ſind ſogar

Atheisten (was gewiss eine große Sünde ist), aber als Hauptdogma bekennen sie den absolutesten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Bruderschaftsverhältnis zwischen allen Menschen, den freien Bürgern dieser Erde. Dies Fundamentaldogma ist dasselbe, welches einst das Evangelium gepredigt, so dass im Geist und in der Wahrheit die Kommunisten weit christlicher sind als unsere sogenannten deutschen Patrioten, diese bornierten Verfechter einer exklusiven Nationalität.

Ich rede zu viel, jedenfalls mehr als die Klugheit und das Rückenübel mir gestatten, an dem ich in diesem Augenblick leide. Auch habe ich nur wenige Worte hinzuzufügen, um zum Schluss zu kommen Ich glaube hinlängliche Andeutungen über die ungünstigen Umstände gegeben zu haben, unter denen ich die Briefe aus Lutetia schrieb. Außer den lokalen Schwierigkeiten hatte ich, wie erwähnt, auch mit Zeithindernissen zu kämpfen. Was diese Hindernisse betrifft, welche die Zeit, zu der ich jene Briefe schrieb, mir verursachte, so wird ein intelligenter Leser sich leicht davon einen Begriff machen können; er braucht nur das Datum meiner Korrespondenzen anzusehn und sich zu erinnern, dass zu jener Epoche eben die nationale oder sogenannte

patriotiſche Partei in Deutſchland die vorherrſchende war. Die Julirevolution hatte ſie ein wenig in den Hintergrund der politiſchen Bühne gedrängt, aber die kriegeriſchen Fanfaren der franzöſiſchen Preſſe im Jahr 1840 boten dieſen Gallophoben die beſte Gelegenheit, aufs Neue vorzutreten; ſie ſangen damals das Lied vom freien Rhein. Zur Zeit der Februarrevolution verhallte dies Gekläff unter vernünftigeren Rufen, aber dieſe mußten bald nachher wieder verſtummen, als die große europäiſche Reaktion eintrat. Heut zu Tag herrſchen die Nationalitätsmänner und der ganze böſe Schweif von 1815 noch einmal in Deutſchland, und ſie heulen mit Erlaubnis des Herrn Bürgermeiſters und der anderen hohen Landesbehörden. Heult nur zu! der Tag wird kommen, wo der verhängnisvolle Fußtritt euch zermalmen wird. In dieſer Überzeugung kann ich ohne Unruhe dieſe Welt verlaſſen.

Und jetzt, lieber Leſer, habe ich dich ſo viel wie möglich in Stand geſetzt, die Einheit des Gedankens und den wahren Geiſt dieſes Buches zu beurtheilen, das ich vertrauensvoll allen ehrlichen Menſchen darbiete.

Paris, den 30. März 1855.

Heinrich Heine.

Zueignungsbrief.

An Seine Durchlaucht,

den Fürſten Pückler-Muskau.

Die Reiſenden, welche irgend einen durch Kunſt oder hiſtoriſche Erinnerung denkwürdigen Ort beſuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre reſpektiven Namen zu inſkribieren, mehr oder minder leſerlich, jenachdem das Schreibmaterial war, das ihnen zu Gebote ſtand. Sentimentale Seelen ſudeln hinzu auch einige pathetiſche Zeilen gereimter oder ungereimter Gefühle. In dieſem Wuſt von Inſchriften wird unſre Aufmerkſamkeit plötzlich in Anſpruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben ſind; Jahrzahl und Monatstag ſteht darunter, und um Namen und Datum ſchlängelt ſich ein ovaler Kreis, der einen Kranz

von Eichen- oder Lorberblättern vorstellen soll. Sind den spätern Besuchern des Ortes die Personen bekannt, denen jene zwei Namen angehören, so rufen sie ein heiteres: Sieh da! und sie machen dabei die tiefsinnige Bemerkung, dass jene Beiden also einander nicht fremd gewesen, dass sie wenigstens einmal auf derselben Stelle einander nahe gestanden, dass sie sich im Raum wie in der Zeit zusammengefunden, sie, die so gut zusammenpasstęn. — Und nun werden über Beide Glossen gemacht, die wir leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse, durch die Widmung dieses Buches gleichsam auf die Façade desselben unsre beiden Namen inskribiere, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemüthes, und wenn meinem Sinne irgend ein bestimmter Beweggrund vorschwebt, so ist es allenfalls der oberwähnte Brauch der Reisenden. — Ja, Reisende waren wir Beide auf diesem Erdball, das war unsre irdische Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsre beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben

darüber gloſſieren, in wie weit der Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen“ und der Berichterſtatter der Lutetia zuſammen paſſten.

Der Meiſter, dem ich dieſes Buch zueigne, verſteht das Handwerk, und kennt die ungünſtigen Umſtände, unter welchen der Autor ſchrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geiſteskinder das Licht erblickten, das Augsburgiſche Prokruſtesbett, wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht ſelten ſogar den Kopf abſchnitt. Um unbildlich zu ſprechen, das vorliegende Buch beſteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgiſchen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt bei dem neuen Abdruck die unterdrückten oder veränderten Stellen reſtaurierte. Leider erlaubt mir nicht der Zuſtand meiner Augen, mich mit vielen ſolcher Reſtaurationen zu befaſſen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwüſt nicht mehr herausfinden. Hier nun, ſo wie auch bei Berichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeſchickt hatte, erſetzte ich die Lakunen und verbeſſerte ich die Alterationen ſo viel als möglich aus dem Gedächtniſſe, und bei Stellen, wo mir der Stil fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, ſuchte ich wenig-

ſtens die artiſtiſche Ehre, die ſchöne Form, zu retten, indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieſes Ausmerzen an Orten, wo der wahnwitzige Rothſtift allzuſehr geraſt zu haben ſchien, traf nur Unweſentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menſchen, die oft irrig ſein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mussten, damit die urſprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Cenſur paſſiert hatten, ohne die geringſte Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künſtleriſche Zuſammenſtellung aller dieſer Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben ſo wichtig wie intereſſant war.

Ich ſpreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipp's die „parlamentariſche" nannte, ein Name, der ſehr bezeichnend war und deſſen Bedeutſamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im erſten Theil dieſes Buches zu leſen, ſchrieb ich am 9. April 1840 folgende Worte: „Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daſs ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein konſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom erſten März erhielt gleich in der Taufe dieſen

Namen.“ — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals schon die bedeutendsten Prärogative der Krone an sich gerissen, und die ganze Staatsmacht fiel allmählich in seine Hände. Seinerseits war der König, es ist nicht zu leugnen, ebenfalls von usurpatorischen Begierden gestachelt, er wollte selbst regieren, unabhängig von Kammer- und Ministerlaune, und in diesem Streben nach unbeschränkter Souveränetät suchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, dass er nie die Legalität verletzt, und vor den Assisen der Geschichte wird man ihn gewiss von jedem Vorwurf, eine ungesetzliche Handlung begangen zu haben, ganz freisprechen, und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlauheit schuldig erklären können. Die Kammer, welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, träfe gewiss ein weit herberes Verdikt, wenn nicht etwa als Milderungsgrund angeführt werden dürfte, dass sie provociert worden sei durch die absoluten Gewaltsgelüste des Königs; sie kann sagen, sie habe denselben befehdet, um ihn zu entwaffnen und selber die Diktatur zu übernehmen, die in seinen Händen staats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwischen dem König und der Kammer bildet den

Inhalt der parlamentariſchen Periode, und beide Parteien hatten ſich zu Ende derſelben ſo ſehr abgemüdet und geſchwächt, daſs ſie kraftlos zu Boden ſanken, als ein neuer Prätendent auf dem Schauplatz erſchien. Am 24. Februar 1848 fielen ſie faſt gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuilerien und einige Stunden ſpäter das Parlament in dem nachbarlichen Palais-Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengeſindel jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und ſie können ſich kaum rühmen, ihrer Feinde anſichtig geworden zu ſein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, ſondern ſie haben nur ſeinem Scheinleben ein Ende gemacht — König und Kammer ſtarben, weil ſie längſt todt waren. Dieſe beiden Kämpen der parlamentariſchen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einſt zu Münſter in dem großen Saale des Rathhauſes ſah, wo der weſtphäliſche Frieden geſchloſſen worden. Dort ſtehen nämlich längs den Wänden, wie Chorſtühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoriſtiſche Skulpturen zu ſchauen ſind. Auf einem dieſer Holzſtühle ſind zwei Figuren dargeſtellt, welche in einem Zweikampf begriffen; ſie ſind ritterlich geharniſcht und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf ein-

ander einzuhauen — doch sonderbar! Jedem von ihnen fehlt die Hauptsache, nämlich der Kopf, und es scheint, daſs sie sich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeschlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderseitige Kopflosigkeit zu bemerken, weiter fechten. —

Die Blüthezeit der parlamentarischen Periode waren das Ministerium vom 1. März 1840 und die ersten Jahre des Ministeriums vom 29. November 1840. Ersteres mag für den Deutschen noch ein besonderes Interesse bewahren, weil damals Thiers unser Vaterland in die große Bewegung hineintrommelte, welche das politische Leben Deutschlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieses Verdienst wird ihm die deutsche Geschichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientalischen Frage kommt unter jenem Ministerium bereits zum Vorschein, und wir sehen im grellsten Lichte den Egoismus jener brittischen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzosen verhetzte. Ihre Agenten schlichen sich ein in die deutsche Presse, um die politische Unerfahrenheit meiner Landsleute auszubeuten, die sich alles Ernstes einbildeten, die Franzosen trachteten nicht allein nach den Kronen der deutschen Duodezfürsten, sondern auch nach den Erdäpfeln ihrer Unterthanen,

und es gelüste sie nach dem Besitz der Rheinprovinzen, um unsern lieben guten Rheinwein zu trinken. O, nicht doch! Die Franzosen werden uns gern unsre Erdäpfel lassen, sie, welche die Trüffeln von Perigord besitzen, und sie können wohl unseres Rheinweins entbehren, da sie den Champagner haben. Frankreich braucht uns um Nichts zu beneiden, und die kriegerischen Gelüste, von denen wir uns bedroht glaubten, waren Erfindungen von englischer Fabrik. Daſs das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherster Alliierter ist, war die Überzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotische Bedürfnis, meine verblendeten Landsleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Ministerium Thiers manchmal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzu leidenschaftliches Kolorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchst gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrath. Meine Animosität gegen das „perfide Albion," wie man sich ehemals ausdrückte, existiert nicht mehr heut, wo sich so Vieles verändert hat. Ich bin Nichts weniger als ein Feind jenes großen englischen Volkes, das seitdem meine herzlichsten Sympathien, wenn auch

nicht mein Vertrauen, zu gewinnen gewuſſt. Aber ſo ſehr die Engländer als Individuen zuverläſſige Freunde ſind, ſo ſehr muſs man ihnen als Nation, oder, beſſer geſagt, als Regierung miſstrauen. Ich will hier gerne eine „Apologie“ im engliſchen Sinne des Worts vorbringen und, ſo zu ſagen, Abbitte thun für alle herben Ausfälle, mit denen ich das engliſche Volk regaliert habe, als ich dieſe Berichte ſchrieb; aber ich wage ſie heute nicht zu unterdrücken, denn die leidenſchaftlichen Stellen, welche ich in ihrem urſprünglichen Ungeſtüm wieder zum Abdruck bringe, dienen dazu, vor den Augen des Leſers die Leidenſchaften heraufzubeſchwören, von denen er ſich nach den großen Umwälzungen, die ſelbſt bis auf unſre Erinnerung erſtickt und erloſchen ſind, keine Vorſtellung zu machen wüſſte.

Bis zur Kataſtrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariſer Berichte, aber man ſieht ſchon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit, und ſie wird beſtändig vorausgeſagt mit jenem prophetiſchen Schmerz, den wir in dem alten Heldenliede finden, wo Troja's Brand nicht den Schluſs bildet, aber in jedem Verſe geheimnisvoll kniſtert. Ich habe nicht das Gewitter, ſondern die Wetterwolken beſchrieben, die es in ihrem Schoße trugen und ſchauerlich düſter heranzogen. Ich berichtete oft und

beſtimmt über die Dämonen, welche in den untern Schichten der Geſellſchaft lauerten und aus ihrer Dunkelheit heraufbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Dieſe Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da ſahen ſie wirklich aus wie wahnſinnige Flöhe — aber ich zeigte ſie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen ſie vielmehr den furchtbarſten Krokodilen, welche jemals aus dem Schlamm geſtiegen. —

Um die betrübſamen Berichterſtattungen zu erheitern, verwob ich ſie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft, aus den Tanzſälen der guten und der ſchlechten Societät, und wenn ich unter ſolchen Arabesken manche allzu närriſche Virtuoſenfratze gezeichnet, ſo geſchah es nicht, um irgend einem längſt verſchollenen Biedermann des Pianoforte oder der Maultrommel ein Herzeleid zuzufügen, ſondern um das Bild der Zeit ſelbſt in ſeinen kleinſten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege eben ſo gut wie das ſtolzeſte Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte ſind ein daguerreotypiſches Geſchichtsbuch, worin jeder Tag ſich ſelbſt abkonterfeite, und durch die Zuſammenſtellung ſolcher Bilder hat der ordnende Geiſt des Künſtlers ein Werk

geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst dokumentiert. Mein Buch ist daher zugleich ein Produkt der Natur und der Kunst, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfnissen der Leserwelt genügt, kann es auf jeden Fall dem späteren Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen, die, wie gesagt, die Bürgschaft ihrer Tageswahrheit in sich trägt. Man hat in solcher Beziehung bereits meinen „Französischen Zuständen," welche denselben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezollt, und die französische Übersetzung wurde von historienschreibenden Franzosen vielfach benutzt*). Ich erwähne dieses Alles, damit ich für mein Werk ein solides Verdienst vindiciere, und der Leser um so nachsichtiger sein möge, wenn er darin wieder jenen frivolen Esprit bemerkt, den unsre kerndeutschen, ich möchte sagen eicheldeutschen Landsleute auch dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" vorgeworfen haben. Indem ich Demselben mein Buch zueigne, kann ich wohl, in Bezug auf den darin enthaltenen Esprit heute von mir sagen, daſs ich Eulen nach Athen bringe**).

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) Der letzte Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Aber wo befindet ſich in dieſem Augenblick der vielverehrte und vieltheure Verſtorbene? Wohin adreſſiere ich mein Buch? Wo iſt er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galoppiert er, wo trottiert er? Er, der romantiſche Anacharſis, der faſhionabelſte aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menſchen ſucht. — Sucht er ihn in Sandomir, oder in Sandomich, wo ihm der große Wind, der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ausbläſt? Oder trabt er jetzt auf dem höckerichten Rücken eines Kamels durch die arabiſche Sandwüſte, wo der langbeinige Hut-Hut, den die deutſchen Dragomanen den Legationsſekretär von Wiedehopf nennen, an ihm vorüberläuft, um ſeiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gaſtes zu verkünden? — denn die alte fabelhafte Perſon erwartet den weltberühmten Touriſten auf einer ſchönen Oaſe in Äthiopien, wo ſie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätſchernden Springbrunnen frühſtücken und koketieren will, wie einſt auch die verſtorbene Lady Eſther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Räthſelſprüche wuſſte — Apropos, aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieſer berühmten Sultanin der Wüſte herausgegeben, habe

ich nicht ohne Verwunderung geleſen, daſs die hohe Dame, als Eure Durchlaucht ſie auf dem Libanon beſuchten, auch von mir ſprach, und der Meinung geweſen, ich ſei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! ich der Stifter einer neuen Religion! ich, dem die vorhandenen Religionen immer genug, mehr als genug geweſen! Da ſehe ich, wie ſchlecht man in Aſien über mich unterrichtet iſt! —

Ja, wo iſt jetzt der wanderſüchtige Überall-und-Nirgends? Korreſpondenten einer mongoliſchen Zeitung behaupten, er ſei auf dem Wege nach China, um die Chineſen zu ſehen, ehe es zu ſpät iſt und dieſes Volk von Porzellan in den plumpen Händen der rothhaarigen Barbaren ganz zerbricht*) — ach!

---

*) Der Schluſs dieſes Zueignungsbriefes lautet in der franzöſiſchen Ausgabe, wie folgt: „Ja, das himmliſche Reich zerfällt in Trümmer, und ſeine ſilbernen Glöcklein, die ſo luſtig klingelten, ertönen heut wie ein Todtengeläute. Bald wird es keine Chineſen und chineſiſchen Kunſtſpielereien mehr geben als auf unſern Theetaſſen, Ofenſchirmen, Fächern und Nippsgeſtellen; die langzöpfigen Mandarinen, die unſre Kamingeſimſe zierten und ſo vergnüglich ihren dicken Bauch wiegten, wobei ſie manchmal ein ſpitzigrothes Zünglein aus dem lachenden Munde hervorbleckten, dieſe armen Porzellanfiguren ſcheinen das Unglück ihres Vaterlandes zu kennen, ſie ſehen trübſinnig aus, als wollte ihr Herz vor Kummer zerbrechen. Dieſe Todesangſt des Porzellans iſt

ſeinem armen wackelköpfigen Porzellan-Kaiſer iſt ſchon vor Gram das Herz gebrochen! — Der Cal-

---

etwas Erſchreckliches. Aber es ſind nicht die Wackelfiguren von China allein, welche ausſterben. Die ganze alte Welt liegt im Verenden, und hat Eile, ſich begraben zu laſſen. Die Könige ſcheiden, die Götter ſcheiden, und, ach! auch die wackelnden Porzellanmännchen ſcheiden dahin!

„Indem ich ernſtlich über die Mittel und Wege nachſinne, mein Fürſt, dies Buch in Ihre Hände zu befördern, kommt mir der Gedanke, es poste restante nach Tombuktu zu adreſſieren. Man hat mir geſagt, daſs Sie ſich oft nach dieſer Stadt begeben, die eine Art ſchwarzes Berlin ſein muſs; da ſie noch nicht ganz entdeckt iſt, begreife ich ſehr wohl, daſs ſie Ihnen alle Annehmlichkeiten eines vollſtändigen Inkognitos gewährt, und daſs Sie ſich dort nach Belieben die Langeweile vertreiben können, wenn Sie jenes weißen Tombuktu's müde ſind, das ſich Berlin nennt.

„Aber, mögen Sie im Morgenland oder im Abendland, an den Ufern des Senegal's oder der Spree, in Peking oder in der Lauſitz ſein, gleichviel! wo Sie auch trotten oder galoppieren, überall werden meine Gedanken hinter Ihnen her trotten und galoppieren und Ihnen Dinge ins Ohr flüſtern, über die Sie lachen müſſen. Sie werden Ihnen auch ſagen, wie ſehr ich Sie liebe und bewundere, und wie viele herzliche Wünſche ich für Sie hege, an welchem Ort Sie auch weilen! Und damit, mein Fürſt, bete ich zu Gott, daſs er Sie in ſeine heilige und erhabene Hut nehme.

„Heinrich Heine."

Der Herausgeber.

cutta Advertiser ſcheint der oben erwähnten mongoliſchen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu ſchenken, und behauptet vielmehr, daſs Engländer, welche jüngſt den Himalaja beſtiegen, den Fürſten Piukler Miuskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen ſahen. Jenes Journal bemerkt, daſs der erlauchte Reiſende ſich wahrſcheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort hauſt, ſeinen Beſuch abzuſtatten und mit ihm über antediluvianiſche Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Dekan der Diplomaten, der Ex-Veſier ſo vieler präadamitiſchen Sultane, die Alle weiße Röcke und rothe Hoſen getragen, reſidiert er nicht während den Sommermonaten auf ſeinem Schloſs Johannisberg am Rhein? Ich habe den Wein, der dort wächſt, immer für den beſten gehalten, und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Reſpekt hat ſich noch vermehrt, ſeitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und daſs er einſt Eurer Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lektüre derſelben zuweilen Thränen vergoſſen habe. Ich wollte, er läſe auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnaſsgenoſſen, der heutigen Geſinnungspoeten; er wird freilich bei dieſer Lektüre nicht weinen, aber deſto herzlicher lachen. —

Jedoch noch immer weiß ich nicht ganz bestimmt den Aufenthaltsort des Verstorbenen, des lebendigsten aller Verstorbenen, der so viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo ist er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? In Hosen von Nanking oder von Manchester? In Vorderasien oder in Hinterpommern? Muss ich mein Buch nach Kyritz adressieren oder nach Tombuktu, poste restante? — Gleichviel, wo er auch sei, überall verfolgen ihn die heiter treuherzigsten und wehmüthig tollsten Grüße seines ergebenen

Heinrich Heine.

Paris, den 23. August 1854.

Die parlamentarische Periode

des Bürgerkönigthums.

(1840—43.)

I.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Perſon des Königs ſteht und mit eigenen Augen das Treiben deſſelben beobachtet, deſto leichter wird man getäuſcht über die Motive ſeiner Handlungen, über ſeine geheimen Abſichten, über ſein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionsmänner hat er jene moderne Schlauheit erlernt, jenen politiſchen Jeſuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu dieſen Errungenſchaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verſtellungskunſt, die Tradition ſeiner Vorfahren, der franzöſiſchen Könige, jener älteſten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürſten durch das heilige Öl von Rheims geſchmeidigt worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder prie-

ſterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelernten und überlieferten simulatio und dissimulatio geſellt ſich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, ſo daſs es faſt unmöglich iſt, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleiſch, die geheimen Gedanken zu erſpähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, ſo ſind wir dadurch noch nicht weit gefördert, denn am Ende iſt eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Perſonen nie der beſtimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (la force des choses), der Nothwendigkeit. Alle ſubjektive Anregung weiſt er faſt grauſam zurück, er iſt hart gegen ſich ſelbſt, und iſt er auch kein Selbſtherrſcher, ſo iſt er doch ein Beherrſcher ſeiner ſelbſt; er iſt ein ſehr objektiver König. Es hat daher wenig politiſche Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger, als den Thiers; er wird ſich des Einen oder des Andern bedienen, je nachdem er den Einen oder Andern nöthig hat, nicht früher, nicht ſpäter. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewiſsheit ſagen, wer von dieſen zwei Männern dem König am angenehmſten oder am unangenehmſten ſei. Ich glaube, ihm miſsfallen ſie alle Beide, und zwar aus Metierneid, weil er eben-

falls Miniſter iſt, in ihnen ſeine beſtändigen Nebenbuhler ſieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politiſche Kapacität zutrauen, als ihm ſelber. Man ſagt, Guizot ſage ihm mehr zu als Thiers, weil Jener eine gewiſſe Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritaniſche Zuſchnitt, der lauernde Hochmuth, der doktrinäre Belehrungston, das eckig-calviniſtiſche Weſen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers ſtößt er auf die entgegengeſetzten Eigenſchaften, auf einen ungezügelten Leichtſinn, auf eine kecke Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit ſeinem eigenen verſteckten, krummlinichten, eingeſchachtelten Charakter faſt beleidigend kontraſtiert und ihm alſo ebenfalls wenig behagen kann. Hiezu kommt, daſs der König gern ſpricht, ja ſogar ſich gern in ein unendliches Schwatzen verliert, was ſehr merkwürdig, da verſtellungsſüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg ſind. Gar bedeutend muſs ihm deſshalb ein Guizot miſsfallen, der nie diskuriert, ſondern immer dociert und endlich, wenn er ſeine Theſis bewieſen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem Könige Beifall nickt, als habe er einen Schulknaben vor ſich, der ſeine Lektion gut herſagt. Bei Thiers geht's dem Könige noch ſchlimmer, Der läſſt ihn gar nicht zu Worten kommen,

verloren in die Strömung seiner eigenen Rede. Das rieselt unaufhörlich, wie ein Faß, dessen Hahn ohne Zapfen, aber immer kostbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er sich rasiert, ist man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur so lange ihm das Messer an der Kehle ist, schweigt er und schenkt fremder Rede Gehör.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daſs der König sich endlich entschließt, den Begehrnissen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen und ihm als Präsidenten des Konseils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das ist leicht vorauszusehen. Man dürfte aber mit großer Gewiſsheit prophezeien, daſs das neue Ministerium nicht von langer Dauer sein wird, und daſs Herr Thiers selber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an seine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei seiner Behendigkeit und Geschmeidigkeit, zeigt immer ein großes Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrschaft zu erklettern, hinauf zu rutschen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz sicher auf

dem Gipfel seiner Macht glauben, glitscht er unversehens wieder herab, so geschickt, so artig, so lächelnd, so genial, dass wir diesem neuen Kunststück schier applaudieren möchten. Herr Guizot ist nicht so geschickt im Erklimmen des glatten Mastes. Mit schwerfälliger Mühe zottelt er sich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er sich fest mit der gewaltigen Tatze; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als sein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten sagen, dass er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein starkes Schütteln nöthig sein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In diesem Augenblick sind vielleicht schon die Depeschen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Kabinetten auseinandersetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Minister nehmen muss, anstatt des Guizot, der ihm viel angenehmer gewesen wäre.

Der König wird jetzt seine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der letztern ist eine thörichte Idiosynkrasie. Er meint, dass von dem äußern Frieden auch die Ruhe seines Inlands, abhänge, und er schenkt diesem nur geringe Aufmerksamkeit. Er, vor

deſſen Augenzwinkern alle Trajane, Titusſe, Marc-Aurele und Antonine dieſer Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müſſten, er demüthigt ſich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: „Schonet meiner! verzeiht mir, daſs ich, ſo zu ſagen, den franzöſiſchen Thron beſtiegen, daſs das tapferſte und intelligenteſte Volk, ich will ſagen: 36 Millionen Unruheſtifter und Gottesleugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daſs ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine ſchlechte Erziehung genoſſen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menſchenrechte buchſtabieren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenpoſten eines Thürſtehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch ſchlechte Geſellſchaft verführt, beſonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beſte Republik machen wollte — ich habe mich aber ſeitdem gebeſſert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte euch, verzeiht mir aus chriſtlicher Barmherzigkeit — und ſchenket mir den Frieden!“ Nein, ſo hat ſich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er iſt ſtolz und edel und klug, aber Das war doch immer der kurze Sinn ſeiner langen

Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich sie jüngst sah, mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Fliegenpfötchen“ (pattes de mouche) nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine“ benamsen; sie ähneln nämlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst magern Buchstaben machen einen fabelhaft drolligen Eindruck.

Selbst in der nächsten Umgebung des Königs wird seine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getadelt; aber Niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu lassen. Dieser milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreise der Seinen einen eben so blinden Gehorsam, wie ihn der wüthendste Tyrann jemals durch die größten Grausamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe fesselt die Zunge seiner Familie und Freunde; Das ist ein Mißgeschick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einspruch und sogar offener Widerspruch heilsam sein dürfte. Selbst der Kronprinz, der verständige Herzog von Orleans, beugt schweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er seine Fehler einsieht und traurige Konflikte, ja eine entsetzliche Kata-

ſtrophe zu ahnen ſcheint. Er ſoll einſt zu einem Vertrauten geſagt haben, er ſehne ſich nach einem Kriege, weil er lieber in den Wogen des Rheins als in einer ſchmutzigen Goſſe von Paris ſein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholiſche Augenblicke und erzählt dann, wie ſeine Muhme, Madame d'Angoulême, die unguillotinierte Tochter Ludwig des XVI., mit ihrer heiſeren Rabenſtimme ihm ein frühes Verderben prophezeit, als ſie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar iſt es, daſs der Prinz einige Stunden ſpäter in Gefahr gerieth, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, füſilliert zu werden und nur wie durch ein Wunder ſolchem Schickſal entging. Der Erbprinz iſt allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und ſein Verluſt wäre der jetzigen Dynaſtie mehr als verderblich. Seine Popularität iſt vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er iſt auch eine der edelſten und koſtbarſten Blüthen, die dem Boden Frankreichs, dieſem „ſchönen Menſchengarten," entſproſſen ſind.

II.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers ſteht heute im vollen Lichte ſeines Tages. Ich ſage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daſs Thiers jetzt Miniſter iſt, alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminiſter, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Perſonen, mehr aus Schelmerei denn aus Überzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe ſie die Ordonanzen unterzeichnet ſähen, ſchwarz auf weiß im „Moniteur.“ Sie ſagen, bei der zögernden Weiſe des Fabius Cunctator des Königthums, ſei Alles möglich; vorigen Mai habe ſich der Handel zerſchlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, iſt Thiers Miniſter — „Schwören will ich darauf, aber nicht wetten,“ ſagte einſt Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit*). Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit ſeine Popu-

*) Der Schluſs dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

larität wieder demoliert ſein wird. Die Republikaner ſehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und ſie werden ihn gewiſs nicht ſchonen. Großmuth iſt nicht ihre Art, und die republikaniſche Tugend verſchmäht nicht die Alliance mit der Lüge. Morgen ſchon werden die alten Verleumdungen aus den modrigſten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Kollegen werden ebenfalls ſtark herhalten. „Ein Karnevalsminiſterium!“ rief man ſchon geſtern Abend, als der Name des Miniſters des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewiſſe Wahrheit. Ohne die Beſorgnis vor den drei Karnevalstagen hätte man ſich mit der Bildung des Miniſteriums vielleicht nicht ſo ſehr geeilt. Aber heute iſt ſchon Faſchingſonntag, in dieſem Augenblick wälzt ſich bereits der Zug des boeuf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen ſind die gefährlichſten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläſſt ſich dann einer wahnſinnigen, faſt verzweiflungsvollen Luſt, alle Tollheit iſt grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrauſch trinkt dann leicht Brüderſchaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. — Mummerei gegen Mummerei, und das neue Miniſterium iſt vielleicht eine Maſke des Königs für den Karneval.

III.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenſchaften ſich etwas abgekühlt und denkende Beſonnenheit ſich allmählich geltend macht, geſteht Jeder, daſs die Ruhe Frankreichs aufs gefährlichſte bedroht war, wenn es den ſogenannten Konſervativen gelang, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen. Die Glieder deſſelben ſind gewiſs in dieſem Augenblick die geeignetſten Lenker des Staatswagens. Der König und Thiers, der Eine im Innern des Wagens, der Andere auf dem Bocke, ſie müſſen jetzt einig bleiben, denn trotz der verſchiedenen Situation ſind ſie denſelben Gefahren des Umſturzes ausgeſetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Hader, wie man allgemein glaubt. Perſönlich hatten ſich Beide ſchon vor geraumer Zeit ausgeſöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politiſche. Bei aller jetzigen Einigkeit, bei

dem beſten Willen des Königs für die Erhaltung des Miniſteriums, kann doch in ſeinem Geiſte jene politiſche Differenz nie ganz ſchwinden; denn der König iſt ja der Repräſentant der Krone, deren Intereſſen und Rechte in beſtändigem Konflikt mit den uſurpierten Gelüſten der Kammer. In der That, wir müſſen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer mit dem Ausdruck Uſurpationsluſt bezeichnen; ſie war auch immer der angreifende Theil, ſie ſuchte bei jeder Veranlaſſung die Rechte der Krone zu ſchmälern, die Intereſſen derſelben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. Z. B. die Charte verlieh dem König das Recht, ſeine Miniſter zu wählen, und jetzt iſt dieſes Prärogativ nur ein leerer Schein, eine ironiſche, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit iſt es die Kammer, welche die Miniſter wählt und verabſchiedet. Auch iſt es ſehr charakteriſtiſch, daſs ſeit einiger Zeit die franzöſiſche Staatsregierung nicht mehr ein konſtitutionelles, ſondern ein parlamentariſches Gouvernement genannt wird. Das Miniſterium vom 1. März erhielt gleich in der Taufe dieſen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunſten der Kammer öffentlich proklamiert und ſanktioniert.

Thiers iſt der Repräſentant der Kammer, er iſt ihr gewählter Miniſter, und in dieſer Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchſte Miſshuld trifft alſo, wie geſagt, nicht die Perſon des Miniſters, ſondern das Princip, das ſich durch ſeine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, daſs die Kammer den Sieg jenes Princips nicht weiter verfolgen wird; denn es iſt im Grunde daſſelbe Elektionsprincip, als deſſen letzte Konſequenz die Republik ſich darbietet. Wohin ſie führen, dieſe gewonnenen Kammerſchlachten, merken die dynaſtiſchen Oppoſitionshelden jetzt eben ſo gut wie jene Konſervativen, die aus perſönlicher Leidenſchaft bei Gelegenheit der Dotationsfrage ſich die lächerlichſten Miſsgriffe zu Schulden kommen ließen.

Das Verwerfen der Dotation, und gar der ſchweigende Hohn, womit man ſie verwarf, war nicht bloß eine Beleidigung des Königthums, ſondern auch eine ungerechte Thorheit; denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählich abkämpfte, muſſte man ſie wenigſtens entſchädigen durch äußern Glanz, und ihr moraliſches Anſehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inkonſequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben, und knickert bei den Koſten für Hermelin und Goldprunk! Ihr ſchreckt zurück vor

der Republik, und insultiert euren König öffentlich, wie ihr gethan bei der Abstimmung der Dotationsfrage! Und sie wollen wahrlich keine Republik, diese edlen Geldritter, diese Barone der Industrie, diese Auserwählten des Eigenthums, diese Enthusiasten des ruhigen Besitzes, welche die Majorität in der französischen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entsetzlicheres Grauen als der König selbst, sie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher sich in seiner Jugend schon daran gewöhnt hat, als er ein kleiner Jakobiner war.

Wird sich das Ministerium Thiers lange halten? Das ist jetzt die Frage. Dieser Mann spielt eine schauerliche Rolle. Er verfügt nicht bloß über alle Streitkräfte des mächtigsten Reiches, sondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnsinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus seiner weisen Sodialität hinaus in die fatalistischen Irrgänge der Leidenschaft, legt ihm Nichts in den Weg, weder goldene Äpfel noch rohe Klötze!... Die ganze Partei der Krone sollte sich Glück wünschen, dass die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngsten Debatten seine ganze politische Größe offenbart hat. Ja, während die Andern nur Redner sind, oder

Administratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Tugendhelden, so ist Thiers alles Dieses zusammen, sogar Letzteres, nur dass sich bei ihm diese Fähigkeiten nicht als schroffe Specialitäten hervorstellen, sondern von seinem staatsmännischen Genie überragt und absorbiert werden. Thiers ist Staatsmann; er ist einer von jenen Geistern, denen das Talent des Regierens angeboren ist. Die Natur schafft Staatsmänner, wie sie Dichter schafft, zwei sehr heterogene Arten von Geschöpfen, die aber von gleicher Unentbehrlichkeit; denn die Menschheit muss begeistert werden und regiert. Die Männer, denen die Poesie oder die Staatskunst angeboren ist, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen diesen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechseln, welche die Minderbegabten anstachelt, die Welt mit ihren elegischen Reimereien*) oder mit ihren prosaischen Deklamationen zu langweilen. [Thiers ist kein Ehrgeiziger, eben so wenig wie Victor Hugo; Monsieur de Lamartine hingegen ist ein Ehrgeiziger, sowohl in politischer wie in poetischer Beziehung.]

*) „oder mit ihren politisch sentimentalen Deklamationen, oder gar mit beiden zugleich zu langweilen," schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich habe angedeutet, daſs Thiers eben durch ſeine letzte Rede ſeine ſtaatsmänniſche Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit ſeinen ſonoren Phraſen auf die Ohren der großen Menge eine pomphaftere Wirkung ausgeübt; aber dieſer Orator verhält ſich zu jenem Staatsmann, wie Cicero zu Demoſthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plädierte, dann ſagten die Zuhörer, daſs Niemand ſchöner zu reden verſtehe als der Marcus Tullius; ſprach aber Demoſthenes, ſo riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobſprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputierten ihren Säckel und gaben ihm das verlangte Geld.

Kulminierend in jener Rede des Thiers war das Wort „Transaktion" — ein Wort, das unſere Tagespolitiker ſehr wenig begriffen, das aber nach meiner Anſicht die tiefſinnigſte Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaktion, eine Vermittlung zwiſchen Principien und Parteien? Wenn man regieren ſoll, und ſich zwiſchen zwei Faktionen, die ſich befehden, befindet, ſo muſs man eine Transaktion verſuchen. Wie könnte die Welt fortſchreiten, wie könnte ſie nur ruhig ſtehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten

und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herſtellten, im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erſcheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens ſind Transaktionen nothwendig. Was war es anders, als Transaktion zwiſchen der römiſch-katholiſchen Überlieferung und der menſchlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutſchland als Reformation und proteſtantiſche Kirche ins Leben trat? Was war es anders, als Transaktion, was Napoleon in Frankreich verſuchte, als er die Menſchen und die Intereſſen des alten Regimes mit den neuen Menſchen und neuen Intereſſen der Revolution zu verſöhnen ſuchte? Er gab dieſer Transaktion den Namen „Fuſion“ — ebenfalls ein ſehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes Syſtem offenbart. — Zwei Jahrtauſende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fuſionsſyſtem erſonnen, als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte, durch Wechſelheirathen zwiſchen Siegern und Beſiegten, Sittentauſch, Gedankenverſchmelzung. — Nein, zu ſolcher Höhe des Fuſionsſyſtems konnte ſich Napoleon nicht erheben, nur die Perſonen und Intereſſen wuſſte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und Das war ſein großer Fehler und auch der Grund ſeines Sturzes. Wird

Herr Thiers denſelben Miſsgriff begehen? Wir fürchten es faſt. Herr Thiers kann ſprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken, immer neue Geiſtesblitze hervorſprühend, den Zuhörer ergötzend, belehrend, blendend, man möchte ſagen: ein geſprochenes Feuerwerk. Und dennoch begreift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfniſſe der Menſchheit; er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdiſchen Erſcheinungen an den Himmel gekettet ſind; er hat keinen Sinn für große ſociale Inſtitutionen.

IV.

Paris, den 30. April 1840.

„Erzähle mir, was du heute geſäet haſt, und ich will dir vorausſagen, was du morgen ernten wirſt!“ An dieſes Sprichwort des kernichten Sancho dachte ich dieſer Tage, als ich im Faubourg Saint Marceau einige Ateliers beſuchte und dort entdeckte, welche Lektüre unter den Ouvriers, dem kräftigſten Theile der untern Klaſſe, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehre neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marat's Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeſchichte des Cabet, Cormenin's giftige Libelle, Baboeuf's Lehre und Verſchwörung von Buonarotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich ſingen, die in der Hölle gedichtet zu ſein ſchienen, und deren Refrains von

der wildesten Aufregung zeugten. Nein, von den dämonischen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man sich in unsrer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muss Dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuren Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten, trotzigen Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Takt schlagen auf dem dröhnenden Amboss. Solches Accompagnement ist vom größten Effekt, so wie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Esse hervorsprühen. Nichts als Leidenschaft und Flamme!

Eine Frucht dieser Saat, droht aus Frankreichs Boden früh oder spät die Republik hervorzubrechen. Wir müssen in der That solcher Befürchtung Raum geben; aber wir sind zugleich überzeugt, dass jenes republikanische Regiment nimmermehr von langer Dauer sein kann in der Heimat der Koketterie und der Eitelkeit. Und gesetzt auch, der Nationalcharakter der Franzosen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, so könnte doch die Republik, wie unsere Radikalen sie träumen, sich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer solchen Republik liegt schon der Keim ihres frühen Todes; in ihrer Blüthe muss sie sterben. Gleichviel von

welcher Verfaſſung ein Staat ſei, er erhält ſich nicht bloß und allein durch den Gemeinſinn und den Patriotismus der Volksmaſſe, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern er erhält ſich durch die Geiſtesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wiſſen wir, daſs in einer Republik der angedeuteten Art ein eiferſüchtiger Gleichheitsſinn herrſcht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückſtößt, ja unmöglich macht, und daſs alſo in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wurſthändler ſich an die Spitze des Gemeinweſens ſtellen werden. Durch dieſes Grundübel ihrer Natur müſſen jene Republiken nothwendigerweiſe zu Grunde gehen, ſobald ſie mit energiſchen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entſcheidenden Kampf gerathen. Daſs Dieſes aber ſtattfinden muſs, ſobald in Frankreich die Republik proklamiert würde, unterliegt keinem Zweifel.

[Das bedeutendſte Organ der Republikaner iſt die „Revue du progrès.“ Louis Blanc, der Redakteur en chef, iſt unſtreitig ein ausgezeichneter Kopf, oder vielmehr ein ausgezeichnetes Köpfchen. Von Statur iſt er ſehr klein, ſieht faſt aus wie ein Schuljunge, kleine rothe Bäckchen, faſt gar kein Bart; aber mit dem Geiſte überragt er die meiſten

seiner Parteigenossen, und sein Blick dringt tief in die Abgründe, wo die socialen Fragen nisten und lauern. Er ist ein Mann, der eine große Zukunft hat, denn er begreift die Vergangenheit. Er ist, wie gesagt, ein ausgezeichneter Kopf, und ich habe mich nicht sehr verwundert, als ich diese Woche von der Dissidenz erfuhr, die zwischen ihm und seinen republikanischen Mitredaktoren ausgebrochen. Louis Blanc hatte nämlich, bei Gelegenheit des „Vautrin" von Balzac, unumwunden erklärt, daſs die Theatercensur nothwendig sei. Empört durch solchen greuelhaften Ausspruch, solche antijakobinische Ketzerei, haben sich Felix Pyat und Auguste Luchet von der Redaktion der „Revue du progrès" losgesagt. Beide sind nicht bloß Männer von ehrenvollem Charakter, sondern auch Schriftsteller von großem Talent; vor einigen Jahren schrieben sie gemeinsam ein Drama, welches von der Theatercensur unterdrückt wurde.]

Während die Friedenszeit, deren wir jetzt genießen, sehr günstig ist für die Verbreitung der republikanischen Lehren, löst sie unter den Republikanern selbst alle Bande der Einigkeit; der argwöhnische Geist dieser Leute muſs durch die That beschäftigt werden, sonst geräth er in spitzfindige Diskussionen und Zwistreden, die in bittere Feind-

ſchaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und ſehr viel Haſs für Diejenigen, die durch Gewalt des fortſchreitenden Nachdenkens ſich einer entgegengeſetzten Anſicht zuneigen. Mit einer Beſchuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Beſtechlichkeit, ſind ſie alsdann ſehr freigebig. In ihrer Beſchränktheit pflegen ſie nie zu begreifen, daſs ihre früheren Bundesgenoſſen manchmal durch Meinungsverſchiedenheit gezwungen werden, ſich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationellen Gründe ſolcher Entfernung zu ahnen, ſchreien ſie gleich über pekuniäre Motive. Dieſes Geſchrei iſt charakteriſtiſch. Die Republikaner haben ſich nun einmal mit dem Gelde aufs feindlichſte überworfen; Alles, was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluſs des Geldes zugeſchrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegnern als Barrikade, als Schutz und Wehr, ja das Geld iſt vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Koburg, und ſie ſchimpfen darauf in altſanskülottiſcher Weiſe. Im Grunde leitet ſie ein richtiger Inſtinkt. Von jener neuen Doktrin, die alle ſocialen Fragen von einem höheren Geſichtspunkt betrachtet und von dem banalen Republikanismus ſich eben ſo glänzend unterſcheidet, wie ein kaiſerliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitskittel, davon haben unſere Republikaner

Wenig zu fürchten; denn wie sie selber, ist auch die große Menge noch entfernt von jener Doktrin. Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der edle Bürgerstand, der bürgerliche Adel, sämmtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel Vorkenntnisse gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen und Verflachungsgedanken zusagt, und die sie auch öffentlich bekennen würden, geriethen sie nicht dadurch in einen Konflikt — mit dem Gelde. Jeder Thaler ist ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Dukaten ein Achilles. Ein Republikaner hasst daher das Geld mit großem Recht, und wird er dieses Feindes habhaft, ach! so ist der Sieg noch schlimmer als eine Niederlage; der Republikaner, der sich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu sein! Er gleicht dann jenem östreichischen Soldaten, welcher ausrief: „Herr Korporal, ich habe einen Gefangnen gemacht!“ aber, als der Korporal ihn seinen Gefangnen herbeiführen hieß, die Antwort gab: „Ich kann nicht, denn er lässt mich nicht los.“

Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldinteressen beständig niedergehalten wird, bemerkte ich dieser Tage im Gespräche mit einem sehr aufgeklärten Bankier, der

im größten Eifer zu mir ſagte: „Wer beſtreitet denn die Vorzüge der republikaniſchen Verfaſſung? Ich ſelber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, ſtecke ich die Hand in die rechte Hoſentaſche, worin mein Geld iſt, ſo macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum, und ich fühle mich monarchiſch geſinnt; ſtecke ich hingegen die Hand in die linke Hoſentaſche, welche leer iſt, dann ſchwindet gleich alle Furcht, und ich pfeife luſtig die Marſeillaiſe und ich ſtimme für die Republik!“ — [Der aufgeklärte Bankier, der mir Dieſes ſagte, iſt weder der große Baron von Rothſchild, noch der kleine Herr Königswarter; kaum bedürfte es noch dieſer beſondern Bemerkung, da Erſterer, wie Jeder weiß, ſo viel Geld hat, daſs ſeine beiden Taſchen davon voll ſind, während der Andere zu wenig Geiſt hat, als daſs er irgend zu erklären wüſſte, warum er zwanzigmal des Tags abwechſelnd Royaliſt und Republikaner iſt.]*)

Wie die Republikaner, ſind auch die Legitimiſten beſchäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Ausſaat zu benutzen, und beſonders in den ſtillen Boden der Provinz ſtreuen ſie den Samen, woraus ihr Heil

*) Der obige Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

erblühen ſoll. Das Meiſte erwarten ſie von der Propaganda, die durch Erziehungsanſtalten und Bearbeitung des Landvolks die Autorität der Kirche wieder herzuſtellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter ſollen auch die Rechte der Väter wieder zu Anſehen kommen. Man ſieht daher Frauen von der adligſten Geburt, die gleichſam als Ladies patronesses der Religion ihre devoten Geſinnungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben, und durch ihr elegantes Beiſpiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Oſtern. Beſonders nach Saint-Roche und Notre Dame de Lorette drängte ſich die geputzte Andacht; hier glänzten die ſchwärmeriſch ſchönſten Toiletten, hier reichte der fromme Dandy das Weihwaſſer mit weißen Glacéhandſchuhen, hier beteten die Grazien. Wird Dies lange währen? Wird dieſe Religioſität, wenn ſie die Vogue der Mode gewinnt, nicht auch dem ſchnellen Wechſel der Mode unterworfen ſein? Iſt dieſe Röthe ein Zeichen der Geſundheit? ... Der liebe Gott hat heute viel' Beſuche, ſagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Zudrang nach den Kirchen bemerkte. „Es ſind Abſchiedsviſiten" — erwiderte der Ungläubige.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimiſten geſäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraſchen, wenn ſie einſt als geharniſchte Kämpen aus dem Boden hervorſtürmen und ſich unter einander würgen, oder auch mit einander fraterniſieren. Ja, Letzteres iſt möglich; giebt es doch hier einen entſetzlichen Prieſter, der durch ſeine blutdürſtigen Glaubensworte die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft.

Unterdeſſen ſind alle Augen auf das Schauſpiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche durch mehr oder minder oberflächliche Akteure tragiert wird. Ich ſpreche von der Kammer und dem Miniſterium. Die Stimmung der erſteren, ſo wie die Erhaltung des letzteren, iſt gewiſs von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Kataſtrophe beſchleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten ſcheint. Einem ſolchen Ausbruch ſo lange als möglich vorzubeugen, iſt die Aufgabe unſerer jetzigen Staatslenker. Daſs ſie nichts Anders wollen, nichts Anders hoffen, daſs ſie die endliche „Götterdämmerung“ vorausſehen, verräth ſich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit faſt naiver Ehrlichkeit geſtand Thiers in einer ſeiner letzten Reden, wie wenig er der nächſten Zukunft traue, und wie

man von Tag zu Tag sich hinfristen müsse; er hat ein feines Ohr, und hört schon das Geheul des Wolfes-Fenris, der das Reich der Hela verkündigt*). Wird ihn die Verzweiflung über das Unabwendbare nicht mal plötzlich zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen? [Seine Gegner flüstern sich Dergleichen ins Ohr. Hingegen seine Freunde bemerken an ihm eine täglich zunehmende Milde. Der Mann lebt im Gefühl seiner ernsthaften Pflichten, seiner Verantwortlichkeit gegen Mitwelt und Nachwelt, und er wird dem Tumult der Tagesleidenschaften immer die kluge Ruhe des Staatsmanns entgegensetzen.]

*) Hier schließt dieser Brief in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

V.

Paris, den 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariſer Blätter bringen einen Bericht des k. k. öſterreichiſchen Konſuls zu Damaskus an den k. k. öſterreichiſchen Generalkonſul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrthum an die dunkelſten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Märchen deſſelben als poetiſchen Stoff bearbeiten und uns an jenen ſchauerlich naiven Sagen ergötzen, womit unſre Vorfahren ſich nicht wenig ängſtigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wehrwölfen und Juden die Rede iſt, die zu ihrem Satansdienſt das Blut frommer Chriſtenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergeſſen, fängt man an im Morgenlande ſich ſehr betrübſam des alten Aberglaubens

zu erinnern und gar ernſthafte Geſichter zu ſchneiden, Geſichter des düſterſten Grimms und der verzweifelnden Todesqual! Unterdeſſen foltert der Henker, und auf der Marterbank geſteht der Jude, daſs er bei dem herannahenden Paſſahfeſte etwas Chriſtenblut brauchte zum Eintunken für ſeine trockenen Oſterbröte, und daſs er zu dieſem Behufe einen alten Kapuziner abgeſchlachtet habe! Der Türke iſt dumm und ſchnöde, und ſtellt gern ſeine Baſtonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Chriſten gegen die angeklagten Juden; denn beide Sekten ſind ihm verhaſſt, er betrachtet ſie beide wie Hunde, er nennt ſie auch mit dieſem Ehrennamen, und er freut ſich gewiſs, wenn der chriſtliche Giaur ihm Gelegenheit giebt, mit einigem Anſchein von Recht den jüdiſchen Giaur zu miſshandeln. Wartet nur, wenn es mal des Paſchas Vortheil ſein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluſs der Europäer zu fürchten braucht, wird er auch dem beſchnittenen Hunde Gehör ſchenken, und Dieſer wird unſere chriſtlichen Brüder anklagen, Gott weiß weſſen! Heute Amboſs, morgen Hammer! —

Aber für den Freund der Menſchheit wird Dergleichen immer ein Herzeleid ſein. Erſcheinungen dieſer Art ſind ein Unglück, deſſen Folgen unbe-

rechenbar. Der Fanatismus ist ein ansteckendes Übel, das sich unter den verschiedensten Formen verbreitet, und am Ende gegen uns Alle wüthet. Der französische Konsul in Damaskus, der Graf Ratti-Menton, hat sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entsetzens erregten. Er ist es, welcher den occidentalischen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damaskus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Christenmordes bezichtigt werden. Diese haßschnaufende Schrift, die der Graf Menton von seinen geistlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, ist ursprünglich der Bibliotheca prompta a Lucio Ferrario entlehnt, und es wird darin ganz bestimmt behauptet, daß die Juden zur Feier ihres Paßahfestes des Blutes der Christen bedürften. Der edle Graf hütete sich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, daß nämlich die Juden zu demselben Zwecke auch konsekrierte Hostien stehlen und mit Nadeln so lange stechen, bis das Blut herausfließe — eine Unthat, die im Mittelalter nicht bloß durch beeidigte Zeugenaussagen, sondern auch dadurch ans Tageslicht gekommen, daß über dem Judenhause, worin eine jener gestohlenen Hostien gekreuzigt worden, sich ein lichter Schein ver-

breitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhammedaner, hätten Dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton mußte im Intereſſe ſeiner Sendung zu weniger mirakulöſen Hiſtorien ſeine Zuflucht nehmen. Ich ſage: im Intereſſe ſeiner Sendung, und überlaſſe dieſe Worte dem weiteſten Nachdenken. Der Herr Graf iſt erſt ſeit kurzer Zeit in Damaskus; vor ſechs Monaten ſah man ihn hier in Paris, der Werkſtätte aller progreſſiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen. — Der hieſige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, der ſich jüngſt nicht bloß als Mann der Humanität, ſondern ſogar als Sohn der Revolution geltend zu machen ſuchte, offenbart bei Gelegenheit der Damascener Vorgänge eine befremdliche Lauheit. Nach dem heutigen „Moniteur“ ſoll bereits ein Vicekonſul nach Damaskus abgegangen ſein, um das Betragen des dortigen franzöſiſchen Konſuls zu unterſuchen. Ein Vicekonſul! Gewiſs eine untergeordnete Perſon aus einer nachbarlichen Landſchaft, ohne Namen und ohne Bürgſchaft parteiloſer Unabhängigkeit!

VI. *)

Paris, den 14. Mai 1840.

Die officielle Ankündigung in Betreff der sterblichen Reste Napoleon's hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Ministeriums übertraf. Das Nationalgefühl ist aufgeregt bis in seine abgründlichsten Tiefen, und der große Akt der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muss, erscheint den Franzosen**) als der Anfang einer Rehabilitation

*) Dieser Brief fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) „als eine lokale Privatsache, als eine Rehabilitation ihrer verletzten Nationaleitelkeit, als ein nachträgliches Pflaster für die Wunde von Waterloo!" heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wo statt des Satzes: „Napoleon ist ihr Point-d'honneur" der obenstehende, von uns mit Klammern umschlossene Absatz folgt.
Der Herausgeber.

ihrer gekränkten Volksehre. Napoleon ist ihr Point-d'honneur.

[Ihr irrt euch. In der Person des auf Sankt Helena Geschiedenen wurde nicht Frankreich miſshandelt, sondern die Menschheit, wie auch die Leichenfeier, die jetzt stattfinden wird, keineswegs als eine Niederlage der auswärtigen Mächte zu betrachten ist, sondern als ein Sieg der Menschheit. Dem Lebenden galt der Kampf, nicht dem Todten, und daſs man Diesen den Franzosen nicht schon längst ausgeliefert hat, Das ist nicht die Schuld der europäischen Potentaten, sondern einer kleinen Koterie großbritannischer Fuchsjäger und Stallknechte, die unterdessen den Hals gebrochen oder sich die Kehle abgeschnitten haben, wie z. B. der edle Londonderry, oder auch sonst zu Grunde gingen durch die Macht der Zeit und des Portweins. Wir haben bereits vor vielen Jahren in Deutschland dem großen Kaiser den schuldigen Tribut der Verehrung gezollt, und jetzt haben wir wohl das Recht, die Exaltation der heutigen Huldigungen mit etwas Gemüthsruhe zu betrachten. Aufrichtig gestanden, die Franzosen gebärden sich bei dieser Gelegenheit wie die Kinder, denen man ihr Spielzeug genommen hat und wieder zurückgiebt; sobald sie es in Händen haben, werden sie es lachend zerschlagen und mit Füßen

treten, und ich sehe schon voraus, wie viel schlechte Witze gerissen werden, wenn die große Processsion anlangt mit den Reliquien von St. Helena. Jetzt schwärmen sie genug, die gutmüthig leichtsinnigen Franzosen. Sie sind mit den Lebenden so unzufrieden, dass sie Gott weiß was von dem Todten erwarten. Ihr irrt euch. Ihr werdet einen sehr stillen Mann an ihm finden.]

Während aber der kluge Präsident des Konseils die Nationaleitelkeit unserer lieben Kechenäer, der Maulaufsperrer an der Seine, mit Erfolg zu kitzeln und auszubeuten weiß, zeigt er sich sehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die Interessen eines Landes oder eines Volks, sondern die Interessen der Menschheit selbst in Betracht kommen. Ist es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfsinn, was ihn verleitete, für den französischen Konsul, dem in der Tragödie zu Damaskus die schändlichste Rolle zugeschrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein, Herr Thiers ist ein Mann von großer Einsicht und Humanität, aber er ist auch Staatsmann, er bedarf nicht bloß der revolutionären Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muss transigieren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Klerus als ein gouvernementales Mittel benützen,

nämlich jenen Theil des Klerus, der, von der älteren Bourboniſchen Linie Nichts mehr erwartend, ſich der jetzigen Regierung angeſchloſſen hat. Zu dieſem Theil des Klerus, welchen man den clergé rallié nennt, gehören ſehr viele Ultramontanen, deren Organ ein Journal, Namens „Univers;“ Letztere erwarten das Heil der Kirche von Herrn Thiers, und Dieſer ſucht wieder in Jenen ſeine Stütze. Graf Montalembert, das rührigſte Mitglied der frommen Geſellſchaft und ſeit dem erſten März auch Seide des Herrn Thiers, iſt der ſichtbare Vermittler zwiſchen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwiſchen dem ehemaligen Redakteur des „National“ und den jetzigen Redaktoren des „Univers,“ die in ihren Kolumnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner und der Graf Ratti-Menton ſei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund, vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher franzöſiſcher Konſul in Sicilien, wo er zweimal Bankerott machte und fortgeſchafft ward. Später war er Konſul in Tiflis, wo er ebenfalls das Feld räumen muſſte, und zwar wegen Dingen, die nicht ſonderlich ehrender Art ſind; nur ſo Viel will ich bemerken, daſs damals der ruſſiſche Botſchafter zu

Paris, Graf Pahlen, dem hiesigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Molé, die bestimmte Anzeige machte: im Fall man den Herrn Ratti-Menton nicht von Tiflis abberufe, werde die kaiserlich russische Regierung Denselben schimpflich zu entfernen wissen. Man hätte das Holz, wodurch man Flammen schüren will, nicht von so faulem Baume nehmen sollen! —

[Zwischen dem „Univers" und der „Quotidienne," welche sich von Ersterem durch einen etwas chevalereskeu Ton unterscheidet, hat sich in Betreff der Damascener Vorgänge eine Polemik entsponnen, die sehr wunderlicher, fast ergötzlicher Art ist; die „Quotidienne," ein Organ der reinen Legitimisten, der Anhänger der älteren Linie, steht in natürlicher Fehde mit jenem Theil des Klerus, welcher sich der jüngeren Linie der Bourbonen, der herrschenden Dynastie, anschließt.]

VII.

Paris, den 20. Mai 1840.

Herr Thiers hat durch die überzeugende Klarheit, womit er in der Kammer die trockensten und verworrensten Gegenstände abhandelte, wieder neue Lorbern errungen. Die Bankverhältnisse wurden uns durch seine Rede ganz veranschaulicht, so wie auch die Algier'schen Angelegenheiten und die Zuckerfrage. Der Mann versteht Alles; es ist schade, daſs er sich nicht auf deutsche Philosophie gelegt hat; er würde auch diese zu verdeutlichen wissen. Aber wer weiß! wenn die Ereignisse ihn antreiben und er sich auch mit Deutschland beschäftigen muſs, wird er über Hegel und Schelling eben so belehrend sprechen, wie über Zuckerrohr und Runkelrübe.

Wichtiger aber für die Interessen Europa's als die kommerciellen, financiellen und Kolonial-

gegenſtände, die in der Kammer zur Sprache kamen, iſt die feierliche Rückkehr der irdiſchen Reſte Napoleon's. Dieſe Angelegenheit beſchäftigt hier noch immer alle Geiſter, die höchſten wie die niedrigſten. Während unten im Volke Alles jubelt, jauchzt, glüht und aufflammt, grübelt man oben, in den kältern Regionen der Geſellſchaft, über die Gefahren, die jetzt von Sankt Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer ſehr bedenklichen Todtenfeier bedrohen. Ja, könnte man ſchon den nächſten Morgen die Aſche des Kaiſers unter der Kuppel des Invalidenpallaſtes beiſetzen, ſo dürfte man dem jetzigen Miniſterium Kraft genug zutrauen, bei dieſem Leichenbegängniſſe jeden ungefügen Ausbruch der Leidenſchaften zu verhüten. Aber wird es dieſe Kraft noch nach ſechs Monaten beſitzen, zur Zeit, wenn der triumphierende Sarg in die Seine hereinſchwimmt? In Frankreich, dem rauſchenden Lande der Bewegung, können ſich binnen ſechs Monaten die ſonderbarſten Dinge ereignen; Thiers iſt unterdeſſen vielleicht wieder Privatmann geworden (was wir ſehr wünſchten), oder er iſt unterdeſſen als Miniſter ſehr depopulariſiert (was wir ſehr befürchten), oder Frankreich ward unterdeſſen in einen Krieg verwickelt — und alsdann könnten aus der Aſche Napoleon's einige Funken hervorſprühen, ganz

in der Nähe des Stuhls, der mit rothem Zunder bedeckt ist!

Schuf Herr Thiers [— meinen Viele, — schuf er] jene Gefahr, um sich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunst zutraut, alle selbstgeschaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder [— meinen wieder Andere —] sucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daſs er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müſste? Herr Thiers weiß sehr gut, daſs, wenn er, in die Opposition zurücksinkend, den jetzigen Thron umstürzen hülfe, die Republikaner ans Ruder kämen und ihm für den besten Dienst den schlechtesten Dank widmen würden; im günstigsten Falle schöben sie ihn sacht bei Seite. Stolpernd über jene rohen Tugendklötze, könnte er leicht den Hals brechen und noch obendrein verhöhnt werden. Dergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu befürchten*), wenn er dessen Wiedereinsetzung förderte.

*) Hier findet sich, statt der oben folgenden Zeilen, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nachstehende Stelle: „ein wiedereingesetzter Bonaparte würde in rührender Dankbarkeit verharren; die matte Kreatur würde ihren starken Schöpfer um so preisender verehren je bedürftiger sie seiner Nachstütze beständig bliebe. Dazu kommt, daſs es leichter ist, in Frankreich ein Bonapartistenregiment als eine Republik zu stiften;

Und leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartistenregiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzosen, aller republikanischen Eigenschaften bar, sind ihrer Natur nach ganz bonapartistisch. Ihnen fehlt die Einfalt, die Selbstgenügsamkeit, die innere und die äußere Ruhe; sie lieben den Krieg des Krieges wegen; selbst im Frieden ist ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergötzen sich gern am Trommelschlag und Pulverdampf, an Knalleffekten jeder Art.

Dadurch, daſs Herr Thiers ihrem angebornen Bonapartismus schmeichelte, hat er unter den Franzosen die außerordentlichste Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er selber ein kleiner Napoleon ist, wie ihn jüngst ein deutscher Korrespondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner

---

gegen ersteres würde weder die Bourgeoisie noch die Armee so großen Widerstand leisten wie gegen die Republik. Der Bourgeoisie liegt nur an einem sichern Schutzvogt des Eigenthums. Und gar die Armee — in dem Schrei: Vive l'empereur! liegen so viele funkelnde Epauletten, so viele Herzogsuniformen, so viele Kontributionen, kurz der glänzendste Köder der Raubsucht und Eitelkeit."

Der Herausgeber.

gothiſcher Dom! Ein gothiſcher Dom erregt eben dadurch unſer Erſtaunen, weil er ſo koloſſal, ſo groß iſt. Im verjüngten Maßſtabe verlöre er alle Bedeutung. Herr Thiers iſt gewiſs mehr als ſo ein winziges Dömchen. Sein Geiſt überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich Manche darunter ſind, die von bedeutender Statur. Keiner kann ſich mit ihm meſſen, und in einem Kampfe mit ihm muſs die Schlauheit ſelbſt den Kürzern ziehen. Er iſt der klügſte Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es ſelbſt geſteht. In ſeiner ſchnellzüngigen Weiſe ſoll er nämlich voriges Jahr während der Miniſterkriſis zum König geſagt haben: „Eure Majeſtät glauben, Sie ſeien der klügſte Mann in dieſem Lande, aber ich kenne hier Jemand, der noch weit klüger iſt, und Das bin ich!“ Der ſchlaue Philipp ſoll hierauf geantwortet haben: „Sie irren ſich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht ſagen.“ — Dem ſei aber, wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieſer Stunde durch die Gemächer der Tuilerien mit dem Selbſtbewuſſtſein ſeiner Größe, als ein Maire du Palais der Orleaniſchen Dynaſtie.

Wird er lange dieſe Allmacht behaupten? Iſt er nicht jetzt ſchon heimlich gebrochen in Folge ungeheurer Anſtrengungen? Sein Haupt iſt vor der

Zeit gebleicht, man findet darauf gewiſs kein einziges ſchwarzes Haar mehr; und je länger er herrſcht, deſto mehr ſchwindet die kecke Geſundheit ſeines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er ſich bewegt, hat jetzt ſogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig iſt ſie noch immer, dieſe Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzoſen ſind, in Vergleichung mit Thiers erſcheinen ſie wie lauter plumpe Deutſche.

VIII.

Paris, den 27. Mai 1840.

Über die Blutfrage von Damaskus haben norddeutſche Blätter mehre Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datiert, aber wohl aus derſelben Feder gefloſſen ſind, und im Intereſſe einer gewiſſen Klicke das Urtheil des deutſchen Publikums irre leiten ſollen. Wir laſſen die Perſönlichkeit und die Motive jenes Berichterſtatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Unterſuchung der Damascener Vorgänge; nur über Das, was in Beziehung derſelben von den hieſigen Juden und der hieſigen Preſſe geſagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieſer Aufgabe leitet uns mehr das Intereſſe der Wahrheit als der Perſonen; und was gar die hieſigen Juden betrifft, ſo iſt es möglich, daſs unſer

Zeugnis eher gegen sie als für sie spräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn sie, wie die erwähnten norddeutschen Blätter meldeten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damaskus einen so großen Eifer an den Tag legten und zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer scheuten. Aber es ist nicht der Fall. Die Juden in Frankreich sind schon zu lange emancipiert, als daſs die Stammesbande nicht sehr gelockert wären, sie sind fast ganz untergegangen, oder besser gesagt, aufgegangen in der französischen Nationalität; sie sind gerade eben solche Franzosen wie die Andern, und haben also auch Anwandlungen von Enthusiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß ist, sogar drei Tage dauern! — und Das gilt von den Bessern. Viele unter ihnen üben noch den jüdischen Ceremonialdienst, den äußerlichen Kultus, mechanisch, ohne zu wissen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge eben so wie in der christlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'schen Kritik zerstörend gewirkt. Bei den französischen Juden, wie bei den übrigen Franzosen, ist das Gold der Gott des Tages, und die Industrie ist die herrschende Religion. In dieser Beziehung dürfte man die hiesigen Juden

in zwei Sekten eintheilen; in die Sekte der rive droite und die Sekte der rive gauche, dieſe Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eiſenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seineufer, die andere dem linken Ufer entlang, nach Verſailles führen und von zwei berühmten Finanzrabbinern geleitet werden, die mit einander eben ſo divergierend hadern, wie einſt Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der ältern Stadt Babylon.

Wir müſſen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothſchild, die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er für das Haus Iſrael eine edlere Sympathie an den Tag legte, als ſein ſchriftgelehrter Antagoniſt, der Großrabbi der rive gauche, Herr Benoit Fould, der, während in Syrien, auf Anreizung eines franzöſiſchen Konſuls, ſeine Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerſchütterlichen Seelenruhe eines Hillel in der franzöſiſchen Deputiertenkammer einige ſchöne Reden hielt über die Konverſion der Renten und den Diskonto der Bank.

Das Intereſſe, welches die hieſigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reduciert ſich auf ſehr geringfügige Manifeſtationen. Das iſraelitiſche Konſiſtorium, in der lauen Weiſe aller Körperſchaften, verſammelte ſich und deliberierte; das

einzige Resultat dieser Deliberationen war die Meinung, dass man die Aktenstücke des Processes zur öffentlichen Kunde bringen müsse. Herr Cremieux, der berühmte Advokat, welcher nicht bloß den Juden, sondern den Unterdrückten aller Konfessionen und aller Doktrinen zu jeder Zeit seine großmüthige Beredsamkeit gewidmet, unterzog sich der obenerwähnten Publikation, und mit Ausnahme einer schönen Frau und einiger jungen Gelehrten ist wohl Herr Cremieux der Einzige in Paris, der sich der Sache Israel's thätig annahm. Mit der größten Aufopferung seiner persönlichen Interessen, mit Verachtung jeder lauernden Hinterlist, trat er den gehässigsten Insinuationen rücksichtslos entgegen, und erbot sich sogar nach Ägypten zu reisen, wenn dort der Process der Damascener Juden vor das Tribunal des Pascha Mehemed Ali gezogen werden sollte. Der ungetreue Berichterstatter in den erwähnten norddeutschen Blättern insinuiert der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" mit perfider Nebenbemerkung, dass Herr Cremieux die Entgegnung, womit er die falschen Missionsberichte in den hiesigen Zeitungen zu entkräften wusste, als Inserat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wissen aus sicherer Quelle, dass die Journaldirektionen sich bereitwillig erklärten, jene Entgeg-

nung ganz gebührfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des schleunigsten Abdrucks berechneten einige Redaktionen die Kosten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des israelitischen Konsistoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden sind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daſs ihr Geiz noch weit größer ist. Eines der hochgeschätztesten Mitglieder des hiesigen Konsistoriums — man schätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen Franks — Herr Wilhelm de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert Franks, wenn man zu ihm käme mit einer Kollekte für die Rettung seines ganzen Stammes*)! Es ist eine alte, klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daſs man Demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden seine Stimme erhebt, die unlautersten Geldmotive zuschreibt; ich bin überzeugt, nie hat

*) Statt dieses Satzes steht in der französischen Ausgabe der folgende: „Die Israeliten der neuen Generation sind noch knickriger als ihre Väter; ja, ich möchte glauben, daſs sich unter der Jeunesse dorée von Israel mehr als ein Millionär findet, der vielleicht keine hundert Franks gäbe, wenn er um diesen Preis einen ganzen Stamm beduinischer Religionsgenossen vor der Bastonade retten könnte!“

Der Herausgeber.

Israel Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltsam die Zähne ausriſs, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängſt die Histoire des Juifs von Basnage durchblätterte, muſſte ich herzlich lachen über die Naivetät, womit der Autor, welchen ſeine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, ſich gegen ſolche Beſchuldigung vertheidigte; ich glaube ihm aufs Wort, wenn er wehmüthig hinzuſetzt: Le peuple juif est le peuple le plus ingrat qu'il y ait au monde! Hie und da freilich giebt es Beiſpiele, daſs die Eitelkeit die verſtockten Taſchen der Juden zu erſchließen verſtand, aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preußiſcher Lieferant, welcher, anſpielend auf ſeinen hebräiſchen Namen Moſes (Moſes heißt nämlich auf Deutſch „aus dem Waſſer gezogen," auf Italiäniſch „del mare"), den dem letztern entſprechenden klangvolleren Namen eines Baron Delmar angenommen hat, ſtiftete hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanſtalt für verarmte junge Adlige, wozu er über anderthalb Millionen Franks ausſetzte, eine noble That, die ihm im Faubourg Saint-Germain ſo hoch angerechnet wurde, daſs dort ſelbſt die ſtolzälteſten Douairièren und die ſchnippiſch jüngſten Fräulein nicht mehr laut über ihn ſpötteln. Hat dieſer Edelmann

aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beigesteuert bei einer Kollekte für die Interessen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, dass ein anderer aus dem Wasser gezogener Baron, der im edlen Faubourg den Gentilhomme catholique und großen Schriftsteller spielt, weder mit seinem Gelde noch mit seiner Feder für die Stammesgenossen thätig war. Hier muss ich eine Bemerkung aussprechen, die vielleicht die bitterste. Unter den getauften Juden sind Viele, die aus feiger Hypokrisie über Israel noch ärgere Missreden führen, als dessen geborne Feinde. In derselben Weise pflegen gewisse Schriftsteller, um nicht an ihren Ursprung zu erinnern, sich über die Juden sehr schlecht oder gar nicht auszusprechen. Das ist eine bekannte, betrübsam lächerliche Erscheinung. Aber es mag nützlich sein, das Publikum jetzt besonders darauf aufmerksam zu machen, da nicht bloß in den erwähnten norddeutschen Blättern, sondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung die Insinuation zu lesen war, als flösse Alles, was zu Gunsten der Damascener Juden geschrieben worden, aus jüdischen Quellen, als sei der österreichische Konsul zu Damaskus ein Jude, als seien die übrigen Konsuln dort, mit Ausnahme des französischen, lauter Juden. Wir kennen diese Taktik, wir erlebten sie

bereits bei Gelegenheit des jungen Deutſchlands. Nein, ſämmtliche Konſuln von Damaskus ſind Chriſten, und daſs der öſterreichiſche Konſul dort nicht einmal jüdiſchen Urſprungs iſt, dafür bürgt uns eben die rückſichtsloſe, offene Weiſe, womit er die Juden gegen den franzöſiſchen Konſul in Schutz nahm; — was der Letztere iſt, wird die Zeit lehren.

IX.

Paris, den 30. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch ſeit der Verkündigung ſeiner poſthumen Rückkehr, und gar beſonders ſeit die Kammer in Betreff der nothwendigen Koſten einen ſo kläglichen Beſchluſs gefaſſt. Letzteres war wieder eine Unbeſonnenheit, die dem Verwerfen der Nemours'ſchen Dotation an die Seite geſetzt werden darf. Die Kammer iſt durch jenen Beſchluſs mit den Sympathien des franzöſiſchen Volks in eine bedenkliche Oppoſition gerathen. Gott weiß, es geſchah aus Kleinmuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Translation der Napoleoniſchen Aſche eben ſo begeiſtert wie das übrige Volk; aber allmählich kam ſie zu einer entgegengeſetzten Beſinnung, als ſie die eventuellen

Gefahren berechnete und als sie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartisten vernahm, das in der That nicht sehr beruhigend klang. Jetzt lieh man auch den Feinden des Kaisers ein geneigteres Ohr, und sowohl die eigentlichen Legitimisten als auch die Royalisten von der laxen Observanz benutzten diese Missstimmung, indem sie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzelten Erbitterung mehr oder minder geschickt hervortraten. So gab uns namentlich die „Gazette de France" eine Blumenlese von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's, der Frau von Staël, Benjamin Constant's u. s. w. Unser Einer, der in Deutschland an derbere Kost gewöhnt, musste darüber lächeln. Es wäre ergötzlich, wenn man, das Feine durch das Rohe parodierend, neben jenen französischen Excerpten eben so viele Parallelstellen setzte von deutschen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der „Vater Jahn" führte eine Mistgabel, womit er auf den Korsen weit wüthender zustach, als so ein Chateaubriand mit seinem leichten und funkelnden Galanteriedegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Kontraste, und doch welche Ähnlichkeit*)!

*) „zwischen diesen beiden Narren!" steht noch in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

War aber Chateaubriand sehr parteiisch in seiner Beurtheilung des Kaisers, so war es Letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weise, womit er sich auf Sankt Helena über den Pilgrim von Jerusalem aussprach. Er sagte nämlich: C'est une âme rampante qui a la manie d'écrire des livres. Nein, Chateaubriand ist keine niedrige Seele, sondern er ist bloß ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die Andern heiter und kurzweilig sind*). Er erinnert mich immer an den melancholischen Lustigmacher von Ludwig XIII. Ich glaube, er hieß Angelt, trug eine Jacke von schwarzer Farbe, auch eine schwarze Kappe mit schwarzen Schellen, und riss betrübte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komisches; dazwischen höre ich stets das Geklingel der schwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünstelte Schwermuth, die affektierten Todesgedanken, auf die Länge eben so widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er sei jetzt mit einer Schrift über die Leichenfeier Napoleon's beschäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, seine oratorischen Flöre und Immortellen, den ganzen Pomp

*) „während die französischen Narren insgemein heiter und kurzweilig sind." steht in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

seiner Begräbnisphantasie auszukramen; sein Pamphlet wird ein geschriebener Katafalk werden, und an silbernen Thränen und Trauerkerzen wird er es nicht fehlen lassen; denn er verehrt den Kaiser, seit er todt ist.

Auch Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn sie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba, während der hundert Tage, war sie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu singen, und stellte nur zur Bedingung, dass ihr vorher zwei Millionen, die man vorgeblich ihrem seligen Vater schuldete, ausgezahlt würden. Als ihr aber der Kaiser dieses Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inspiration für die erbotenen Preisgesänge, und Corinna improvisierte jene Tiraden, die dieser Tage von der „Gazette de France" so wohlgefällig wiederholt wurden*). Point d'argent, point de Suisses! — Dass diese Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Constant an-

*) Statt der oben folgenden Sätze heißt es in der französischen Ausgabe: „Wir haben nicht das Herz, von dem armen Benjamin Constant zu reden, dessen Lästerungen, die er gegen den Kaiser gespieen, die „Gazette" ebenfalls wieder abdruckte. Diese Personen sind nicht mehr, — genug!"

Der Herausgeber.

wendbar, ist uns leider nur gar zu sehr bekannt. [Auch dieser Republikaner aus der Schweiz nahm Geld, Geld von Ludwig Philipp, einige Zeit nach der Juliusrevolution] . . . Doch lasst uns nicht weiter die Personen beleuchten, die den Kaiser geschmäht haben. Genug, Madame de Staël ist todt, und Benjamin Constant ist todt, und Chateaubriand ist, so zu sagen, auch todt; wenigstens, wie er uns seit Jahren versichert, beschäftigt er sich ausschließlich mit seiner Beerdigung, und seine Mémoires d'outre-tombe, die er stückweise herausgiebt, sind nichts Anderes als ein Leichenbegängnis, das er vor seinem definitiven Hinscheiden selber veranstaltet, wie einst der Kaiser Karl V. Genug, er ist als todt zu betrachten, und er hat in seiner Schrift das Recht, den Napoleon wie seines Gleichen zu behandeln.

Aber nicht bloß die erwähnten Excerpte älterer Autoren, sondern auch die Rede, die Herr von Lamartine in der Deputiertenkammer über oder vielmehr gegen Napoleon hielt, hat mich widerwärtig berührt, obgleich diese Rede lauter Wahrheit enthält. Die Hintergedanken sind unehrlich, und der Redner sagte die Wahrheit im Interesse der Lüge. Es ist wahr, es ist tausendmal wahr, dass Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Despot,

gekrönte Selbstsucht, und daſs seine Verherrlichung ein böses, gefährliches Beispiel. Es ist wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines Bailly, eines Lafayette, und er trat die Gesetze mit Füßen und sogar die Gesetzgeber, wovon noch jetzt einige lebende Zeugnisse im Hospital des Luxembourg. Aber es ist nicht dieser liberticide Napoleon, nicht der Held des 18. Brumaire, nicht der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glänzendsten Leichenspiele und Denkmale widmen sollt! Nein, es ist der Mann, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentierte, dessen Verherrlichung in Frage steht; in seiner Person siegte das französische Volk, in seiner Person ward es gedemüthigt, in seiner Person ehrt und feiert es sich selber — und Das fühlt jeder Franzose, und deſshalb vergisst man alle Schattenseiten des Verstorbenen und huldigt ihm quand même, und die Kammer beging einen großen Fehler durch ihre unzeitige Knickerei. — Die Rede des Herrn von Lamartine war ein Meisterstück, voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen schwachen Kopf betäubte; doch der Mangel an Ehrlichkeit wird spärlich bedeckt von den schönen Worten, und das Ministerium darf sich eher freuen als betrüben, daſs seine Feinde ihre antinationalen Gefühle so ungeschickt verrathen haben.

X.

Paris, den 8. Juni 1840.

Die Pariſer Tagesblätter werden, wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenſeits des Rheines geleſen, und man pflegt dort der heimatlichen Preſſe, im Vergleich mit der franzöſiſchen, den Werth derſelben überſchätzend, alles Verdienſt abzuſprechen. Es iſt wahr, die hieſigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutſchland ſelbſt der nachſichtigſte Cenſor ſtreichen würde; es iſt wahr, die Artikel ſind in den franzöſiſchen Blättern beſſer geſchrieben und logiſcher abgefaſſt, als in den deutſchen, wo der Verfaſſer ſeine politiſche Sprache erſt ſchaffen und durch die Urwälder ſeiner Ideen ſich mühſam durchkämpfen muſs; es iſt wahr, der Franzoſe weiß ſeine Gedanken beſſer zu redigieren, und er entkleidet dieſelben vor den Augen des Publi-

kums bis zur deutlichſten Nacktheit, während der deutſche Journaliſt, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothſtift, ſeine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen ſucht; und dennoch, wenn man die franzöſiſche Preſſe nicht nach ihrer äußern Erſcheinung beurtheilt, ſondern ſie in ihrem Innern, in ihren Büreaux, belauſcht, muſs man eingeſtehen, daſs ſie an einer beſonderen Art von Unfreiheit leidet, die der deutſchen Preſſe ganz fremd und vielleicht verderblicher iſt als unſere transrhenaniſche Cenſur. Alsdann muſs man auch eingeſtehen, daſs die Klarheit und Leichtigkeit, womit der Franzoſe ſeine Gedanken ordnet und abhandelt, aus einer dürren Einſeitigkeit und mechaniſchen Beſchränkung hervorgeht, die weit miſslicher iſt, als die blühende Konfuſion und unbeholfene Überfülle des deutſchen Journaliſten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die franzöſiſche Tagespreſſe iſt gewiſſermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines franzöſiſchen Journals iſt mit ſo vielen Koſten und Schwierigkeiten verbunden, daſs nur Perſonen, die im Stande ſind, die größten Summen aufs Spiel zu ſetzen, ein Journal errichten können. Es ſind daher gewöhnlich Kapitaliſten oder ſonſtige Induſtrielle, die das Geld herſchießen zur Stiftung

eines Journals; ſie ſpekulieren dabei auf den Abſatz, den das Blatt finden werde, wenn es ſich als Organ einer beſtimmten Partei geltend zu machen verſtanden, oder ſie hegen gar den Hintergedanken, das Journal ſpäterhin, ſobald es eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf dieſe Weiſe, angewieſen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Miniſteriums, gerathen die Journale in eine beſchränkende Abhängigkeit, und, was noch ſchlimmer iſt, in eine Exkluſivität, eine Ausſchließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmniſſe der deutſchen Cenſur nur wie heitere Roſenketten erſcheinen dürften. Der Redakteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein Kondottiere, der durch ſeine Kolonnen die Intereſſen und Paſſionen der Partei, die ihn durch Abſatz oder Subvention gedungen hat, verficht und vertheidigt. Seine Unterredakteure, ſeine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militäriſcher Subordination, und ſie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe, und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präciſion, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrſcht die ſtrengſte Disciplin des Gedankens und ſogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtſamer Mit-

arbeiter das Kommando überhört, hat er nicht ganz ſo geſchrieben, wie die Konſigne lautete, ſo ſchneidet der Redakteur en chef ins Fleiſch ſeines Aufſatzes mit einer militäriſchen Unbarmherzigkeit, wie ſie bei keinem deutſchen Cenſor zu finden wäre. Ein deutſcher Cenſor iſt ja auch ein Deutſcher, und bei ſeiner gemüthlichen Vielſeitigkeit giebt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redakteur en chef eines franzöſiſchen Journals iſt ein praktiſch einſeitiger Franzoſe, hat ſeine beſtimmte Meinung, die er ſich ein= für allemal mit beſtimmten Worten formuliert hat, oder die ihm wohlformuliert von ſeinen Kommittenten überliefert worden. Käme nun gar Jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufſatz, der zu den erwähnten Zwecken ſeines Journals in keiner fördernden Beziehung ſtände, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Intereſſe hätte für das Publikum, dem das Blatt als Organ dient, ſo wird der Aufſatz ſtreng zurückgewieſen mit den ſakramentalen Worten: Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal. Da nun ſolchermaßen von den hieſigen Journalen jedes ſeine beſondre politiſche Farbe und ſeinen beſtimmten Ideenkreis hat, ſo iſt leicht begreiflich, daſs Jemand, der Etwas zu ſagen hätte, was dieſen Ideenkreis überſchritte und auch keine

Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für seine Mittheilungen finden würde. Ja, sobald man sich entfernt von der Diskussion der Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, sobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd sind, sobald man etwa nur die Sache der Menschheit besprechen wollte, würden die Redakteure der hiesigen Journale einen solchen Artikel mit ironischer Höflichkeit zurückweisen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncierende Vermittlung mit dem Publikum reden kann, so ist die Charte, die jedem Franzosen die Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und faktisch existiert für diese durchaus keine Preßfreiheit — Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal.

Vorstehende Andeutungen befördern vielleicht das Verständnis mancher unbegreiflichen Erscheinungen, und ich überlasse es dem deutschen Leser, allerlei nützliche Belehrung daraus zu schöpfen. Zunächst aber mögen sie zur Aufklärung dienen, weshalb die französische Presse in Betreff der Juden von Damaskus nicht so unbedingt sich zu Gunsten derselben aussprach, wie man gewiß in Deutsch-

land erwartete. Ja*), der Berichterstatter der Leipziger Zeitung und der kleineren norddeutschen Blätter hat sich keine direkte Unwahrheit zu Schulden kommen lassen, wenn er frohlockend referierte, dass die französische Presse bei dieser Gelegenheit keine sonderliche Sympathie für Israel an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete sich wohlweislich, den Grund dieser Erscheinung aufzudecken, der ganz einfach darin besteht, dass der Präsident des Minister-Konseils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Ratti-Menton, den französischen Konsul von Damaskus, Partei genommen und den Redakteuren aller Blätter, die jetzt unter seiner Botmäßigkeit stehen, in dieser Angelegenheit seine Ansicht kundgegeben. Es sind gewiss viele honette und sehr honette Leute unter diesen Journalisten, aber sie gehorchen jetzt mit militärischer Disciplin dem Kommando jenes Generalissimus der öffentlichen Meinung, in dessen Vorkabinett sie sich jeden Morgen zum Empfang der Ordre du jour zusammenfinden und gewiss ohne Lachen sich einander nicht ansehen können; französische Haruspices können ihre Lachmuskeln nicht so gut beherrschen, wie die römi-

*) Der vorhergehende Theil dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

100432

ſchen, von denen Cicero ſpricht. In ſeinen Morgenaudienzen verſichert Herr Thiers mit der Miene der höchſten Überzeugung, es ſei eine ausgemachte Sache, daſs die Juden Chriſtenblut am Paſſahfeſte ſöffen, chacun à son goût, alle Zeugenausſagen hätten beſtätigt, daſs der Rabbiner von Damaskus den Pater Thomas abgeſchlachtet und ſein Blut getrunken — das Fleiſch ſei wahrſcheinlich von geringern Synagogenbeamten verſchmauſt worden; — da ſähen wir einen traurigen Aberglauben, einen religiöſen Fanatismus, der noch im Oriente herrſchend ſei, während die Juden des Occidentes viel humaner und aufgeklärter geworden und mancher unter ihnen ſich durch Vorurtheilsloſigkeit und einen gebildeten Geſchmack auszeichne, z. B. Herr von Rothſchild, der zwar nicht zur chriſtlichen Kirche, aber deſto eifriger zur chriſtlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Chriſtenheit, den Liebling Talleyrand's, ehemaligen Biſchofs von Autun, in Dienſt genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Ärger ſeiner Frau Mutter, die manchmal roth vor Zorn wird, wenn ſie Dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muſs, oder wenn ſie gar ſieht, wie derſelbe mit ihren ärgſten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-

Jesuiten, der als das thätigste Werkzeug der ultramontanen Rotte bekannt ist. Dieser Anführer der sogenannten Neokatholiken dirigiert die Zelotenzeitung „l'Univers," ein Blatt, welches mit eben so viel Geist wie Perfidie geschrieben wird; auch der Graf besitzt Geist und Talent, ist jedoch ein seltsames Zwitterwesen von adligem Hochmuth und romantischer Bigotterie, und diese Mischung offenbart sich am naivsten in seiner Legende von der heiligen Elisabeth, einer ungarischen Prinzessin, die er en parenthèse für seine Kousine erklärt, und die von so schrecklich christlicher Demuth gewesen sein soll, dass sie mit ihrer frommen Zunge den räudigsten Bettlern die Schwären und den Grind leckte, ja dass sie vor lauter Frömmigkeit sogar ihren eigenen Urin soff.

Nach diesen Andeutungen begreift man jetzt sehr leicht die illiberale Sprache jener Oppositionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Zeter geschrien hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus und über den Elenden, der als französischer Konsul dort den Namen Frankreichs schändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Benoit Fould auch in der Deputiertenkammer das Betragen des französischen Konsuls von Damaskus zur Sprache

gebracht. Ich muſs alſo zunächſt den Tadel zurücknehmen, der mir in einem meiner jüngſten Berichte gegen jenen Deputierten entſchlüpfte. Ich zweifelte nie an dem Geiſt, an den Verſtandeskräften des Herrn Fould; auch ich halte ihn für eine der größten Kapacitäten der franzöſiſchen Kammer; aber ich zweifelte an ſeinem Gemüthe. Wie gern laſſe ich mich beſchämen, wenn ich den Leuten Unrecht gethan habe und ſie durch die That meinen Beſchuldigungen widerſprechen. Die Interpellation des Herrn Fould zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur ſehr wenige Blätter haben von ſeiner Rede Auszüge gegeben; die miniſteriellen Blätter haben auch dieſe unterdrückt und die Thiers'ſchen Entgegnungen deſto ausführlicher mitgetheilt*). Im „Moniteur" habe ich ſie ganz geleſen. Der Ausdruck: „La religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir," muſſte einen Deutſchen ſehr frappieren. Die Antwort des Herrn Thiers war ein Meiſterſtück von Perfidie; durch Ausweichen, durch Verſchweigen Deſſen, was er wiſſe, durch ſcheinbar ängſtliche Zurückhaltung, wuſſte er ſeine Gegner aufs köſtlichſte zu verdächtigen. Hörte man ihn reden, ſo konnte man am

*) Die beiden folgenden Sätze fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden sei Kapuzinerfleisch. — Aber nein, großer Geschichtschreiber und sehr kleiner Theolog, im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das alte Testament seinen Bekennern solche schmutzige Atzung, der Abscheu der Juden vor jedem Blutgenuss ist ihnen ganz eigenthümlich, er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgesetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in dieser tiefsinnig kosmogonischen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, welche gleichsam eine physische Ethik bildet und von Paulus, der sie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden. — Nein, die Nachkömmlinge Israel's, des reinen, auserlesenen Priestervolks, sie essen kein Schweinefleisch, auch keine alten Franciskaner, sie trinken kein Blut, eben so wenig wie sie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Elisabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.

Was sich bei jener Damascener Blutfrage am betrübsamsten herausstellte, ist die Unkenntnis der morgenländischen Zustände, die wir bei dem jetzigen Präsidenten des Konseils bemerken, eine brillante Unwissenheit, die ihn einst zu den bedenklichsten

Miſsgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine ſyriſche Blutfrage, ſondern die weit größere Weltblutfrage, jene fatale, verhängnisvolle Frage, welche wir die orientaliſche nennen, eine Löſung oder Anſtalten zur Löſung erfordern möchte. Das Urtheil des Herrn Thiers iſt gewöhnlich richtig, aber ſeine Prämiſſen ſind oft ganz falſch, ganz aus der Luft gegriffen, Phantasmen, ausgeheckt im fanatiſchen Sonnenbrand der Klöſter des Libanons und ähnlicher Spelunken des Aberglaubens. Die ultramontane Partei liefert ihm ſeine Emiſſäre, und dieſe berichten ihm Wunderdinge über die Macht der römiſch-katholiſchen Chriſten im Oriente, während doch eine Schilderhebung jener miſerablen Lateiner wahrhaftig keinen türkiſchen Hund aus ſeinem fataliſtiſchen Ofenloch locken würde. Sie ſind eben ſo ſchwach wie verachtet. Herr Thiers meint, daſs Frankreich, der traditionelle Glaubensvogt jener Lateiner, einſt durch ſie die Oberhand im Orient gewinnen könne. Da ſind die Engländer viel beſſer unterrichtet; ſie wiſſen, daſs dieſe armſeligen Nachzügler des Mittelalters, die in der Civiliſation mehre Jahrhunderte zurückgeblieben, noch viel verſunkener ſind, als ihre Herren, die Türken, und daſs vielmehr die Bekenner des griechiſchen Symbols beim Sturz des osmaniſchen Reiches, und

noch vorher, den Ausschlag geben könnten. Das Oberhaupt dieser griechischen Christen ist nicht der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konstantinopel führt, und dessen Vorgänger dort schmachvoll zwischen zwei Hunden aufgehängt worden — nein, ihr Oberhaupt ist der allmächtige Zar von Russland, der Kaiser und Papst aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechischen Glaubens; — er ist ihr geharnischter Messias, der sie befreien soll vom Joch der Ungläubigen, der Kanonendonnergott, der einst sein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moschee von Byzanz — ja, Das ist ihr politischer wie ihr religiöser Glaube, und sie träumen eine russisch-griechisch-orthodoxe Weltherrschaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Asien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und, was das Schrecklichste ist, dieser Traum ist keine Seifenblase, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die versteinernd uns angrinst, wie das Haupt der Medusa!

Die Worte Napoleon's auf Sankt Helena, dass in baldiger Zukunft die Welt eine amerikanische Republik oder eine russische Universalmonarchie sein werde, sind eine sehr entmuthigende Prophezeiung. Welche Aussicht! Günstigen Falls als Republikaner vor monotoner Langweile sterben! Arme Enkel!

Ich habe oben erwähnt, wie die Engländer viel beſſer, als die Franzoſen, über alle orientaliſchen Zuſtände unterrichtet ſind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von brittiſchen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kamel, das durch die Wüſte zieht, Erkundigungen einziehen. Wie viel' Zechinen Mehemed Ali in der Taſche, wie viel' Gedärme dieſer Vicekönig von Ägypten im Bauche hat, man weiß es ganz genau in den Büreaux von Downingſtreet. Hier glaubt man nicht den Mirakelhiſtörchen frommer Schwärmer; hier glaubt man nur an Thatſachen und Zahlen. Aber nicht bloß im Orient, auch im Occident hat England ſeine zuverläſſigſten Agenten, und hier begegnen wir nicht ſelten Leuten, die mit ihrer geheimen Miſſion auch die Korreſpondenz für Londoner ariſtokratiſche oder miniſterielle Blätter verbinden; letztere ſind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der Schweigſamkeit der Britten erfährt das Publikum ſelten das Gewerbe jener geheimen Berichterſtatter, die ſelbſt den höchſten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Miniſter der äußern Angelegenheiten kennt ſie, und überliefert dieſe Kenntnis ſeinem Nachfolger. Der Bankier im Ausland, der einem engliſchen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie ſeinen Namen, er erhält nur die

Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Perſon auszuzahlen, die ſich durch Vorzeigen einer Karte, worauf nur eine Nummer ſteht, legitimieren werde.

Spätere Notiz*).

(Mai 1854).

Der vorſtehende Bericht iſt von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ nicht aufgenommen worden, und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons, die der Zufall erhalten. Indem aus dieſem Berichte hervorgeht, wie unverdient die Rüge war, welche ein früherer Artikel über den Deputierten Benoit Fould ausſprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel, in jenem Artikel eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht in den Sinn, die perſönliche Erſcheinung des erwähnten Deputierten zu verunglimpfen und zu dieſem Behufe ein Spottwort des „National's“ zu

*) Dieſe Notiz fehlt, mit Ausnahme der in der Vorrede abgedruckten Stelle in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

citieren. Schwärmeriſche Freunde des Herrn Benoit Fould (und welcher reiche Mann beſäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn ſchwärmen!) behaupteten zwar zu jener Zeit, am Schluſſe eines Artikels in der „Allgemeinen Zeitung," der meine Chiffer trage und alſo meiner Autorſchaft zugeſchrieben werden müſſe, hätten ſie eine boshafte Citation aus dem „National" geleſen, welche den Generaladvokaten Hebert und Herrn Benoit Fould betreffe und dahin laute, „daſs Letzterer der Einzige geweſen, der dem Generaladvokaten in der Kammer die Hand gereicht habe, und daſs er ſelber wie der Diskurs eines accusateur public ausſähe!" Wahrlich, einen ſehr ſchwächlichen Begriff von meinem Geiſte und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daſs ich einen Angriff auf einen Mann wie Benoit Fould wagen würde, wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des „National's" entlehnen müſſte! Eine ſolche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfaſſer der Reiſebilder! Nein, jene Citation, jene Miſère, floſs nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der ſchrecklichen Perſon eines Generaladvokaten, deſſen diskretionäre Befugniſſe ſelbſt die des

Ministers übertrafen, Etwas zu schaffen haben; es giebt Personen, die man gar nicht erwähnen muſs, wenn man nicht speciell das Metier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingesperrtwerdens schmachtet. Ich sage Dieſes jetzt, wo eine solche Erklärung von meinen muthigen und kampflustigen Kommilitonen nicht misſdeutet werden kann. Zur Zeit, wo der Artikel mit der läppischen Citation aus dem „National" erschien, enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu stellen, der anonym erschienen und nur eine Chiffer an der Stirn trug, womit nicht ich, sondern die Redaktion meine Artikel zu bezeichnen pflegte, um administrativen Bedürfnissen zu begegnen, um z. B. die Komptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfassers sub rosa zuzuflüstern. Da nur die Redaktion und nicht der eigentliche Verfasser für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaktion gezwungen ist, das Journal sowohl der tausendköpfigen Leserwelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen, materiellen und moralischen, täglich zu kämpfen hat, so muſs ihr wohl die Erlaubnis anheim-

gestellt werden, jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausscheiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Stil des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muss der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeständnisse machen. Es giebt obskure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflusloses Publikum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffehause vor den respektiven Stammgästen schwadronierten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine Allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttausend Lesern in allen Landen belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beseelte

mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die „Allgemeine Zeitung“ zu ſchreiben. Da ich von dem Treuſinn und der Redlichkeit jenes innigſt geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders ſeit mehr als achtundzwanzig Jahren, der die Redaktion der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, ſo konnte ich mir auch wohl manche erſchreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen laſſen; — ſah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu ſagen ſchien: Liege ich denn etwa auf Roſen? Dieſer wackere Kämpe der deutſchen Preſſe, der ſchon als Jüngling für ſeine liberalen Überzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützlichem Wiſſen, dem beſten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politiſche Heil ſeiner Mitbürger ſo Viel gethan, viel mehr gethan, als Tauſende von bramarbaſierenden Maulhelden — er ward von dieſen als ſervil verſchrien, und die „Augsburger Hure“ war der Schmähname, womit der Pöbel der Radikalen die „Allgemeine Zeitung“ immer titulierte. —

Doch ich gerathe hier in eine Strömung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher

Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländiſcher Rückſichten wegen ertrug, wenn ich für die „Allgemeine Zeitung“ ſchrieb. In dieſer Beziehung begegnete ich mancher Miſsdeutung, ſelbſt in Sphären, wo Intelligenz zu herrſchen pflegte. Eine ſolche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem „National,“ die man mir fälſchlich zuſchrieb. Da ich nicht gern unſchuldig leide, ſo gerieth ich am Ende auf den unſeligen Gedanken, das Majeſtätsverbrechen, deſſen man mich beſchüldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Tarbes muſſte der Deputierte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten*). Da ich jedes Unrecht am Ende ſelbſt eingeſtehe, ſo will ich zu meiner eigenen Beſchämung hier erwähnen, daſs der Mann, dem ich jede Kapacität abſprach, ſich bald darauf als ein Staatsmann von höchſter Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

*) Die betreffende Stelle findet ſich im letzten Briefe des zehnten Bandes, S. 276 ff.

Der Herausgeber.

XI.

Paris, den 12. Juni 1840.

[Sowohl die Redaktion als das Eigenthum des „Commerce“ iſt vor vierzehn Tagen in andere Hände übergegangen. Dieſe Nachricht iſt an ſich freilich nicht ſehr wichtig, aber wir wollen daran allerlei Bemerkungen knüpfen. Zunächſt bemerke ich, daſs dieſe renovierten Blätter dieſer Tage einen Ausfall gegen meine Korreſpondenz in der „Allgemeinen Zeitung“ enthielten, der eben ſo ungeſchickt wie albern war. Der Verdächtigung, worauf es abgeſehen, bin ich mit aufgeſchlagenem Viſier im „Conſtitutionel“ entgegengetreten. Eine andere Bemerkung, die aber allgemeiner Art, drängt ſich uns entgegen bei der Frage: Welche Farbe wird das „Commerce“ jetzt annehmen? Man hat mir nämlich geantwortet: „Dieſes Blatt wird ſich weder für das dermalige

Königthum, noch für die republikaniſche Partei aus-ſprechen, und vor der Hand wird es wohl bona-partiſtiſch werden.“ In dieſer ſcheinbar ausweichen-den, unbeſtimmten Antwort ertappen wir ein Ge-ſtändnis, das uns über das ganze politiſche Treiben der Franzoſen viel Belehrung und Aufſchluſs ge-währt. Nämlich, in dieſer Zeit der Schwankungen, wo Niemand weiß, was ihm die nächſte Zukunft entgegenführt; wo Viele, mit der Gegenwart unzu-frieden, dennoch nicht wagen, mit den Tagesherr-ſchern beſtimmt zu brechen; wo die Meiſten eine Stellung in der Oppoſition einnehmen wollen, die nicht auf immer verpflichtend und eben ſo wenig kompromittierend iſt, ſondern ihnen erlaubt, ohne ſonderlich herbe Retraktionen, je nachdem das Kriegs-glück entſcheidet, ins Lager der ſiegenden Republik oder des unüberwindlichen Königthums überzugehen — in dieſer Zeit iſt der Bonapartismus eine be-queme Übergangspartei. Aus dieſem Grunde erkläre ich es mir, weſshalb Jeder, der nicht genau weiß, was er will, oder was er darf, oder was er kann, ſich um die imperialiſtiſche Standarte verſammelt. Hier braucht man keiner Idee den Eid der Treue zu ſchwören, und der Meineid wird hier keine Sünde gegen den heiligen Geiſt. Das Gewiſſen, die beſſere Ehre, erlaubt hier auch ſpäterhin jeden

Abfall und Fahnenwechsel. — Und in der That, das napoleonische Kaiserthum war selber nichts Anderes, als neutraler Boden für Menschen von den heterogensten Gesinnungen, es war eine nützliche Brücke für Leute, die sich aus dem Strome der Revolution darauf retteten und zwanzig Jahre lang darauf hin und her liefen, unentschlossen, ob sie sich auf das rechte oder auf das linke Ufer der Zeitmeinungen begeben sollten. Das napoleonische Kaiserthum war kaum etwas Anderes als ein abenteuerliches Interregnum ohne geistige Notabilitäten, und all seine ideelle Blüthe resumiert sich in einem einzigen Manne, der am Ende selber Nichts ist, als eine glänzende Thatsache, deren Bedeutung wenigstens bis jetzt noch halb ein Geheimnis ist. Dieses materielle Zwischenreich war ganz den damaligen Bedürfnissen angemessen. Wie leicht konnten die französischen Sanskülotten in die galonierten Prachthosen des Empire hineinspringen, mit welcher Leichtigkeit hingen sie später die befiederten Hüte und goldnen Jacken des Ruhmes wieder an den Nagel, und griffen wieder zur rothen Mütze und zu den Rechten der Menschheit! Und die ausgehungerten Emigranten, die adelstolzen Royalisten, sie brauchten ihrem angebornen Höflingssinn keineswegs zu entsagen, als sie dem Napoleon I. statt Ludwig XVI.

dienten, und als ſie, dem Erſtern wieder den Rücken kehrend, dem legitimen Herrſcher, Ludwig XVIII., huldigten!

Trotzdem, daſs der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die ſich nicht für eine Idee entſcheiden wollen, in ſich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daſs er ſo bald den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrſchaft, ſo dürfte auch dieſe nicht von langer Dauer ſein, und ſie würde, ganz wie die frühere napoleoniſche Regierung, nur eine kurze Vermittlungsperiode bilden. — Unterdeſſen aber verſammeln ſich alle möglichen Raubvögel um den todten Adler, und die Einſichtigen unter den Franzoſen werden nicht wenig dadurch geängſtigt. Die Majorität in der Kammer hat vielleicht doch nicht ſo ganz Unrecht gehabt, als ſie die zweite Begräbnismillion verweigerte und hiedurch die auflodernde Eroberungsſucht etwas dämpfte. Die Kammer beſitzt den Inſtinkt der nationalen Selbſterhaltung, und ſie hatte vielleicht eine dunkle Ahnung, daſs dieſer Bonapartismus ohne Bonaparte, dieſe Kriegsluſt ohne den größten Feldherrn, das franzöſiſche Volk ſeinem Untergang entgegenführt.

„Und wer ſagt Ihnen, daſs wir Deſſen nicht ganz bewuſſt waren, als wir über die zwei Mil-

lionen der Leichenfeier votierten?“ Dieſe Worte entſchlüpften geſtern einem meiner Freunde, einem Deputierten, mit welchem ich, die Galerie des Palais-royal durchwandelnd, über jenes Votum ſprach. Wichtiges und erfreuliches Geſtändnis! um ſo mehr, als es aus dem Munde eines Mannes kommt, der nicht zu den blöden Zitterſeelen gehört; vielleicht ſogar iſt bei dieſem Gegenſtand ſein Name von einiger Bedeutung wegen der glorreichen Erinnerungen, die ſich daran knüpfen — es iſt der Sohn jenes tugendhaften Kriegers, der im Heilausſchuſs ſaß und den Sieg organiſierte — es iſt Hippolyt Carnot. Heilausſchuſs! comité du salut public! Das Wort klingt noch weit erſchütternder als der Name Napoleon Bonaparte. Dieſer iſt doch nur ein zahmer Gott des Olymps, im Vergleich mit jener wilden Titanenverſammlung.]*)

*) An dieſen Brief ſchließt ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ein Bericht über Spontini, dem wir einen geeigneten Platz im elften Band angewieſen.

Der Herausgeber.

XII.

Paris, den 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigſtens vor den Deputierten und Fortepianoſpielern, den zwei ſchrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr ſo Viel erdulden müſſen. Das Palais Bourbon und die Salons der Herren Erard und Herz ſind mit dreifachen Schlöſſern verriegelt. Gottlob, die politiſchen und muſikaliſchen Virtuoſen ſchweigen! Die paar Greiſe, die im Luxembourg ſitzen, murmeln immer leiſer, oder nicken ſchlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beſchlüſſen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Miniſterium auslegte; aber ſie meinten es nicht ſo ernſthaft. Herr Thiers hat Nichts weniger als

einen bedeutenden Widerspruch von Seiten der Pairskammer zu erwarten. Auf diese kann er noch sicherer zählen, als auf seine Schildhalter in der Deputiertenkammer, obgleich er auch Letztere mit gar starken Banden und Bändchen, mit rhetorischen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten an seine Person gefesselt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächsten Winter hervorbrechen, nämlich wenn [Herr Odilon-Barrot ins Ministerium getreten und] Herr Guizot, der seinen Gesandtschaftsposten aufgeben wird, von London zurückkehrt und seine Opposition gegen Herrn Thiers aufs Neue eröffnet. Diese beiden Nebenbuhler haben schon frühe begriffen, daſs sie zwar einen kurzen Waffenstillstand schließen, aber nimmermehr ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende desselben findet vielleicht auch das ganze parlamentarische Gouvernement in Frankreich seinen Abschluſs *).

*) In der französischen Ausgabe heißt es, statt des obigen Satzes, etwas ausführlicher: „Was wird das Ende dieses oratorischen Duells sein? Es dünkt mich sehr wahrscheinlich, daſs mit dem Kampf zwischen den beiden berühmten Fechtmeistern der Tribüne und ihren Waffenspielen auch das ganze parlamentarische Regime in Frankreich seinen Abschluſs finden und durch die pöbelhaften Ausfälle eines Sanskülot-

Herr Guizot beging einen großen Fehler, als er an der Koalition Theil nahm. Er hat später selber eingestanden, daſs es ein Fehler gewesen, und gewiſſermaßen um ſich zu rehabilitieren, ging er nach London; er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in ſeiner Stellung als Oppoſitionsmann eingebüßt hatte, in ſeiner diplomatiſchen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daſs am Ende bei der Wahl eines Konſeilpräſidenten in Frankreich wieder der fremdländiſche Einfluſs obſiegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimiſche Sympathien, deren Herr Thiers allmählich verluſtig gehen würde, und die ihm, dem geliebten Guizot, zufloſſen. Böſe Zungen verſichern mir, die Doktrinäre bildeten ſich ein, man liebe ſie ſchon jetzt. So weit geht die Selbſtverblendung ſelbſt bei den geſcheiteſten Leuten! Nein, Herr Guizot, wir ſind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben; aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren. Trotz all unſrer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem ſchweren, trüben Guizot nie unſre

---

tismus erſetzt werden wird, der nur Fauſtſchläge und Stockprügel kennt, oder durch diejenigen einer Soldateska mit raſſelndem Säbel und Trommelſchlag."

Der Herausgeber.

Anerkenntnis verſagt; es iſt etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in dieſem Manne, und ich glaube, die Intereſſen der Menſchheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon iſt in dieſem Augenblick keine Rede mehr; hier denkt Niemand mehr an ſeine Aſche, und Das iſt eben ſehr bedenklich. Denn die Begeiſterung, die durch das beſtändige Geträtſche am Ende in eine ſehr beſcheidene Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden, wenn der kaiſerliche Leichenzug anlangt, mit erneueten Bränden aufflammen. Werden alsdann die emporſprühenden Funken großen Schaden anſtiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt, wird der Todte ſehr kühl begraben.

XIII.

Paris, den 25. Juli 1840.

Auf den hieſigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geſchichte Bürger's, des deutſchen Poeten, tragiert; da ſehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondſchein ſitzt und ſingt: Hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das iſt wahrhaftig ein guter Refrain, und wir wollen ihn unſerm heutigen Berichte voranſtellen, und zwar in nächſter Beziehung auf das franzöſiſche Miniſterium. — Aus der Ferne ſchreitet die Leiche des Rieſen von Sankt Helena immer bedrohlich näher, und in einigen Tagen öffnen ſich auch die Gräber hier in Paris, und die unzufriedenen Gebeine der Juliushelden ſteigen hervor und wandern nach dem Baſtillenplatz, der furchtbaren Stätte, wo die Geſpenſter von Anno 89 noch immer ſpuken

... Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir ſind ſehr beängſtigt wegen der bevorſtehenden Juliustage, die dieſes Jahr ganz beſonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahr' kann ſich die Regierung ſolche Schreckenslaſt aufbürden. Die Aufregung wird dieſer Tage um ſo größer ſein, je wahlverwandter die Töne ſind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufſtandes, wo ſogenannte Elende bis zur gröbſten Beleidigung der Majeſtät ſich vergaßen.

Während im Weſten der Succeſſionskrieg beendigt und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln ſich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflöslichen Knäuel. Die Revolte in Syrien ſetzt das franzöſiſche Miniſterium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es mit all ſeinem Einfluſs die Macht des Paſcha von Ägypten unterſtützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Chriſten auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouieren — denn dieſe Fahne iſt ja die franzöſiſche Trikolore; die Rebellen wollen ſich durch letztere als Angehörige Frankreichs bekunden, und

sie glauben, dass dieses nur scheinbar den Mehemed Ali unterstütze, im Geheimen aber die syrischen Christen gegen die ägyptische Herrschaft aufwiegle. In wie weit sind sie zu solcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Lenker der katholischen Partei, ohne Vorwissen der französischen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Pascha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe sich jetzt nach Vertreibung der Ägyptier in Syrien ein christliches Reich begründen? Dieser eben so unzeitige, wie fromme Versuch wird dort viel Unglück stiften. Mehemed Ali war über den Ausbruch der syrischen Revolte so entrüstet, dass er wie ein wildes Thier raste und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Christen auf dem Berg Libanon. Nur die Vorstellungen des österreichischen Generalkonsuls konnten ihn von diesem unmenschlichen Vorhaben abbringen, und diesem hochherzigen Manne verdanken viele Tausende von Christen ihr Leben, während ihm der Pascha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich seinen Namen vor ewiger Schande. Mehemed Ali ist nicht unempfindlich für das Ansehen, das er bei der civilisierten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete seinen Zorn ganz besonders durch eine Schilderung

der Antipathien, die er durch die Ermordung der Maroniten in ganz Europa auf sich lüde, zum höchsten Schaden seiner Macht und seines Ruhmes *).

Das alte System der Völkervertilgung wird solchermaßen durch europäischen Einfluss im Orient allmählich verdrängt. Auch die Existenzrechte des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grausamkeiten der Tortur einem mildern Kriminalverfahren weichen. Es ist die Blutgeschichte von Damaskus, welche dieses letztere Resultat hervorbringen wird, und in dieser Beziehung dürfte die Reise des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieser berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertsten Männern Frankreichs gehört und den ich in diesen Blättern bereits besprach, hat schon seine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von seiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen diese Gefahren, die ihn vielleicht nur abschrecken sollten von seinem edlen Beginnen, eben so klein sein wie die Leute, die sie bereiten! In der That, dieser Advokat der Juden plädiert zugleich die Sache der ganzen Menschheit. Um nichts

*) Der Schluss dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Geringeres handelt es ſich, als auch im Orient das europäiſche Verfahren beim Kriminalproceſs einzuführen. Der Proceſs gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende, weil ein öſterreichiſcher Unterthan inkulpiert war und der öſterreichiſche Konſul gegen das Torquieren deſſelben einſchritt. Jetzt ſoll nun der Proceſs aufs neue inſtruiert werden, und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinſtrumente, die den Beklagten die unſinnigſten Ausſagen abmarterten und die Zeugen einſchüchterten. Der franzöſiſche Oberkonſul in Alexandria ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, um dieſe erneuete Inſtruktion des Proceſſes zu hintertreiben; denn das Betragen des franzöſiſchen Konſuls von Damaskus könnte bei dieſer Gelegenheit ſehr ſtark beleuchtet werden, und die Schande ſeines Repräſentanten dürfte das Anſehen Frankreichs in Syrien erſchüttern. Und Frankreich hat mit dieſem Lande weit ausgreifende Pläne, die noch von den Kreuzzügen datieren, die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die ſpäter Napoleon ins Auge faſſte, und woran ſelbſt Herr Thiers denkt, [für den Fall, daſs Algier verloren ginge, und der franzöſiſche Ehrgeiz anderswo im Orient ſein Futter ſuchen müſſte!] Die ſyriſchen Chriſten erwarten ihre Befreiung von den Franzoſen,

und dieſe, ſo freigeiſtig ſie auch zu Hauſe ſein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholiſchen Glaubens im Orient und ſchmeicheln dort der Zeloſis der Mönche. So erklären wir es uns, weshalb nicht bloß Herr Cochelet in Alexandria, ſondern ſogar unſer Konſeilpräſident, der Sohn der Revolution in Paris, den Konſul von Damaskus in Schutz nehmen. — Es handelt ſich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Ratti-Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es giebt vielleicht zwiſchen Beiden keinen großen Unterſchied, und, wie Jener für unſern Haſs, ſo dürften Letztere für unſre Vorliebe zu gering ſein — aber es handelt ſich darum, die Abſchaffung der Tortur durch ein eklatantes Beiſpiel im Orient zu ſanktionieren. — Die Konſuln der europäiſchen Großmächte, namentlich Öſterreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Inſtruktion des Proceſſes der Damascener Juden ohne Zulaſſung der Tortur beim Paſcha von Ägypten angetragen, und es mag ihnen vielleicht nebenher einige Schadenfreude gewähren, daſs eben Herr Cochelet, der franzöſiſche Konſul, der Repräſentant der Revolution und ihres Sohnes, ſich jener erneuten Inſtruktion widerſetzt und für die Tortur Partei nimmt.

XIV.

Paris, den 27. Juli 1840.

Hier überstürzen sich die Hiobsposten; aber die letzte, die schlimmste, die Konvention zwischen England, Rußland, Österreich und Preußen gegen den Pascha von Ägypten, erregte weit mehr jauchzende Kampflust als Bestürzung, sowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der gestrige „Constitutionnel," welcher ohne Umschweife gestand, daß Frankreich ganz schnöde getäuscht und beleidigt sei, beleidigt bis zur Voraussetzung einer feigen Unterwürfigkeit — diese ministerielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenstoß, man glaubte den großen Zornschrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalinteressen bewirken jetzt einen Waffenstillstand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme

der Legitimiſten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, verſammeln ſich alle Franzoſen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem „perfiden Albion" iſt ihre gemeinſame Parole.

Wenn ich oben ſagte, daſs die Kampfluſt auch bei der Regierung entloderte, ſo meine ich damit das hieſige Miniſterium und zumal unſern kecken Konſeilpräſidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Konſulats beſchrieben hat, und mit ſüdlich glühender Einbildungskraft ſeinem Helden auf ſo vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es iſt vielleicht ein Unglück, daſs er nicht auch den ruſſiſchen Feldzug und die große Retirade im Geiſte mitmachte. Wäre Herr Thiers in ſeinem Buche bis zu Waterloo gelangt, ſo hätte ſich vielleicht ſein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther, als die kriegeriſchen Gelüſte des Premierminiſters, Das iſt das unbegrenzte Vertrauen, das er in ſeine eigenen militäriſchen Talente ſetzt. Ja, es iſt eine Thatſache, die ich aus vieljähriger Beobachtung verbürgen kann: Herr Thiers glaubt ſteif und feſt, daſs nicht das parlamentariſche Scharmützeln, ſondern der eigentliche Krieg, das klirrende Waffenſpiel, ſeine angeborne Vokation ſei. Wir haben es hier nicht mit der Unterſuchung zu thun, ob dieſe innere

Stimme Wahrheit ſpricht oder bloß der eiteln Selbſttäuſchung ſchmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerkſam machen, wie dieſer eingebildete Feldherrnberuf wenigſtens zur Folge hat, daſs Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürſtenkonvents nicht ſonderlich erſchrecken wird, daſs es ihn heimlich freut, durch die äußerſte Nothwendigkeit gezwungen zu ſein, ſeine militäriſchen Talente der überraſchten Welt zu offenbaren, und daſs gewiſs ſchon in dieſem Augenblicke die franzöſiſchen Admirale die beſtimmteſte Ordre erhalten haben, die ägyptiſche Flotte gegen jeden Überfall zu ſchützen.

Ich zweifle nicht an dem Reſultat dieſes Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängſt geſehen, und hege einen großen Reſpekt vor der franzöſiſchen Marine. Letztere iſt bedeutender, als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsſchiffen, die auf dem bekannten Etat ſtehen, und die Frankreich gleichſam officiell beſitzt, wurde ſeit 1814 eine faſt doppelt ſo große Anzahl im Arſenal von Toulon allmählich fertig gebaut, die in einer Friſt von ſechs Wochen ganz bemannbar ausgerüſtet werden kann. — Wird aber durch ein bombardierendes Zuſammentreffen der franzöſiſchen und engliſchen Flotten im mittelländiſchen Meere der Frieden von Europa geſtört wer-

den und der allgemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Kontinents werden ſich noch lange beſinnen, ehe ſie ſich wieder mit Frankreich in ein Todesſpiel einlaſſen. Und was John Bull betrifft, ſo weiß dieſer dicke Mann ſehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, ſelbſt wenn Letzteres ganz iſoliert zu ſtehen käme, ſeinem Säckel koſten würde; mit einem Wort, das engliſche Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskoſten bewilligen; und Das iſt die Hauptſache. Entſtünde aber dennoch ein Krieg zwiſchen den beiden Völkern, ſo wäre Das, mythologiſch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jetzigen Kollegen, den Napoleon, zu rächen, vielleicht die Abſicht haben, den Wellington wieder ins Feld zu ſchicken und durch den Generalfeldmarſchall Thiers beſiegen zu laſſen!

XV.

Paris, den 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewieſen, daſs er ein ehrlicher Mann iſt; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchſchauen, noch durch Gegenliſt zu vereiteln gewuſſt. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück, und den diesjährigen Tugendpreis, den prix Monthyon, wird ihm Niemand ſtreitig machen. Beruhige dich, puritaniſcher Stutzkopf, die treuloſen „Kavaliere" haben dich hinters Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine ſtolzeſten Selbſtgefühle*), das Bewuſſtſein, daſs du noch immer du ſelbſt biſt. Als Chriſt und Doktrinär wirſt du dein Miſsgeſchick geduldig ertragen, und

*) „und alle Tröſtungen der charte-vérité." ſchließt dieſer Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.
Der Herausgeber.

ſeit wir herzlich über dich lachen können, öffnet ſich dir auch unſer Herz. Du biſt wieder unſer alter lieber Schulmeiſter, und wir freuen uns, daſs der weltliche Glanz dir deine fromme, magiſterliche Naivetät nicht geraubt hat, daſs du gefoppt und gedrillt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben biſt! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Geſandtſchaftspoſten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Ränke des perfiden Albion's zeitig genug auszuſpionieren weiß, oder ein ganz unwiſſenſchaftlicher, derber Burſche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritanniſche Regierungsform, keine höflichen speeches in engliſcher Sprache zu machen verſteht, aber auf Franzöſiſch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzoſen, den erſten beſten Grenadier der alten Garde als Geſandten nach London zu ſchicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen geheimen Legationsſekretär mitzugeben.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich ſo ausgezeichnete Köpfe? Worin beſteht ihre Superiorität in dieſem Felde? Ich glaube, ſie beſteht darin, daſs ſie erzproſaiſche Geſchöpfe ſind, daſs keine poetiſchen Illuſionen ſie irre leiten, daſs keine glühende Schwärmerei ſie blendet, daſs ſie

die Dinge immer in ihrem nüchternſten Lichte ſehen, den nackten Thatbeſtand feſt ins Auge faſſen, die Bedingniſſe der Zeit und des Ortes genau berechnen und in dieſem Kalkul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügelſchlag großmüthiger Gedanken geſtört werden. Ja, ihre Superiorität beſteht darin, daſs ſie keine Einbildungskraft beſitzen. Dieſer Mangel iſt die ganze Force der Engländer, und der letzte Grund ihres Gelingens in der Politik, wie in allen realiſtiſchen Unternehmungen, in der Induſtrie, im Maſchinenbau u. ſ. w. Sie haben keine Phantaſie; Das iſt das ganze Geheimnis. Ihre Dichter ſind nur glänzende Ausnahmen; deſshalb gerathen ſie auch in Oppoſition mit ihrem Volke, dem kurznaſigen, halbſtirnigen und hinterkopfloſen Volke, dem auserwählten Volke der Proſa, das in Indien und Italien eben ſo proſaiſch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedleſtreet. Der Duft der Lotusblume berauſcht ſie eben ſo wenig, wie die Flamme des Veſuvs ſie erwärmt. Bis an den Rand des letztern ſchleppen ſie ihre Theekeſſel, und trinken dort Thee, gewürzt mit cant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; Das iſt wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte ſie dort gefallen,

ſo würde ich anfangen, an der Poeſie ihrer Füße zu zweifeln. Sie ſelber, die Söhne Albion's, ſind die ſchrecklichſten aller Tänzer, und Strauß verſichert, es gebe keinen Einzigen unter ihnen, welcher Takt halten könne. Auch iſt er in der Grafſchaft Middleſex zu Tode erkrankt, als er Alt-England tanzen ſah. Dieſe Menſchen haben kein Ohr, weder für Takt noch für Muſik überhaupt, und ihre unnatürliche Paſſion für Klavierſpielen und Singen iſt um ſo widerwärtiger. Es giebt wahrlich auf Erden nichts ſo Schreckliches wie die engliſche Tonkunſt, es ſei denn die engliſche Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbenſinn, und manchmal ſteigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchſinn ebenfalls ſtumpf und verſchnupft ſei*); es iſt ſehr leicht möglich, daſs ſie Roſsäpfel und Apfelſinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterſcheiden können.

Aber haben ſie Muth? Dies iſt jetzt das Wichtigſte. Sind die Engländer ſo muthig, wie man ſie auf dem Kontinent beſtändig ſchilderte?

---

*) Dieſer Abſatz ſchließt in der franzöſiſchen Ausgabe, wie folgt: „An die Engländer ergehen die Worte der Bibel Sie haben Augen und ſehen nicht, ſie haben Ohren und hören nicht, ſie haben Stumpfnaſen und riechen nicht.“

Der Herausgeber.

Die vielgerühmte Großmuth der Mylords existiert nur noch auf unserm Theater, und es ist leicht möglich, daſs der Aberglaube von der kaltblütigen Kourage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verschwindet*). Ein sonderbarer Zweifel ergreift uns, wenn wir sehen, wie ein paar Husaren hinreichend sind, ein tobendes Meeting von 100,000 Engländ-

*) In der französischen Ausgabe beginnt dieser Absatz, wie folgt: „Aber sind sie stark? Dies ist jetzt das Wichtigste. Nein, ihre Stärke ist sehr zweifelhaft. Wie abgenutzt auch die Vergleichung Englands mit Karthago sei, es ist nichtsdestoweniger immer noch das alte Karthago, doch ohne einen Hannibal. Seine Truppen sind Miethlinge. Es ist wahr, daſs der englische Soldat tapfer ist; er ist von bewährter Tapferkeit, und er verachtet das Feuer des Feindes eben so sehr, wie er sich selber verachten muſs, dies arme Werkzeug, das sich für ein Stück beef verkauft hat, und das man öffentlich anspeitscht; das Point-d'honneur ist unverträglich mit der Peitsche. Die Officiere haben Kourage, aber wenig' militärische Kenntnisse; sie haben ihr Patent erkauft, und der Krieg ist für sie ein Geschäft, in das sie Geld hineingesteckt, und das sie mit jener unerschütterlichen Kaltblütigkeit betreiben, die man bei allen englischen Geschäftsleuten findet. Der Adel Englands ist heldenmüthig, und was von ihm in der Marine dient, hat sogar den Heroismus seiner Vorfahren, der Normannen Frankreichs, geerbt. Aber was soll ich sagen von der Masse des Volks und von jener Bourgeoisie, die, so zu sagen, die officielle Nation bildet?"

Der Herausgeber.

dern auseinander zu jagen. Und haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, ſo ſind doch die Maſſen erſchlafft durch die Gewöhnungen und Komforts eines mehr als hundertjährigen Friedens; ſeit ſo langer Zeit blieben ſie im Inlande vom Krieg verſchont, und was den Krieg betrifft, den ſie im Auslande zu beſtehen hatten, ſo führten ſie ihn nicht eigenhändig, ſondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethvölker. Auf ſich ſchießen zu laſſen, um Nationalintereſſen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor, einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch dieſen allzu langen Friedenszuſtand, durch zu großen Reichthum und zu großes Elend, durch die politiſche Verderbnis, die eine Folge der Repräſentativverfaſſung, durch das entnervende Fabrikweſen, durch den ausgebildeten Handelsgeiſt, durch die religiöſe Heuchelei, durch den Pietismus, dieſes ſchlimmſte Opium, ſind die Engländer als Nation ſo unkriegeriſch geworden, wie die Chineſen, und ehe ſie dieſe Letztern überwinden, ſind vielleicht die Franzoſen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttauſend Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleon's ſchwebten die Engländer beſtändig in einer ſolchen Gefahr,

und das Land ward nicht geschützt durch seine Bewohner, sondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine besessen, wie es sie jetzt besitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfschiffe schon so furchtbar auszubeuten gewüsst, wie heut zu Tage, so wäre Napoleon sicher an der englischen Küste gelandet, wie einst Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerstand gefunden haben; denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normannischen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geschützt und die englische Freiheit mit der französischen Gleichheit vermählt!

Weit greller, als ich sie ausgesprochen, stiegen die vorstehenden Gedanken gestern in mir auf beim Anblick des Zuges, der dem Leichenwagen der Juliushelden folgte. Es war eine ungeheure Volksmasse, die ernst und stolz dieser Todtenfeier beiwohnte. Ein imposantes Schauspiel, und in diesem Augenblick sehr bedeutungsvoll. Fürchten sich die Franzosen vor den neuen Alliierten? Wenigstens in den drei Julinstagen spüren sie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann sogar versichern, dass etwa hundertundfünfzig Deputierte, die noch in Paris sind, sich aufs bestimmteste für den Krieg ausgesprochen haben, im Fall die beleidigte Nationalehre dieses Opfer verlange. Was aber das

Wichtigſte, Ludwig Philipp ſcheint dem ruhigen Erdulden jeder Unbill Valet geſagt und für den Fall der Noth den durchgreifendſten Entſchluſs gefaſſt zu haben — Wenigſtens ſagt er es, und Herr Thiers verſichert, daſs er den aufbrauſenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe beſänftige. Oder iſt ſolche Kriegsluſt nur eine Kriegsliſt des göttlichen Dulders Odyſſeus?

XVI.

Paris, den 30. Juli 1840.

Es gab geſtern keine Börſe, eben ſo wenig wie vorgeſtern, und die Kourſe hatten Muße, ſich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat ſeinen Tempel der Furcht, und Das iſt die Börſe, in deren Hallen man immer um ſo ängſtlicher zittert, je ſtürmiſcher der Muth iſt, der draußen tobt.

Ich habe mich geſtern ſehr bitter über die Engländer ausgeſprochen. Bei näherer Erkundigung erſcheint ihre Schuld nicht ſo groß, wie ich Anfangs glaubte. Wenigſtens das engliſche Volk desavouiert ſeinen Mandatarius. Ein dicker Britte, der alle Jahr' am 29. Julius hieher kommt, um ſeinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, verſichert mir, es herrſche in Eng-

land der größte Unwillen gegen den Coxcomb Palmerston, der vorausſehen konnte, daſs die Konvention wegen Ägypten die Franzoſen aufs äußerſte beleidigen müſſe. Es ſei in der That, geſtehen die Engländer, eine Beleidigung von Seiten Englands, aber es ſei keine Verrätherei; denn Frankreich habe ſeit langer Zeit darum gewuſſt, daſs man Mehemed Ali aus Syrien mit Gewalt verjagen wolle; das franzöſiſche Miniſterium ſei hiemit ganz einverſtanden geweſen; es habe ſelber in Betreff jener Provinz eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt; die geheimen Lenker der ſyriſchen Revolte ſeien Franzoſen, deren katholiſcher Fanatismus nicht in Downing-Street, ſondern auf dem Boulevard des Capucines allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geſchichte von den gefolterten Juden zu Damaskus habe ſich das franzöſiſche Miniſterium zu Gunſten der katholiſchen Partei ſehr kompromittiert; ſchon bei dieſer Gelegenheit habe Lord Palmerſton ſeine Miſsachtung des franzöſiſchen Premierminiſters hinlänglich beurkundet, indem er den Behauptungen deſſelben öffentlich widerſprach u. ſ. w. — Wie Dem auch ſei*), Lord Palmerſton hätte

*) Hier ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe noch der Zwiſchenſatz: „ſagen ferner die Engländer.“

Der Herausgeber.

vorausſehen können, daſs die Konvention nicht ausführbar iſt, und daſs alſo die Franzoſen unnützerweiſe in Harniſch geſetzt würden, was immerhin ſeine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, deſto mehr wundern wir uns über das ganze Ereignis. Es giebt hier Motive, die uns bis jetzt noch verborgen ſind, vielleicht ſehr feine, ſtaatskluge Motive — vielleicht auch ſehr einfältige.

Ich habe oben der Geſchichte von Damaskus erwähnt. Dieſe findet hier noch immer viel Beſprechung; namentlich bildet ſie einen ſtehenden Artikel im „Univers," dem Organ der ultramontanen Prieſterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieſes Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfboot aus der Levante anlangt, ſo ſind wir hier um ſo mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damasceuer Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückverſetzt ſind. Iſt es doch ſchon ein Wunder, daſs die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des „Univers" in Frankreich einigen Anklang finden! Ja, es iſt nicht zu leugnen, ein großer Theil der Franzoſen iſt nicht abgeneigt*), dem blutigen Unglimpf Glauben

*) „zu glauben, daſs die Juden des Orients bei ihrem Paſſahfeſte Menſchenblut tränken (aus Höflichkeit glauben

zu ſchenken, und die obſkurſten Erfindungen der Pfaffenliſt ſtoßen hier auf ſehr lauen Widerſpruch. Verwundert fragen wir uns: Iſt Das Frankreich, die Heimat der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rouſſeau geweint hat? Sind Das die Franzoſen, die einſt der Göttin der Vernunft in Notredame huldigten*), allen Prieſtertrug abgeſchworen und ſich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proklamierten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun; eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben ſie noch beſeelt, eben weil ſie, alte Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, allen Religionen die infamſten Unthaten zutrauen, hielten ſie auch die Bekenner des Judenthums fähig, Dergleichen begangen zu haben, und ihre leichtſinnigen Anſichten über die Damascener Vorgänge ſind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, ſondern aus Haſs gegen den Fanatismus ſelbſt hervorgegangen. — Daſs über jene Vorgänge

---

ſie es nicht von den Juden des Abendlandes), und die obſkurſten ꝛc." ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.
Der Herausgeber.

*) Statt des Nachfolgenden, enthält obiger Abſatz in der franzöſiſchen Ausgabe nur noch die Worte: „Der Kultus dieſer Gottheit hat ſehr ſchnell wieder ein Ende genommen."
Der Herausgeber.

keine so bornierten Meinungen in Deutschland aufkommen konnten, zeugt nur von unsrer größeren Gelahrtheit; geschichtliche Kenntnisse sind so sehr im deutschen Volke verbreitet, daſs selbst der grimmigste Groll nicht mehr zu den alten Blutmärchen greifen darf.

Wie sonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepsis verbunden ist, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourse, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr sich postiert hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umstehenden Gaffern, wie groß dieser Mond sei, so viele tausend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüsse, wie er so viele tausend Meilen von der Erde entfernt sei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit seiner Gattin vorbeiging, unwiderstehlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widersetzte sich mit rationalistischem Eifer, und rieth ihm, seine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben — Das sei Alles Aberglaube, was man von dem Mond erzähle, von seinen Bergen und Flüssen und seiner unmenschlichen Größe, Das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

XVII.

Granville (Departement de la Manche),
den 25. Auguſt 1840.

Seit drei Wochen durchſtreife ich die Normandie die Kreuz und die Quer, und über die Stimmung, die ſich hier bei Gelegenheit der letzten Ereigniſſe kundgab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegeriſchen Trompetenſtöße der franzöſiſchen Preſſe ſchon ziemlich aufgeregt, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängſtigte ſich durch die verzweiflungsvollſten Hypotheſen *). Bis auf dieſe

*) Dieſer Satz lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Die öffentliche Intelligenz ſuchte in dieſen Akt des Wahnſinns einen vernünftigen Grund hineinzugrübeln und ängſtigte ſich ꝛc.“

Der Herausgeber.

Stunde glauben die Leute hier zu Lande, daſs der Prinz*) auf eine ausgebreitete Verſchwörung rechnete und ſein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Rendezvous zeugte, das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen engliſchen Familien, die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von paniſcher Furcht, als ſie in dem geruhſamen Städtchen einige gefährliche Flintenſchüſſe vernahmen und den Krieg vor ihrer eigenen Thür ſahen. Dieſe Flüchtlinge, um ihre Angſt zu rechtfertigen brachten die entſetzlichſten Gerüchte nach der engliſchen Küſte, und Englands Kalkfelſen wurden noch bläſſer vor Schrecken. Durch Wechſelwirkung werden jetzt die Engländer, die in der Normandie hauſen, von ihren heimiſchen Angehörigen zurückberufen in das glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange geſchützt ſein wird — nämlich ſo lange, bis einmal die Franzoſen eine hinlängliche Anzahl Dampfſchiffe ausgerüſtet haben werden, womit man eine Landung in England bewerkſtelligen kann.

In Boulogne wäre eine ſolche Dampfflotte bis zum Tage der Ausfahrt von unzähligen kleinen

*) „daſs der erlauchte Abenteurer" ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

Forts beſchützt. Letztere, welche die ganze Küſte der Departements du Nord und de la Manche umgeben, ſind auf Felſen gepflanzt, die, aus dem Meere hervorragend, wie vor Anker liegende ſteinerne Kriegsſchiffe ausſehen. Sie ſind während der langen Friedenszeit etwas baufällig geworden, jetzt aber werden ſie mit großem Eifer gerüſtet. Von allen Seiten ſah ich zu dieſem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranſchleppen, die mich ſehr freundlich anlachten; denn dieſe klugen Geſchöpfe theilen meine Antipathie gegen die Engländer, und werden ſolche gewiſs weit donnernder und treffender ausſprechen. Beiläufig bemerke ich, daſs die Kanonen der franzöſiſchen Küſtenforts über ein Drittel weiter ſchießen, als die engliſchen Schiffskanonen, welche zwar von eben ſo großem Kaliber, aber nicht von derſelben Länge ſein können.

Hier in der Normandie haben die Kriegsgerüchte alle Nationalgefühle und Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Valery während des Tiſchgeſprächs den Plan einer Landung in England diskutieren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich; denn auf derſelben Stelle hatte ſich einſt Wilhelm der Eroberer eingeſchifft, und ſeine damaligen Kameraden waren eben ſolche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt

eine ähnliche Unternehmung besprechen hörte. Möge der stolze englische Adel nie vergessen, daſs es Bürger und Bauern in der Normandie giebt, die ihre Blutsverwandtschaft mit den vornehmsten Häusern Englands urkundlich beweisen können und gar nicht übel Lust hätten, ihren lieben Vettern und Basen einen Besuch abzustatten.

Der englische Adel ist im Grunde der jüngste in Europa, trotz der hochklingenden Namen, die selten ein Zeichen der Abstammung, sondern gewöhnlich nur ein übertragener Titel sind. Der übertriebene Hochmuth dieser Lordships und Ladyships ist vielleicht eine Rücke ihrer parvenierten Jugendlichkeit, wie denn immer, je jünger der Stammbaum, desto grünlich bitterer die Früchtchen. Jener Hochmuth trieb einst die englische Ritterschaft in den verderblichen Kampf mit den demokratischen Richtungen und Ansprüchen Frankreichs, und es ist leicht möglich, daſs ihre jüngsten Übermüthe aus ähnlichen Gründen entsprungen; denn zu unserer größten Verwunderung fanden wir, daſs bei jener Gelegenheit die Tories mit den Whigs übereinstimmten.

Woher aber kommt es*), daſs solche Emeute aller

*) „daſs die Emeute aller aristokratischen Interessen, die Lord Palmerston anzettelte, im englischen Volke ꝛc.“ steht in der Augsb. Allg. Zeitung. Der Herausgeber.

aristokratischen Interessen immer im englischen Volke so vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, dass erstens das ganze englische Volk, die Gentry eben so gut wie die high nobility, und der Mob eben so gut wie Jene, von sehr aristokratischer Gesinnung sind, und zweitens weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eifersucht, wie ein böses Geschwür, jückt und eitert, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblüht, sobald die französische Industrie durch den Frieden gedeiht und die französische Marine sich bedeutend ausbildet.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehässigste Missgunst zugeschrieben, und in den französischen Häfen zeigt sich wirklich eine Entwickelung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die englische Seemacht in einiger Zeit von der französischen überflügelt zu sehen. Erstere ist seit zwanzig Jahren stationär geblieben, statt dass Letztere im thätigsten Fortschritt begriffen ist. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arsenal zu Toulon der Bau der Kriegsschiffe so eifrig betrieben worden, dass im Fall eines Krieges binnen kurzer Frist fast doppelt so viele Schiffe, wie Frankreich 1814 besitzen durfte, in See stechen können. Ein Leipziger Tagesblatt widersprach dieser Behauptung in einer ziemlich herben Weise;

ich kann nur die Achsel darüber zucken, denn dergleichen Angaben schöpfe ich nicht aus bloßem Hörensagen, sondern aus der unmittelbarsten Anschauung. In Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück französischer Marine plätschert dort im Hafen), versicherte man mir, daſs zu Brest ebenfalls doppelt so viele Kriegsschiffe befindlich wie früher, nämlich über fünfzehn Linienschiffe, Fregatten und Briggs, von der anständigsten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige $^1/_{20}$ fertig gebaut und ausgerüstet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, sie persönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daſs eben so wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretonischen Küste unter dem Seevolke die kriegsmuthigste Aufregung herrscht, und die ernsthaftesten Vorbereitungen zum Kriege gemacht werden.

[Was mich betrifft, ich glaube nicht an Krieg, und, wie Sie wissen, zweifelte ich nie am Fortbestand des Friedens. Aber es ist immer wichtig zu erfahren, mit welchen Gesinnungen das Volk einen Ausbruch der Feindseligkeiten begrüßen würde. Und in dieser Beziehung bemerke ich bei der großen Masse einen bewunderungswürdigen Scharfsinn. Die Franzosen täuschen sich nicht über die Gefahren, die ihnen sowohl von innen als von außen entgegendrohen.

Da sie aber genau ihren Zustand kennen und genau wissen, was sie wollen, werden sie mit der größten Schnelligkeit verfahren. Ich bin überzeugt, sie entledigen sich zuerst jener vergangenheitlichen Partei, die, eine unversöhnliche Feindin des neuen Frankreichs, weder durch Großmuth noch durch Vernunft entwaffnet werden konnte, und bei der geringsten Hoffnung einer fremden Invasion die alten Ränke spielen lässt und, wie man behauptet, wieder die Chouans in der Vendée zum Bürgerkriege aufreizt. Reisende versichern mir, dass dort schon einige Scharmützel vorgefallen, aber diese unreifen Versuche bald unterdrückt wurden. Wichtig war es mir zu ermitteln, wie man hier zu Land über den König denkt, und mit Freude bemerkte ich, dass man ihm das treueste Mitgefühl für sein Volk zutraut, und auch nicht der leiseste Verdacht antinationaler Sympathien auf ihm lastet. Man weiß zwar, dass er den Frieden liebt — (und welch ein ehrlicher Mann liebte ihn nicht?) — aber man weiß auch, dass er den Krieg nicht bis zur Feigheit fürchtet.

In der That, Ludwig Philipp ist ein Held, aber in der Weise jenes Odysseus, der sich nicht gern schlug, wenn er mit der Diplomatie der Rede sich durchhelfen konnte, der aber eben so tapfer focht, wie irgend ein Ajax oder Achilles, wenn er mit

Worten nicht mehr auslangte und nothgedrungen zum Schwert oder Bogen greifen musste. Die Meinung geht sogar dahin, dass er im schlimmsten Falle zu einer sehr terroristischen Gegenwehr seine Zuflucht nehmen werde. —]

Ach Gott! nur kein Krieg! Ich fürchte, dass das ganze französische Volk, wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr, als das dreieckige bonapartistische Wünschelhütchen, das Haupt erhitzen dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, in wie weit die dämonischen Zerstörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande sich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu untersuchen, von welcher Bedeutung die Gewalten sind, die einem Zaubermittel zugeschrieben werden, wovon die französische Presse in der jüngsten Zeit unter dem Namen „Propaganda" so geheimnisvoll und bedrohsam flüsterte und zischelte? Ich muss mich aus leicht begreiflichen Gründen aller solchen Untersuchungen enthalten, und in Betreff der vielbesprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine paraboliſche Andeutung. Es ist Ihnen bekannt, dass in Lappland noch viel Heidenthum herrscht, und dass die Lappen, welche zur See gehen wollen, sich vorher, um den nothwendigen Fahrwind

einzukaufen, zu einem Hexenmeister begeben. Dieser überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten sind. Sobald man auf dem Meere ist und den ersten Knoten öffnet, bewegt sich die Luft und es bläst ein guter Fahrwind. Öffnet man den zweiten Knoten, so entsteht schon eine weit stärkere Lufterschütterung und es heult ein wüthendes Wetter. Öffnet man aber gar den dritten Knoten, so erhebt sich der wildeste Sturm und peitscht das rasende Meer, und das Schiff kracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu seinem Hexenmeister kommt, betheuert er freilich, er habe genug an einem einzigen Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen stärkeren Wind, und am allerwenigsten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm Nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muss für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er etwa späterhin auf dem hohen Meere zu viel Branntewein trinkt und im Rausche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzosen sind nicht so läppisch wie die Lappen, obgleich sie leichtsinnig genug wären, die Stürme zu entzügeln, wodurch sie selber zu Grunde gehen müssten. Bis jetzt sind sie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübnis versichert, hat sich das französische Mi-

niſterium nicht ſehr kaufluſtig gezeigt, als ihm einige preußiſche und polniſche [revolutionäre] Windmacher (die aber keine Hexenmeiſter ſind!) ihren Wind anboten.

XVIII.

Paris, den 21. September 1840.

Ohne sonderliche Ausbeute bin ich dieser Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armselig ödes Land, und die Menschen dumm und schmutzig. Von den schönen Volksliedern, die ich dort zu sammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen existiert nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da sie jedoch in bretonischen Dialekten geschrieben sind, muss ich sie mir erst ins Französische übersetzen lassen, ehe ich Etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reise singen hörte, war ein deutsches; während ich mich in Rennes barbieren ließ, meckerte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freischütz in deutscher Sprache. Den Sänger selbst hab' ich nicht gesehen,

aber ſeine veilchenblaue Seide klang mir Tagelang noch im Gedächtnis. Es wimmelt jetzt in Frankreich von deutſchen Bettlern, die ſich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutſchen Tonkunſt nicht ſehr fördern.

Über die politiſche Stimmung der Bretagne kann ich nicht Viel berichten, die Leute ſprechen ſich hier nicht ſo leicht aus wie in der Normandie; die Leidenſchaften ſind hier ebenſo ſchweigſam wie tief, und der Freund wie der Feind der Tagesregierung brütet hier mit ſtummem Grimm. Wie im Beginn der Revolution, giebt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendſten Enthuſiaſten der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schreckniſſe, womit die Gegenpartei ſie bedroht, bis zur blutdürſtigſten Wuth geſteigert. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daſs die Bauern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adelsherrſchaft bei jedem legitimiſtiſchen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Greuel des alten Regimes ſind noch im farbigſten Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entſetzlich genug gewirthſchaftet. Sie erinnern ſich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo ſie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Rotüriers dem Generalgouverneur die Fenſter eingeſchmiſſen und die Schul-

digen aufs grausamste hingerichtet wurden. Die Zahl Derjenigen, die durchs Rad starben, muss sehr groß gewesen sein, denn da man später mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naiv, „nach dem vielen Rädern sei das Hängen für sie eine wahre Erfrischung.“ Die mangelnde Liebe wird durch Versprechungen ersetzt, und ein armer Bretone, der bei jedem legitimistischen Schilderheben sich thätig gezeigt und Nichts als Wunden und Elend dabei gewann, gestand mir, dass er diesmal seines Lohnes gewiss sei, da Heinrich V. bei seiner Rückkehr Jedem, der für seine Sache gefochten, eine lebenslängliche Pension von fünfhundert Francs bezahlen werde.

Hegt aber das Volk in der Bretagne nur sehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Noblesse, so folgt es desto unbedingter allen Inspirationen der Geistlichkeit, in deren geistiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und stirbt. Wie dem Druiden in der alten Celtenzeit, gehorcht der Bretone jetzt seinem Pfarrer, und nur durch dessen Vermittlung dient er dem Edelmann. George Cadoudal war wahrlich kein serviler Lakai des Adels, eben so wenig wie Charette, der sich über Letztern mit der bittersten Geringschätzung aussprach und an Ludwig XVIII. unumwunden schrieb: „La lâcheté de vos gentilshommes a perdu votre

cause;“ aber vor ihren tonsurierten Oberhäuptern beugten diese Leute demüthig das Knie. Selbst die bretonischen Jakobiner konnten sich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten lossagen, und es blieb immer ein Zwiespalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Konflikt gerieth mit ihrem Glauben.

[Jetzt hat sich auch in dieser Beziehung Manches geändert. Lamennais selber ist ein Bretone, und seine Lehre ist vielleicht mit ein Erzeugnis des Bodens. Die Geistlichkeit musste sich versöhnen mit der neuen Gedanken-Dynastie, als sie die Hoffnung aufgab, die Dynastie der alten Gedanken wieder herzustellen. Lasst uns ihnen nicht Unrecht thun; um die Menschen zu beglücken, muss man sie lenken können, und die Mittel zu diesem ernsten Zweck erlangt man nur durch Verbündung mit den herrschenden Gewalten. Die Lehre Lamennais' ist aber nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa von der furchtbarsten Bedeutung; besonders im Fall eines Krieges gegen die Quadrupel-Alliance würde sie eine Rolle spielen. Ich habe Sie längst darauf aufmersam gemacht, dass das französische Ministerium mit jener Partei Allerlei im Sinne führt und sie nicht bloß schont, sondern ihr auch mitunter schmeichelt. Was man auch sage, Herr Thiers ist ein großer Staatsmann, und bei seiner religiösen

Indifferenz mag es ihm leicht einfallen, auch die Religion, die Heilsbotschaft des Friedens, als Zerstörungsmittel zu benutzen. Überhaupt dürften im Fall eines Krieges allerlei Erscheinungen emportauchen, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat, und schauerlich ist der gegenwärtige Moment, wo von den kleinsten Missgriffen der Friede der Welt abhängig ist.] —

Wird es aber zum Krieg kommen? Jetzt nicht; doch der böse Dämon ist wieder entfesselt und spukt in den Gemüthern*). [Wer hat diesen Dämon geweckt? Ich glaube, die Selbstsucht der Engländer ist eben so schuldig wie der Leichtsinn der Franzosen. In der That, einer der bedeutendsten Staatsmänner versicherte mich vor etwa sechs Wochen, der schlaue Brunnow habe dadurch die Engländer geködert, dass er ihnen in der Perspektive den Untergang der französischen Marine zeigte, als ein natürliches Resultat der eintretenden Verwickelungen und Kollisionen. Und, sonderbar! in der ganzen Normandie, wie ich Ihnen bereits aus Granville schrieb, und auch in der Bretagne fand ich, wie

*) „Jetzt nicht, aber später, ich fürchte es. Denn der Krieg ist schon in den Gemüthern." steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

eine Volkssage, überall die Meinung verbreitet, als habe England sich mit den russischen Interessen verbündet, aus perfider Eifersucht wegen der blühenden Entwickelung der französischen Marine. Was die feinste diplomatische Nase gerochen, durchschaut das Volk mit seiner wunderbaren Klarsicht.]

Das französische Ministerium handelte [aber] sehr unbesonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete stieß und ganz Europa auftrommelte. Wie der Fischer in dem arabischen Märchen, hat Thiers die Flasche geöffnet, woraus der schreckliche Dämon emporstieg ... er erschrak nicht wenig über dessen kolossale Gestalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit schlauen Worten. „Bist du wirklich aus einer so kleinen Bouteille hervorgestiegen?" sprach der Fischer zu dem Riesen, und zum Beweise verlangte er, dass er wieder in dieselbe Flasche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verschloss der Fischer die Flasche mit einem guten Stöpsel ... Die Post geht ab, und, wie die Sultanin Scheherezade, unterbrechen wir unsre Erzählung, vertröstend auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeschobenen Episoden, keinen Schluss liefern.

XIX.

Paris, den 1. Oktober 1840.

„Haben Sie das Buch Barnch geleſen?“ Mit dieſer Frage lief einſt Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden ſeiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daſs das Buch Barnch wunderſchön ſei, eine der beſten Sachen, die je geſchrieben worden. Die Leute ſahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derſelben Weiſe, wie ich Sie lächeln ſehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Poſt die wichtige Nachricht mittheile, daſs „Tauſend und eine Nacht“ eines der beſten Bücher iſt, und gar beſonders nützlich und belehrſam in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient beſſer kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Pouſoulat's und Konſorten; und wenn auch dieſe Kenntnis nicht

hinreicht, die orientaliſche Frage zu löſen, ſo wird ſie uns wenigſtens ein biſschen aufheitern in unſerm occidentaliſchen Elend! Man fühlt ſich ſo glücklich, während man dies Buch lieſt! Schon der Rahmen iſt koſtbarer als die beſten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl iſt jener Sultan Schariar, der ſeine Gattinnen des andern Morgens nach der Brautnacht unverzüglich tödten läſſt! Welche Tiefe des Gemüths, welche ſchauerliche Seelenkeuſchheit, welche Zartheit des ehelichen Bewuſſtſeins offenbart ſich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grauſam, barbariſch, deſpotiſch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abſcheu gegen jede Verunreinigung ſeiner Gefühle, und er glaubte, ſie ſchon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daſs die Gattin, die heut an ſeinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines ſchmutzigen Lumps, hinabſinken könne — und er tödtete ſie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man ſo viele verkannte Edle, die das blödſinnige Publikum lange Zeit verläſterte und ſchmähte, jetzt wieder zu Ehren bringt, ſo ſollte man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren ſuchen. Ich ſelbſt kann mich in dieſem Augenblick einem ſolchen verdienſtlichen Werke nicht unterziehen, da ich ſchon mit

der Rehabilitation des seligen Königs Prokrustes beschäftigt bin; ich werde nämlich beweisen, daſs dieser Prokrustes bisher so falsch beurtheilt worden, weil er seiner Zeit vorausgeschritten und in einer heroisch aristokratischen Periode die heutigsten Plebejerideen zu verwirklichen suchte. Keiner hat ihn verstanden, als er die Großen verkleinerte und die Kleinen so lange ausreckte, bis sie in sein eisernes Gleichheitsbett passten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte, und Robespierre und Marat sind vollständig rehabilitiert. O, edler Schariar und echt demokratischer Prokrustes! Auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erst jetzt versteht man euch. Die Wahrheit siegt am Ende *).

*) Statt des obigen Absatzes, findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte. Die Niederlage der Bonapartisten ist für die Republikaner vielleicht ein eben so großer Gewinn, wie sie ein Mißgeschick für die Anhänger der Orleans'schen Dynastie; zwischen Letztern und der Republik giebt es jetzt keine Übergangspartei mehr, und Beide werden um so heftiger zusammenstoßen. Die Legitimisten freuen sich ungemein über die bonapartistischen Mißgeschicke, denn Napoleon ist ihnen noch weit verhaſster als die Republik und Ludwig Philipp; auch

Madame Lafarge wird seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen. Die öffentliche Meinung ist ganz zu ihren Gunsten, seitdem Herr Raspail, [der unbescholtenste Mann Frankreichs,] sein Gutachten in die Wagschale geworfen. Bedenkt man einerseits, dass hier ein strenger Republikaner gegen seine eigenen Parteiinteressen auftritt und durch seine Behauptungen eins der volksthümlichsten Institute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar kompromittiert; und bedenkt man andrerseits, dass der Mann, auf dessen Ausspruch die Jury das Verdammungsurtheil ba-

meinen sie, Heinrich V. sei jetzt der einzige Prätendent. Der Prinz Ludwig Bonaparte ist in der That für immer verloren, nicht nur durch den Narrenstreich von Boulogne, sondern durch den größern Narrenstreich, den er beging, als er den Herrn Berryer, den schlauen Sachwalter der Karlisten, zu seinem Vertheidiger wählte!

„Hier in Paris herrscht in diesem Augenblick eine griesgrämlich brütende Stimmung. Viele Truppen ziehen durch die Stadt, mit trübem Trommelschlag, und in den Lüften spielt der Telegraph mit beängstigender Hast. Der Process des Prinzen Ludwig wird in wenigen Tagen geendigt sein und beschäftigt keineswegs die Neugier der Menge. Der arme Prinz macht Fiasko, während Madame Lafarge seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen wird."

Der Herausgeber.

ſierte, ein berüchtigter Intrigant und Charlatan iſt, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleiſche der Unterdrückten, ſchmeichelnd nach oben, ſchmähſüchtig nach unten, falſch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daſs Marie Capelle unſchuldig iſt, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der mediciniſchen Fakultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf dem Marktplatz von Tulle an den Pranger geſtellt werden ſollte! Wer aus näherer Beobachtung die Umtriebe jenes eiteln Selbſtſüchtlings nur einigermaßen kennt, iſt in tiefſter Seele überzeugt, daſs ihm kein Mittel zu ſchlecht iſt, wo er eine Gelegenheit findet, ſich in ſeiner wiſſenſchaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz ſeiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieſer ſchlechte Sänger, der, wenn er in den Soiréen von Paris ſeine ſchlechten Romanzen meckert, kein menſchliches Ohr ſchont und Jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menſchenleben zu opfern, wo es gälte, das verſammelte Publikum glauben zu machen, Niemand ſei ſo geſchickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daſs im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, deſto mehr hin-

gegen im Herzen des Herrn Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Tulle beistimmen, bilden eine sehr kleine Minorität und gebärden sich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute, welche zwar an Vergiftung glauben, dieses Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewissermaßen justificieren. Lafarge, sagen sie, sei einer größern Unthat anklagbar; er habe, um sich durch ein Heirathsgut vom Bankerott zu retten, mit betrügerischen Vorspiegelungen das edle Weib gleichsam gestohlen und sie nach seiner öden Diebeshöhle geschleppt, wo, umgeben von der rohen Sippschaft, unter moralischen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme, verzärtelte, an tausend geistige Bedürfnisse gewöhnte Pariserin, wie ein Fisch außer dem Wasser, wie ein Vogel unter Fledermäusen, wie eine Blume unter limousinischen Bestien, elendiglich dahinsterben und vermodern musste! Ist Das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entschuldigen? — So sagen die Vertheidiger, und sie setzen hinzu: Als das unglückliche Weib sah, daſs sie gefangen war, eingekerkert in der wüsten Karthause, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne gesetzliche Rettungshilfe, ja gefesselt durch die Gesetze selbst — da verlor

ſie den Kopf, und zu den tollen Befreiungsmitteln, die ſie zuerſt verſuchte, gehört jener famöſe Brief, worin ſie dem rohen Gatten vorlog, ſie liebe einen Andern, ſie könne ihn nicht lieben, er möge ſie alſo loslaſſen, ſie wolle nach Aſien fliehen, und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Närrin! In ihrem Wahnſinn glaubte ſie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran ſtürbe er, Das ſei der Tod . . . Da ſie aber ſah, daſs der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daſs ihn Liebloſigkeit nicht tödtete, da griff ſie zu purem Arſenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle ſcheinen Ähnliches gefühlt zu haben, denn ſonſt wäre es nicht zu begreifen, weſshalb ſie in ihrem Verdikt von Milderungsgründen ſprachen. So Viel iſt aber gewiſs, daſs der Proceſs der Dame von Glandier ein wichtiges Aktenſtück iſt, wenn man ſich mit der großen Frauenfrage beſchäftigt, von deren Löſung das ganze geſellſchaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceſs erregt, entſpringt aus dem Bewuſſtſein eigenen Leids. Ihr armen Frauen, ihr ſeid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daſs er ſie nicht als Frauenzimmer zur Welt kommen ließ. Naives Gebet von

Menſchen, die eben durch Geburt nicht glücklich ſind, aber ein weibliches Geſchöpf zu ſein für das ſchrecklichſte Unglück halten! Sie haben Recht, ſelbſt in Frankreich, wo das weibliche Elend mit ſo vielen Roſen bedeckt wird.

XX.

Paris, den 3. Oktober 1840.

Seit gestern Abend herrscht hier eine Aufregung, die alle Begriffe übersteigt. Der Kanonendonner von Beirut findet sein Echo in der Brust aller Franzosen. Ich selber bin wie betäubt; schreckliche Befürchtungen dringen in mein Gemüth. Der Krieg ist noch das geringste der Übel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte stattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsträume erscheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution ist noch eine und dieselbe, wir haben erst den Anfang gesehen, und Viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzosen sind in einer schlechten Lage, wenn hier die Bajonetten-Mehrzahl entscheidet. Aber das Eisen tödtet nicht, sondern die

Hand, und diese gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagschale sein wird. Vor den Bureaux de recrutement macht man heute Queue, wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird; eine unzählige Menge junger Leute lässt sich als Freiwillige zum Militärdienst einschreiben. Im Palais-Royal wimmelt's von Ouvriers, die sich die Zeitungen vorlesen und sehr ernsthaft dabei aussehen. Der Ernst, der sich in diesem Augenblick fast wortkarg äußert, ist unendlich beängstigender als der geschwätzige Zorn vor zwei Monaten. Es heißt, dass die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberierende Körporationen lähmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn sie nicht selbst alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Konvent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzosen in einer weit schlimmern Lage als jetzt.

XXI.

Paris, den 7. Oktober 1840.

Stündlich ſteigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungeduld der Franzoſen iſt es kaum zu begreifen, wie ſie es aushalten können in dieſem Zuſtand der Ungewiſsheit. Entſcheidung, Entſcheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das ſeine Ehre gekränkt glaubt. Ob dieſe Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden; die Erklärung der Engländer und Ruſſen, daſs es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun ſei, klingt jedenfalls ſehr ironiſch, wenn zu gleicher Zeit zu Beirut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Daſs man auf das dreifarbige Pavillon des franzöſiſchen Konſuls zu Beirut mit beſonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiſte Entrüſtung. Vorgeſtern Abend

verlangte das Parterre in der großen Oper, daſs das Orcheſter die Marſeillaiſe anſtimme; da ein Polizeikommiſſär dieſem Verlangen widerſprach, ſang man ohne Begleitung, aber mit ſo ſchnaubendem Zorn, daſs die Worte in den Kehlen ſtockten und ganz unverſtändlich hervorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzoſen die Worte jenes ſchrecklichen Lieds vergeſſen und erinnern ſich nur noch der alten Melodie? Der Polizeikommiſſär, welcher auf die Scene ſtieg, um dem Publikum eine Gegenvorſtellung zu machen, ſtotterte unter vielen Verbeugungen: das Orcheſter könne die Marſeillaiſe nicht aufſpielen, denn dieſes Muſikſtück ſtünde nicht auf dem Anſchlagzettel. Eine Stimme im Parterre erwiederte: „Mein Herr, Das iſt kein Grund, denn Sie ſelbſt ſtehen ja auch nicht auf dem Anſchlagzettel.“ Für heute hat der Polizeipräfekt allen Theatern die Erlaubnis ertheilt, die Marſeiller Hymne zu ſpielen, und ich halte dieſen Umſtand nicht für unwichtig. Ich ſehe darin ein Symptom*), dem ich mehr Glauben ſchenke, als allen kriegeriſchen Deklamationen der Miniſterialblätter. Letztere ſtoßen in der That ſeit einigen Tagen ſo bedeutend in die Trompete Bel-

*) „ein Anzeichen des Kriegs“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

lona's, daſs man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten ſchien. Die Friedfertigſten waren der Kriegsminiſter und der Marineminiſter; der Kampfluſtigſte war der Miniſter des Unterrichts — ein wackerer Mann, der ſeit ſeiner Amtsführung ſelbſt die Achtung ſeiner Feinde erworben und jetzt eben ſo viel Thatkräft wie Begeiſterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiſs nicht ſo gut zu beurtheilen weiß, wie der Marineminiſter und der Kriegsminiſter. Thiers hält Allen die Wage und iſt wirklich der Mann der Nationalität. Letztere iſt ein großer Hebel in ſeinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daſs man die Franzoſen damit noch weit gewaltiger bewegen kann, als mit Ideen; [— daſs man durch ſie die Ideen ſchützen kann.] Trotz ſeinem Nationalismus, bleibt aber Frankreich der Repräſentant der Revolution, und die Franzoſen kämpfen nur für dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt aus Eitelkeit, Eigennutz und Thorheit ſchlagen. Thiers hat imperialiſtiſche Gelüſte, und, wie ich Ihnen ſchon Ende Julius ſchrieb, der Krieg iſt die Freude ſeines Herzens. Jetzt iſt der Fußboden ſeines Arbeitszimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und ſteckt ſchwarze und grüne Nadeln ins Papier, ganz wie Napoleon. Daſs er an der Börſe ſpekuliert habe, iſt eine ſchnöde Verleum-

dung; ein Menſch kann nur einer einzigen Leidenſchaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt ſelten an Geld. Durch ſeine Familiarität mit geſinnungsloſen Glücksrittern hat ſich Thiers all' die boshaften Gerüchte, die an ſeinem Leumund nagen, ſelber zugezogen. Dieſe Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, ſchmähen ihn noch mehr, als ſeine politiſchen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit ſolchem Geſindel? Wer ſich mit Hunden niederlegt, ſteht mit Flöhen auf.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert, dem verletzten Nationalgefühl Genugthuung zu ſchaffen, wächſt die Gefahr, die den Thron noch entſetzlicher bedroht, als alle Kanonen der Alliierten. [Welche Hand muſs Das ſein, die es vermag, die empörten Volksleidenſchaften zu zügeln, und die nicht zittert, ſelbſt das Opfer zu werden.] Morgen, heißt es, ſollen die Ordonanzen publiciert werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszuſtand (état de guerre) erklären. Geſtern Abend, auf der Nachtbörſe von Tortoni, hieß es, Lalande habe Befehl erhalten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen und der ruſſiſchen Flotte, wenn ſie ſich mit der engliſchen vereinigen wolle, den Durchgang ins mittelländiſche Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage ſchon

zwei Procent gefallen war, purzelte noch zwei Procent tiefer. Herr von Rothschild, wird behauptet, hatte gestern Zahnschmerz; Andre sagen Kolik*). Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man schon den Flügelschlag der Walküren. [Es ist in diesem Augenblick wahrlich keine Schande, wenn man zittert.]

*) Statt des obigen Satzes findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Auch hieß es, ein schrecklich gepfeffertes Ultimatum, so gut wie eine Kriegserklärung, sei nach London abgeschickt worden. Heute gehen widersprechende Gerüchte im Schwange. Ein Artikel im „Courier français," der direkt gegen den König gerichtet und ihn als Hindernis bezeichnet, verwirrt alle Köpfe."

In der französischen Ausgabe folgt auf den obenstehenden noch der Satz: „Ich sprach eben mit einem Wechselagenten, dessen Geruch sehr fein und der die Ehre gehabt, sich einen Augenblick Herrn von Rothschild zu nähern; er versichert mich, daß der Baron von einer sehr starken Kolik befallen, und daß die Renten noch mehr weichen werden, sobald diese Neuigkeit an der Börse bekannt wird."

Der Herausgeber.

XXII.

Paris, den 29. Oktober 1840.

Thiers geht ab, und Guizot tritt wieder auf. Es ist aber dasselbe Stück, und nur die Akteure wechseln. Dieser Rollenwechsel geschah auf Verlangen sehr vieler hohen und allerhöchsten Personen, nicht des gewöhnlichen Publikums, das mit dem Spiel seines ersten Helden sehr zufrieden war. Dieser buhlte vielleicht etwas zu sehr um den Beifall des Parterres; sein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Gesandtenlogen.

[Wir haben in diesen Blättern unsere Vorliebe für Thiers immer freimüthig ausgesprochen und unsere Abneigung gegen Guizot nie verhehlt; nur den Privatcharakter Guizot's haben wir unbedingt gewürdigt und gern zollten wir dem Menschen unsere Achtung, während unsere Rüge den Staatsmann

bloßstellte. Werden wir gegen Letztern die höchste Unparteilichkeit ausüben können? Wir wollen es ehrlich versuchen. In diesem Augenblick ist es unsere größte Pflicht.] In diesem Augenblick versagen wir nicht unser Mitleid dem Manne, der unter den jetzigen Umständen in das Hôtel des Capucines seinen Einzug hält; er ist viel mehr zu bedauern, als Derjenige, der dieses Marterhaus oder Drillhaus verlässt. Er ist fast eben so zu bedauern, wie der König selber; auf diesen schießt man, den Minister verleumdet man. Mit wie viel Koth bewarf man Thiers während seines Ministeriums! Heute bezieht er wieder sein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er sich wieder seinen Freunden in fleckenloser Größe zeigen, und wie vor vier Jahren, als er in derselben plötzlichen Weise das Ministerium verließ, wird Jeder einsehen, dass seine Hände rein geblieben sind, und sein Herz nicht eingeschrumpft. Er ist nur ernsthafter geworden, obgleich der wahre Ernst ihm nie fehlte und sich, wie bei Cäsar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beschuldigung der Forfanterie, die man in der letzten Zeit am öftesten gegen ihn vorbrachte, widerlegt er eben durch seinen Abgang vom Ministerium; eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die

größten Kriegsrüſtungen vornahm, eben deſshalb muſſte er zurücktreten. Jetzt ſieht Jeder ein, daſs der Aufruf zu den Waffen keine prahleriſche Spiegelfechterei war. Über vierhundert Millionen beläuft ſich ſchon die Summe, welche für die Armee, die Marine und die Befeſtigungswerke verwendet worden, und in einigen Monaten ſtehen ſechshunderttauſend Soldaten auf den Beinen. Noch ſtärkere Vorbereitungen zum Kriege ſtanden in Vorſchlag, und Das iſt der Grund, weſshalb der König noch vor dem Beginn der Kammerſitzungen ſich um jeden Preis des großen Rüſtmeiſters entledigen muſſte, des Chefs aller Trommeln (ich vermeide aus leicht erathbaren Gründen das Wort Tambour-Major). Er muſſte ſich, wie geſagt, dieſes Chefs aller Trommeln entledigen, der eben ſo unbeſonnen wie betäubend die Kriegsreveille ſchlug. Einige beſchränkte Deputiertenköpfe werden jetzt freilich über nutzloſe Ausgaben ſchreien und nicht bedenken, daſs es eben jene Kriegsrüſtungen ſind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Traktatsvorgänge beleidigt war oder nicht, wird jetzt in der Kammer debattiert werden. Es iſt eine verwickelte Frage, bei deren Beantwortung man auf die Verſchiedenheit der Nationalität

Rückſicht nehmen muſs. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daſs er zur Erhaltung des Friedens eben ſo viel Muth aufgewendet, als Napoleon deſſen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er iſt der Napoleon des Friedens!

XXIII.

Paris, den 4. November 1840.

Marſchall Soult, der Mann des Schwertes, ſorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und Dieſes iſt ſeine ausſchließliche Aufgabe. Für die äußere Ruhe bürgt unterdeſſen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit geduldigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrniſſe der Diplomatie, den gordiſchen Knäuel, zu löſen ſucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünſchen es, und zwar im Intereſſe der Fürſten wie der Völker Europa's. Letztere können durch einen Krieg nur Tod und Elend gewinnen. Erſtere, die Fürſten, würden ſelbſt im günſtigſten Falle durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als beſorgliche Gedanken exiſtieren. Die große Umwälzung, welche

seit fünfzig Jahren in Frankreich stattfand, ist, wo nicht beendigt, doch gewiss gehemmt, wenn nicht von außen das entsetzliche Rad wieder in Bewegung gesetzt wird. Durch die Bedrohnisse eines Krieges mit der neuen Koalition wird nicht bloß der Thron des Königs, sondern auch die Herrschaft jener Bourgeoisie gefährdet, die Ludwig Philipp rechtmäßig, jedenfalls thatsächlich, repräsentiert. Die Bourgeoisie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, sie ist es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmem Geblüte sind, und sie ist es, welche das andringende Volk, das nicht bloß Gleichheit der Gesetze, sondern auch Gleichheit der Genüsse verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoisie, welche ihr mühsames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radikale Umgestaltung der Gesellschaft begehrt, zu vertheidigen hat, ist gewiss zu schwach, wenn auch das Ausland sie mit vierfach stärkeren Kräften anfiele, und noch ehe es zur Invasion käme, würde die Bourgeoisie abdanken, die unteren Klassen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den schrecklichen neunziger Jahren, aber besser organisiert, mit klarerem Bewusstsein, mit neuen Doktrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erd- und Himmels-

kräften; ſtatt mit einer politiſchen, müſſte das Ausland mit einer ſocialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den alliierten Mächten rathen, das jetzige Regiment in Frankreich zu unterſtützen, damit nicht weit gefährlichere und kontagiöſere Elemente entzügelt werden und ſich geltend machen. Die Gottheit ſelbſt giebt ja ihren Stellvertretern ein ſo belehrendes Beiſpiel; der jüngſte Mordverſuch zeigt, wie die Vorſehung dem Haupte Ludwig Philipp's einen ganz beſondern Schutz angedeihen läſſt . . . ſie ſchützt den großen Spritzenmeiſter, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht, daſs es dem Marſchall Soult gelingen wird, die innere Ruhe zu ſichern. Durch ſeine Kriegsrüſtungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlaſſen, die freilich ob der veränderten Beſtimmung ſehr miſsmuthig ſind. Wird er auf Letztere zählen können, wenn das Volk mit bewaffnetem Ungeſtüm den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüſte des eigenen Herzens widerſtehen können und ſich lieber mit ihren Brüdern, als mit den Fremden ſchlagen? Werden ſie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden ſie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todte Feldherr von Sankt Helena an-

langt? Ich wollte, der Mann läge schon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms, und wir hätten die Leichenfeier glücklich überstanden*)! —

Das Verhältnis Guizot's zu den beiden obengenannten Trägern des Staates werde ich späterhin besprechen**). Auch lässt sich noch nicht bestimmen, in wie weit er Beide durch die Ägide seines Wortes zu schirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen stark genug in Anspruch genommen werden, und wenn die Kammer, wie es heißt, über den casus belli ein Princip aufstellen wird, kann der gelehrte Mann seine Kenntnisse aufs glänzendste entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der koalisierten Mächte, dass sie bei der Pacifikation des Orients keine Territorialvergrößerungen und sonstige Privatvortheile beabsichtigen, in besondere Erwägung ziehen und jeden faktischen Widerspruch mit jener Erklärung als einen casus belli feststellen. Solche Erklärungen sind immer trü-

---

*) Dieser Absatz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe lautet dieser Satz: „Ich werde späterhin das Verhältnis Guizot's zu dem Titularpräsidenten des Konseils besprechen, der sich Soult nennt, während der wirkliche Präsident Ludwig Philipp heißt."
Der Herausgeber.

gerisch, und die Habsucht läuft immer der Ehrlichkeit den Rang ab, wo es eine gute Beute zu theilen gilt. Das wird auch der Fall sein bei dem Sturz des osmanischen Reiches, dessen langsamer Todeskampf ein erschreckliches Ding ist. Die gekrönten Geier umflattern den Sterbenden, um sich später die Fetzen des Leichnams streitig zu machen. Wem wird der fetteste Bissen zufallen? Russland, England oder Österreich? Frankreich wird für sein Theil nur den Ekel an diesem Schauspiel haben. Man nennt Das die orientalische Frage.

Über die Rolle, die Thiers bei dieser Gelegenheit spielen wird, und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all seiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erst später berichten.

Guizot hat einen schweren Stand, und ich habe Ihnen schon oft gesagt, dass ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er ist ein wackerer, festgesinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Porträt sein edles Äußere sehr getreu abkonterfeit. Ein starrer puritanischer Kopf, angelehnt an eine steinerne Wand — bei einer hastigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er sich sehr beschädigen*). Das

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluss dieses Absatzes, wie folgt: „Ich kann dieses Porträt

Porträt iſt an den Fenſtern von Goupil und Rittner ausgeſtellt. Es wird viel betrachtet, und Guizot muſs ſchon in effigie Viel ausſtehen von den malitiöſen Zungen.

---

nicht genug loben; es erſchien vor einiger Zeit bei Rittner, dem deutſchen Kunſthändler auf dem Boulevard Montmartre, bei welchem jetzt eine Menge ſchöner Sachen herauskommen, z. B. die Fiſcher von Ludwig Robert. Als Herr Rittner mich jüngſt dieſes Meiſterwerk des Grabſtichels, das faſt ganz vollendet iſt, mit freundlicher Güte ſehen ließ und auf die Porträte von Thiers die Rede kam, bemerkte er, daſs ſeine Kunden in der Provinz und im Auslande von dem Porträt des Herrn Thiers fünfzehn Exemplare verlangen, während ihnen von jedem Porträt der übrigen großen Männer ein einziges Exemplar genügt."

Der Herausgeber.

XXIV.

Paris, den 6. November 1840.

Über die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, ist jetzt ein Buch erschienen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und überall besprochen wird. Es ist dieses der erste Theil von Louis Blanc's Histoire de dix ans. Ich habe das Werk noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald ich es gelesen, will ich versuchen, ein selbstständiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen bloß, was ich von vornherein über den Verfasser und seine Stellung sagen kann, damit Sie den rechten Standpunkt gewinnen, von wo aus Sie genau ermessen mögen, wie viel Antheil der Parteigeist an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie seinem Inhalt schenken oder verweigern können.

Der Verfaſſer, Herr Louis Blanc, iſt noch ein junger Mann, höchſtens einige dreißig Jahre alt, obgleich er ſeinem Äußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren ausſieht. In der That, ſeine überaus winzige Geſtalt, ſein rothbäckiges, bartloſes Geſichtchen und auch ſeine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Anſehen eines allerliebſten Bübchens, das eben der dritten Schulklaſſe entſprungen und ſeinen erſten ſchwarzen Frack trägt, und doch iſt er eine Notabilität der republikaniſchen Partei, und in ſeinem Raiſonnement herrſcht eine Mäßigung, wie man ſie nur bei Greiſen findet. — Seine Phyſiognomie, namentlich die muntern Äuglein, deuten auf ſüdfranzöſiſchen Urſprung. Louis Blanc iſt geboren zu Madrid, von franzöſiſchen Eltern. Seine Mutter iſt Korſikanerin, und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward' erzogen in Rodez. Ich weiß nicht, wie lange er ſchon in Paris verweilt, aber bereits vor ſechs Jahren traf ich ihn hier als Redakteur eines republikaniſchen Journals, „Le monde“ geheißen, und ſeitdem ſtiftete er auch die „Revue du Progrès,“ das bedeutendſte Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige ruſſiſche Geſandte, ſoll mit der Richtung des jungen Mannes nicht ſehr zufrieden geweſen ſein und dar-

über nicht selten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten sind, nebenbei gesagt, sehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und seine Geisteskrankheit scheint unheilbar zu sein; er verfällt manchmal in Raserei, und glaubt alsdann, der Kaiser Napoleon wolle ihn erschießen lassen.) Louis Blanc's Mutter und seine ganze mütterliche Familie lebt noch in Korsika. Doch Das ist die leibliche Sippschaft, die des Blutes. Dem Geiste nach ist Louis Blanc zunächst verwandt mit Jean Jacques Rousseau, dessen Schriften der Ausgangspunkt seiner ganzen Denk- und Schreibweise. Seine warme, nette, wahrheitliche Prosa erinnert an jenen ersten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail ist eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wissen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt sich in jeder Zeile dieses kleinen Opus, und es bekundet sich darin zu gleicher Zeit*) jene

*) „eine Vorliebe für absolute Herrscherei, eine gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus, welche wohl ihre verborgene Quelle in einer Eifersucht wider jede geistige und selbst wider jede leibliche Superiorität haben könnte; ja, man sagt, der brave kleine Mann sei sogar eifersüchtig auf Diejenigen, die ihn an Statur übertreffen. Durch diese

Vorliebe für unbeschränkte Herrscherei, jene gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus, wodurch sich Louis Blanc von einigen seiner republikanischen Genossen, z. B. von dem geistreichen Pyat, auffallend unterscheidet. Diese Abweichung hat vor einiger Zeit fast ein Zerwürfnis hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die absolute Pressfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern*) in Anspruch genommen wird. Hier zeigte es sich ganz klar, dass diese Letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieselbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philanthropischer Zwecke betrachtet, so dass ihm auf diesem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugnisse und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja, vielleicht schon wegen seiner Taille ist ihm jede große Persönlichkeit zuwider, und er schielt

---

feindselige Stimmung gegen den Individualismus unterscheidet er sich von einigen ꝛc." heißt es in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

*) Hier finden sich in der französischen Ausgabe noch die Worte: „als das Palladium der Freiheit, als ein unveräußerliches Recht" Dagegen fehlt dort der nachfolgende Satz. Der Herausgeber.

an sie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rousseau's, dem seligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Rekrutenmaß überragt, versteht sich im Interesse des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des socialen Volksglücks. Er selbst ist mäßig, scheint dem eignen kleinen Körper keine Genüsse zu gönnen, und er will daher im Staate allgemeine Küchengleichheit einführen, wo für uns Alle dieselbe spartanische schwarze Suppe gekocht werden soll, und, was noch schrecklicher, wo der Riese auch dieselbe Portion bekäme, deren sich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Lykurg! Es ist wahr, wir sind Alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und ihr seid die kleinen Brüder, und mir gebührt eine bedeutendere Portion*). Louis Blanc ist ein spaßhaftes Kompositum von Lilliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und

*) In der französischen Ausgabe lautet dieser Satz: „Es ist wahr, die Menschen sind von Geburt einander gleich, aber unsere Mägen sind ungleich, und es giebt einige darunter, die aristokratische Geschmacksnerven haben und Trüffeln den tugendhaftesten Kartoffeln vorziehen."

Der Herausgeber.

er wird eine Rolle ſpielen, wenn auch eine kurze. Er iſt ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu ſein, die einen ſolchen mit Leichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menſchen von koloſſalem Zuſchnitt, ich möchte faſt ſagen: Geiſter von ſtarker Korpulenz, ihnen eine zu ſchwere Laſt ſein möchten.

Obgleich Louis Blanc nach republikaniſcher Strenge trachtet, iſt er nichtsdeſtoweniger mit jener kindiſchen Eitelkeit behaftet, die man faſt immer bei Menſchen von ſehr kleiner Statur findet. Er möchte gern bei den Frauen glänzen, und dieſe frivolen Weſen, dieſe laſterhaften Geſchöpfe, lachen ihm ins Geſicht; er hat gut auf den Stelzen der Phraſe einherſchreiten dieſe Damen nehmen es nicht für Ernſt und ziehen dem unbärtigen Tribunen einen Flachkopf mit langem Schnurrbarte vor. Der Tribun widmet indeſs ſeiner Reputation eines großen Patrioten, ſeiner Popularität, dieſelbe Sorgfalt, welche ſeine Nebenbuhler ihren Schnurrbärten widmen; er pflegt ſie aufs beſte, er ölt ſie ein, ſchert ſie, kräuſelt ſie, ſtreichelt ſie und ſtreichelt ſie wieder, und er umſchmeichelt den unbedeutendſten Strolch von Journaliſten, der ein paar Zeilen der Reklame zu ſeinen Gunſten in eine Zeitung einrücken laſſen kann. Wer ihm das angenehmſte Kompliment machen will, vergleicht ihn mit

Herrn Thiers, deſſen Statur freilich nicht die eines Rieſen, der aber geiſtig wie körperlich immer noch zu groß iſt, um mit Herrn Blanc verglichen zu werden, wenn nicht etwa aus Bosheit. Ein Republikaner, der ſich nicht allzu ſehr der Höflichkeit befleißigt, wie es Männern von großen Überzeugungen anſteht, ſagte eines Tages recht grob zu Louis Blanc: „Schmeichle Dir nicht, Herrn Thiers ähnlich zu ſein. Es iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen euch Beiden; Herr Thiers gleicht dir, Bürger, wie ein kleines Zehnſousſtück einem ganz kleinen Fünfſousſtücke gleicht.“

Das neue Buch von Louis Blanc ſoll vortrefflich geſchrieben ſein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es ſchon ein ſtoffartiges Intereſſe für die ſchadenfrohe große Menge. Die Republikaner ſchwelgen darin mit Wonne; die Miſère, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoiſie, die ſie ſtürzen wollen, iſt hier ſehr ergötzlich aufgedeckt. Für die Legitimiſten aber iſt das Buch wahrer Caviar, denn der Verfaſſer, der ſie ſelbſt verſchont, verhöhnt ihre bürgerlichen Beſieger und wirft vergifteten Koth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geſchichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falſch oder wahr? Iſt Letzteres der Fall, ſo hätte die große Nation der

Franzoſen, die ſo viel von ihrem Point-d'honneur ſpricht, ſich ſeit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosko, regieren und repräſentieren laſſen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. Auguſt, als Karl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe ſich Dupin zu Letzterm nach Neuilly begeben und ihm vorgeſtellt, daſs er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen, auf eine entſchiedene Weiſe mit Karl X. brechen und ihm einen beſtimmten Abſagebrief ſchreiben müſſe. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupin's ſeinen ganzen Beifall geſchenkt und ihn ſelbſt gebeten, einen ſolchen Brief für ihn zu redigieren; Dieſes ſei geſchehen, und zwar in den derbſten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den ſchon mit einem Adreſskouverte verſehenen Brief zu verſiegeln und das Siegellack bereits an die Wachskerze haltend, habe ſich plötzlich zu Dupin gewandt mit den Worten: „In wichtigen Fällen konſultiere ich immer meine Frau, ich will ihr erſt den Brief vorleſen, und findet er Beifall, ſo ſchicken wir ihn gleich ab.“ Hierauf habe er das Zimmer verlaſſen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend, habe er denſelben ſchnell verſiegelt und unverzüglich an Karl X. abgeſchickt. Aber nur das Adreſskouvert ſei das-

ſelbe geweſen, dem plump Dupin'ſchen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künſtler ein ganz demüthiges Schreiben ſubſtituiert, worin er, ſeine Unterthanentreue betheuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beſchwor, zu Gunſten ſeines Enkels zu abdicieren. Die nächſte Frage iſt nun: Wie ward dieſer Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Karl X. reiſte, habe Demſelben ehrfurchtsvoll vorgeſtellt, daſs Seine Majeſtät ſich einſt mit der Abdikation etwas zu ſehr übereilt, worauf ihm Seine Majeſtät, um ſich zu juſtificieren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geſchrieben; den Rath Deſſelben habe er um ſo eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es iſt alſo Herr Berryer, welcher jenen Brief geſehen hat und auf deſſen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimiſten iſt dieſe Autorität gewiſs hinreichend, und ſie iſt es auch für die Republikaner, die Alles glauben, was der legitime Haſs gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir ſahen Dieſes noch jüngſt, als eine verrufene Bettel die bekannten falſchen Briefe ſchmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Berryer ſich bereits als Advokat der Fälſchung in

vollem Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimisten noch Republikaner sind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Berryer, an sein wohltönendes Organ, an seinen Sinn für Spiel und Musik*), und ganz besonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimistische Partei ihren großen Sachwalter honoriert.

Was Ludwig Philipp betrifft, so haben wir in diesen Blättern oft genug unsre Meinung über ihn ausgesprochen. Er ist ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odysseus als dem Ajax, dem wüthenden Autokraten, der im Zwist mit dem erfindungsreichen Dulder gar kläglich unterliegen musste. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm eskamotiert, sondern die bitterste Nothwendigkeit, ich möchte sagen: die Ungnade Gottes, drückte ihm die Krone aufs Haupt, in einer verhängnisvollen Schreckensstunde. Freilich, er hat bei dieser Gelegenheit ein bischen Komödie gespielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit seinen Kommittenten, mit den Juliushelden, die ihn aufs Schild erhoben — aber meinten es Diese so ganz ehrlich mit ihm, dem

*) „aber er wird uns nicht an die Anekdoten glauben machen, die er leichtgläubigen republikanischen Tröpfen auftischt.“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Orleans? Sie hielten ihn für einen bloßen Hampelmann, ſie ſetzten ihn luſtig auf den rothen Seſſel, im feſten Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er ſich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiele, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal geſagt habe, war es das Königthum ſelbſt, welches die Rolle des Junius Brutus ſpielte, um die Republikaner zu täuſchen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maſke der ſchafmüthigſten Einfalt vorzunehmen, mit dem großen ſentimentalen Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gaſſen von Paris zu ſchlendern, Bürger Krethi und Bürger Plethi die ungewaſchenen Hände zu ſchütteln und zu lächeln und ſehr gerührt zu ſein. Er ſpielte wirklich damals eine kurioſe Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hieherkam, hatte ich noch oft Gelegenheit, darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daſs ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais-Royal eilte, um Ludwig Philipp zu ſehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daſs der König jetzt nur zu beſtimmten Stunden auf der Terraſſe erſcheine; früher aber, noch vor wenigen Wochen, habe man ihn zu jeder Zeit ſehen können, und zwar für fünf Franks. Für fünf

Franks! — rief ich mit Verwunderung — zeigt er ſich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und ſonſtigem Lumpengeſindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, ſo werde man ihn ſehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, ſo ſolle er auch die Marſeillaiſe ſingen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenſtück, ſo erhoben ſie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenſtern des Königs, und Höchſtderſelbe erſchien auf der Terraſſe, verbeugte ſich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, ſo ſchrien ſie noch viel lauter und gebärdeten ſich wie beſeſſen, während der König erſchien, welcher alsdann zum Zeichen ſeiner ſtummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es ſich manchmal zwanzig Franks koſten, und dann ward der Enthuſiasmus aufs höchſte geſteigert, und ſobald der König auf der Terraſſe erſchien, ward die Marſeillaiſe angeſtimmt und ſo fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Geſang ein Ende

zu machen, ſich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marſeillaiſe mitſang. Ob er auch mit dem Fuße den Takt ſchlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieſer Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der ſie mir erzählte, iſt ſeit ſieben Jahren todt; ſeit ſieben Jahren hat er nicht gelogen. Es iſt alſo nicht Herr Berryer, auf deſſen Autorität ich mich berufe.

XXV.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne*), umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, Angesichts seines ganzen Volks, dessen erwählte Vertreter ihm gegenüber standen, und Zeugen dieses kummervollen Anblicks waren alle Fürsten des Auslandes, repräsentiert in der Person ihrer Gesandten und Abgeordneten. Der König weinte!**) Dieses ist ein betrübendes Ereig-

*) Dem Abdruck dieser Stelle war in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die redaktionelle Note beigefügt: „Wir haben gemeldet, daß bei einer Stelle der Thronrede (Darmès' Mordversuch) Ludwig Philipp, von innerer Bewegung ergriffen, inne hielt und seine Stimme stockte; Pariser Korrespondenzen und Journale fügen bei, es seien ihm Thränen in die Augen getreten."

Der Herausgeber.

**) Statt der beiden folgenden Sätze, enthält die Augsburger Allgemeine Zeitung die ausführlichere Stelle: „Dies

nis. Viele verdächtigen diese Thränen des Königs, und vergleichen sie mit denen des Reineke. Aber ist es nicht schon hinlänglich tragisch, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, dass er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben seinen Thränendrüsen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schrecknisse denkt, wovon er, sein Volk und die ganze Welt bedroht ist. [Wie alle bedeutenden Menschen, suchte er gern seine besondern Bedürfnisse mit dem Gemeinwohl seiner Zeitgenossen in Einklang zu bringen, und so steigerte sich in ihm die Überzeugung, dass der Krieg nicht bloß für ihn, sondern für die ganze Menschheit ein Unglück sei, und alle seine Kämpfe zur Erhaltung des Friedens, die Gefahren, worein sie ihn verstricken, die Kränkungen, denen er dadurch ausge-

ist ein entsetzliches Ereignis, und wir gestehen, dass unser tiefstes Herz davon erschüttert ist. Mögen immerhin gewisse Leute über diese Weichmüthigkeit den Kopf schütteln und sie sogar verdächtigen. Verdächtigen sie ja sogar die Thränen des Königs! Als ob es nicht noch tragischer wäre, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, dass er zu dem feuchten Hilfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen! Nein, diese prosaische Auslegung ist eben so lächerlich wie perfid. Ludwig Philipp, der königliche Dulder ꝛc.“

Der Herausgeber.

ſetzt, betrachtet er als ein Martyrthum. Vielleicht hat er Recht, vielleicht leidet er für uns Alle — verleumdet wenigſtens nicht ſeine Thränen! — Es war ein trauriges Faktum, das den trübſeligſten Interpretationen begegnet.]

Über die Stimmung der Kammer läſſt ſich noch nichts Beſtimmtes vermelden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entſteht ein bedeutender Zwieſpalt zwiſchen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, ſo zögern die Häuptlinge des Radikalismus nicht länger mit einem Aufſtand, der ſchon im Geheimen organiſiert wird, und der nur auf die Stunde harrt, wo der König nicht mehr auf den Beiſtand der Deputiertenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur ſchmollen, aber doch ihren Ehekontrakt nicht verletzen, kann kein Umſturz der Regierung gelingen, und Das wiſſen die Rädelsführer der Bewegung ſehr gut, deſshalb verſchlucken ſie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten ſich vor jedem unzeitigen Schilderheben. Die Geſchichte Frankreichs zeigt, daſs jede bedeutende Phaſe der Revolution immer parlamentariſche Anfänge hatte, und die Männer des geſetzlichen Widerſtandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das furchtbare

Signal gaben. Durch dieſe Theilnahme, wir möchten faſt ſagen Komplicität, eines Parlaments iſt das Interregnum der rohen Fäuſte nie von langer Dauer, und die Franzoſen ſind vor der Anarchie viel mehr geſchützt als andere Völker, die im revolutionären Zuſtand ſind, z. B. die Spanier. Das ſahen wir, in den Tagen des Julius, [Das ſahen wir in den Tagen der erſten Revolution,] wo das Parlament, die legislative Verſammlung, ſich in einen exekutierenden Konvent verwandelte. Es iſt wieder eine ſolche Umwandlung, die man im ſchlimmſten Fall erwartet.

[Der Sieg, den geſtern das Miniſterium in den Büreaux der Kammer davongetragen, iſt nicht ſo wichtig, wie man nach dem Triumphgeſchrei ſeiner Blätter ſchließen dürfte. Die Wahl des Präſidenten und der Vicepräſidenten zeugt zwar von einiger Lauheit, iſt aber in der Hauptſache von keiner Bedeutung. Die franzöſiſchen Deputierten ſind eben ſolche Franzoſen wie die übrigen, und werden eben ſo wie dieſe durch Ereigniſſe in leidenſchaftliche Bewegung geſetzt. Laſſen Sie nur einmal eine Nachricht anlangen, die das Nationalgefühl verletzt — und der Moderantismus der Moderanteſten wird ſpurlos verſchwinden. Die Leute, auf welche das Miniſterium rechnet, gehören meiſtens

zu jenem Marais, deſſen charakteriſtiſche Tugend darin beſteht, daſs er die Regierung unterſtützt, ſo lange ſie nicht mit bedeutender Stärke angegriffen wird. Heute iſt der Marais gegen Thiers, morgen iſt er für ihn — doch wir wollen mit unſrem Urtheil den Ereigniſſen nicht vorgreifen.]

XXVI.

Paris, den 12. November 1840.

Die Geburt des Herzogs von Chartres iſt ein Nachtrag zur Kronrede. „Mitleid, das nackte Kindlein“ — ſagt Shakſpeare. Und das Kindlein iſt obendrein ein Prinz von Geblüt, und alſo beſtimmt, die traurigſten Prüfungen zu erdulden, wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutſche Hebamme, damit er die Milch der Geduld ſauge. Er befindet ſich friſch und geſund*). Das kluge Kind hat gleich ſeine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Übrigens ſoll es dem Großvater ſehr ähnlich ſehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen dieſen Troſt,

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

dieſen Balſam; hat er doch in der letzten Zeit ſo viel gelitten! Ludwig Philipp iſt der vortrefflichſte Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück ſeiner Familie brachte ihn in ſo viele Kolliſionen mit den Nationalintereſſen der Franzoſen. Eben weil er Kinder hat und ſie liebt, hegt er auch die entſchiedenſte Zärtlichkeit für den Frieden. Kriegsluſtige Fürſten ſind gewöhnlich kinderlos. Dieſer Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie Dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrſchend, iſt gewiſs ehrenwerth, und jedenfalls iſt das allerhöchſte Muſter von dem heilſamſten Einfluſs auf die Sitten. Der König iſt tugendhaft im bürgerlichſten Geſchmack, ſein Haus iſt das honetteſte von ganz Frankreich, und die Bourgeoiſie, die ihn zu ihrem Statthalter gewählt, hat noch immer hinlängliche Gründe, mit ihm zufrieden zu ſein.

So lange die Bourgeoiſie am Ruder ſteht, droht der jetzigen Dynaſtie keine Gefahr. Wie ſoll es aber gehen, wenn Stürme aufſteigen, wo ſtärkere Fäuſte zum Ruder greifen, und die Hände der Bourgeoiſie, die mehr geeignet zum Geldzählen und Buchführen, ſich ängſtlich zurückziehen? Die Bourgeoiſie wird noch weit weniger Widerſtand leiſten, als die ehemalige Ariſtokratie; denn ſelbſt in ihrer kläglichſten Schwäche, in ihrer Erſchlaffung

durch Sittenlosigkeit, in ihrer Entartung durch Kourtisanerie, war die alte Noblesse doch noch beseelt von einem gewissen Point-d'honneur, das unsrer Bourgeoisie fehlt, die durch den Geist der Industrie emporblüht, aber auch untergehen wird. Lamartine prophezeit ihr einen 10. August, aber ich zweifle, ob die bürgerlichen Ritter des Julisthrons sich so heldenmüthig zeigen werden, wie die gepuderten Marquis des alten Regimes, die in seidenen Röcken und mit dünnen Galanteriedegen sich dem eindringenden Volke in den Tuilerien entgegensetzten. [Ich habe Lamartine's erwähnt, des großen Poeten; dieser Mann hat auch im Gebiete der Politik viel Zukunft. Ich liebe ihn nicht, aber volle Unparteilichkeit wollen wir ihm widerfahren lassen, wenn nächstens in der Kammer über die orientalischen Angelegenheiten seine edle Stimme sich erheben wird.]

Die Nachrichten, die uns aus dem Osten zukommen, sind für die Franzosen sehr betrübend. Die Autorität Frankreichs ist im Orient unwiederbringlich verloren und wird die Beute von England und Rußland. Die Engländer haben erlangt, was sie wollten, die thatsächliche Obmacht in Syrien, die Sicherung ihrer Handelsstraße nach Indien; der Euphrat, einer der vier Paradiesflüsse, wird ein englisches Gewässer, worauf man mit dem

Dampfſchiffe fährt, wie nach Ramsgate und Margate ꝛc. — auf Towerſtreet iſt das Steamboat-Office, wo man ſich einſchreibt — zu Bagdad, dem alten Babylon, ſteigt man aus und trinkt Porter oder Thee. — Die Engländer ſchwören täglich in ihren Blättern, daſs ſie keinen Krieg wollten, und daſs der famoſe Pacifikations-Traktat nicht im mindeſten die Intereſſen Frankreichs verletzen und die Fackel des Krieges in die Welt ſchleudern ſollte — und dennoch war es der Fall; die Engländer haben die Franzoſen aufs bitterſte beleidigt und die ganze Welt einem allgemeinen Brande ausgeſetzt, um für ſich einige Schachervortheile zu erzielen! Aber die Selbſtſucht ſorgt nur für den Moment, und die Zukunft bereitet ihr die Strafe. Die Vortheile, die Ruſsland durch den erwähnten Traktat erntete, ſind zwar nicht von ſo barer Münze, man kann ſie nicht ſo ſchnell berechnen und einkaſſieren, aber ſie ſind von unſchätzbarſtem Werthe für ſeine Zukunft. Zunächſt ward dadurch die Alliance zwiſchen Frankreich und England aufgelöſt, was ein wichtiger Gewinn für Ruſsland, das früh oder ſpät mit einer jener Mächte in die Schranken treten muſs. Dann ward die Macht jenes Ägyptiers vernichtet, der, wenn er ſich an die Spitze der Moslemim ſtellte, im Stande war, das türkiſche Reich zu ſchützen vor

den Russen, die es schon als ihr Eigenthum betrachten*). Und noch viele Vortheile der Art haben die Russen erbeutet, und zwar ohne großen Aufwand von Gefahr, da im Fall eines Kriegs die Franzosen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könn-

*) In der französischen Ausgabe findet sich folgender Schluß dieses Briefes: „Wenig kümmert es die Russen, daß die Engländer mehr und mehr Indien verschlingen und sich schließlich selbst China's bemächtigen; der Tag wird kommen, wo sie genöthigt sein werden, ihren Raub zu Gunsten der Russen fahren zu lassen, die sich in der Krim befestigen, die sich schon zu Herren des schwarzen Meeres gemacht haben, und die immer dasselbe Ziel verfolgen: den Besitz des Bosporus, Konstantinopel's. Nach dem alten Byzanz sind die lüsternen Blicke aller Moskowiten gerichtet; die Eroberung dieser Stadt ist für sie nicht bloß eine politische, sondern auch eine religiöse Mission; und von den hohen Ufern des Bosporus aus soll ihr Zar alle Völker des Erdballs dem ledernen Scepter Rußlands unterwerfen, das geschmeidiger und stärker als Stahl ist, und das man Knute nennt. Ist es wahr, daß Konstantinopel von so universeller Bedeutung, und daß der Besitz dieser Stadt über das Schicksal der Welt entscheiden könnte? Einer von meinen Freunden sagte mir jüngst: „In Rom befinden sich die Schlüssel des Himmelreichs, aber in Konstantinopel befinden sich die Schlüssel des irdischen Reichs; wer sich ihrer bemächtigt, wird die ganze Welt beherrschen." Wie schrecklich ist die orientalische Frage!"

Der Herausgeber.

ten, eben ſo wenig wie ſie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwiſchen England und dem Zorn der Franzoſen liegt das Meer, zwiſchen den Letztern und den Ruſſen liegt Deutſchland; — und wir armen Deutſchen, durch den Zufall der Örtlichkeit, wir hätten uns ſchlagen müſſen für Dinge, die uns gar Nichts angehen, für Nichts und wieder Nichts, gleichſam für des Kaiſers Bart. — Ach, wäre es noch für den Bart eines Kaiſers!

XXVII.

Paris, den 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann, wie das alte, mit Muſik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'ſche Opus dieſes Namens. Vorgeſtern Abend debütierte Mademoiſelle Heinefetter mit großem, glänzendem Erfolg. Im Odeon, dem italiäniſchen Nachtigallenneſt, flöten ſchmelzender als je der alternde Rubini und die ewig junge Griſi, die ſingende Blume der Schönheit. Auch die Concerte haben ſchon begonnen in den rivaliſierenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünſtlern. Wer in dieſen öffentlichen Anſtalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, ſich zu langweilen, Der kann ſchon in den Privatſoiréen ſich

nach Herzensluſt ausgähnen — eine Schar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichſten Hoffnungen berechtigen, läſſt ſich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Inſtrumenten; Herr Orfila meckert wieder ſeine unbarmherzigſten Romanzen, geſungenes Rattengift. Nach der ſchlechten Muſik wird lauwarmes Zuckerwaſſer oder geſalzenes Eis herumgereicht und getanzt. Auch die Maſkenbälle erheben ſich ſchon unter Pauken- und Trompetenſchall, und wie mit Verzweiflung ſtürzen ſich die Pariſer in den toſenden Strudel des Vergnügens. Der Deutſche trinkt, um ſich von drückender Sorgenlaſt zu befreien; der Franzoſe tanzt den berauſchenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtſinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernſt aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwiſchenpauſen der Quadrille flüſtert Harlekin ſeinem Nachbar Pierrot ins Ohr: „Glauben Sie, daſs wir uns dieſes Frühjahr ſchlagen müſſen?“ Selbſt der Champagner iſt unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal beim luſtigſten Bankett erbleichen die Gäſte, der Witz ſtirbt auf ihren Lippen, ſie werfen ſich erſchrockene Blicke zu — an der Wand ſehen ſie die Worte: Mene, Tekel, Peres!

Die Franzosen verhehlen sich nicht das Gefahrvolle ihrer Lage, aber der Muth ist ihre Nationaltugend. Und am Ende wissen sie sehr gut, daſs die politischen Besitzthümer, die ihre Väter mit kampflustigster Tapferkeit erworben haben, nicht durch duldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth*) bewahrt werden können. Selbst Guizot, der so unwürdig geschmähte [und verleumdete] Guizot, ist keineswegs gesonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieser Mann behauptet zwar einen unerschrockenen Widerstand gegen den anstürmenden Radikalismus, aber ich bin überzeugt, daſs er sich mit derselben Entschlossenheit dem Andrang absolutistischer und hierarchischer Bestrebungen entgegenstemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgardisten war, die beim kaiserlichen Leichenbegängnisse: À bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daſs die Nationalgarde, verstünde sie ihre eigenen Interessen, eben so verständig wie dankbar handeln würde, wenn sie gegen jene schnöden Rufe öffentlich protestierte. Denn die Nationalgarde ist am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoisie, und eben diese, gefährdet zu gleicher

*) „christliche Demuth" steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Zeit durch die intrigierende Partei des alten Regimes und die Prädikanten einer Baboeuf'schen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzvogt gefunden, der sie schützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrschaft der Mittelklassen, die er durch Bildung und Besitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeschäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der französischen Aristokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch sie fähig gewesen wäre, zum Heil des Volkes und der Menschheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpe geworden, mit eben so großem Eifer und gewiss mit größerer Uneigennützigkeit, als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weise überzeugt, dass er für die Proletarierherrschaft kämpfen würde, und zwar mit strengerer Ehrlichkeit als Lamennais und seine Kreuzbrüder, wenn er die untern Klassen durch Bildung und Einsicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einsähe, dass der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menschheit wäre, indem sie in ihrem blödsinnigen Gleichheitstaumel Alles, was schön und erhaben auf dieser Erde ist, zerstören, und nament-

lich gegen Kunst und Wissenschaft ihre bilderstürmende Wuth auslassen würden*).

Guizot ist jedoch kein Mann des starren Stillstandes, sondern des geregelten und gezeitigten Fortschrittes. [Die Feinde der Revolution würdigen ihn in dieser Beziehung weit besser, als unsere Radikalen; Jene haben wohl eingesehen, dass, während er das Regiment der Mittelklassen gegen den Ansturm der Proletarier schützt, er dennoch durch seine Unterrichtsreformen die untern Klassen vorbereitete, im Laufe der Zeit, in allmählicher Entwicklung ohne gewaltsame Plötzlichkeit, an jenem Regiment einen ersprießlichen und segensreichen Antheil zu nehmen.]

Die Zukunft wird diesem Manne die glorreichste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vielleicht wird Dergleichen ihm schon in der nächsten Gegenwart zu Theil — er braucht nur das Hôtel des Capucines zu verlassen. Würde er in diesem Fall wieder seinen Gesandtschaftsposten in London antreten? Würde er, trotz seiner Sympathie für England, jenes neue Ministerium unterstützen, das eine Allianee mit Russland träumt? — Es ist

*) Der Schluss dieses Briefes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde Guizot, alle revolutionären Mittel verschmähend, nur politischen Alliancen nachstreben. „Können wir trotz aller Opfer und Mäßigung den Frieden nicht aufrecht erhalten, so werden wir den Krieg als eine Macht (puissance) führen, und nicht als ein lärmender Haufen (cohue)," — so äußerte sich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weßhalb ihm alle jene Leute gram sind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und sich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das sind namentlich die Journalisten, die ihrer Feder alle mögliche Hilfswirkung zutrauen. „Das Beste in der Welt ist eine baumwollene Nachtmütze," sagt der Bonnetier, und die Journalisten sagen: „Das Beste ist ein Zeitungsartikel!" Wie sehr sie sich irren, erfuhren wir in jüngster Zeit, wo die propagandistischen Phrasen des „National," des „Courrier français" und des „Constitutionnel" so viel Mißmuth in Deutschland erregten. Da waren die Väter weit praktischer; als sie die kosmopolitischen Ideen der Revolution in Gefahr sahen, suchten sie Hilfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht sehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitischen Ideen; — diese aber treiben nicht

ſo mächtig zur That wie jene begeiſternden Erddünſte, die wir Vaterlandsliebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die ruſſiſche Alliance für die Franzoſen heilſamer ſei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Geſellſchaftsform bedroht, erſtere aber gefährdet das Weſen ihrer Geſellſchaft ſelbſt, ihr innerſtes Lebensprincip, die Seele des franzöſiſchen Volks.

XXVIII.

Paris, den 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet ſich unter den Franzoſen die Meinung, daſs Bellona's Drommeten dieſes Frühjahr den Geſang der Nachtigallen überſchmettern, und die armen Veilchen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müſſen. Ich kann dieſer Anſicht keineswegs beiſtimmen, und die ſüßeſte Friedenshoffnung niſtet beharrlich in meiner Bruſt. Es iſt jedoch immer möglich, daſs die Unglückspropheten Recht haben, und der kecke Lenz mit unvorſichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Iſt aber dieſe Gefahr überſtanden, und iſt gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann, glaube ich, iſt Europa für lange Zeit vor den Schreckniſſen eines Krieges geſchützt, und wir dürfen uns eines langen,

dauernden Friedens versichert halten. Die Wirrnisse, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöst worden sein, und das niedrige Gezücht des Nationalhasses, das sich in den untern Schichten der Gesellschaft entwickelt hat, wird von der bessern Einsicht der Völker wieder in seinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wissen aber auch die Dämonen des Umsturzes diesseits und jenseits des Rheins, und wie hier in Frankreich die radikale Partei, aus Angst vor der definitiven Befestigung der Orleans'schen Dynastie und ihrer auf lange Zeit gesicherten Dauer, die Wechselfälle des Kriegs herbeiwünscht, um nur die Chance eines Regierungswechsels zu gewinnen: so predigt jenseits des Rheins die radikale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzosen, in der Hoffnung, daſs die entzügelten Leidenschaften einen wilden Zustand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Ideen der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einschläfernden und fesselnden Macht des Friedens brachte diese Leute zu dem verzweiflungsvollen Entschluß, das französische Volk (wie sie in ihrer Unschuld sich ausdrücken) aufzuopfern. Wir sagen es offen, weil uns dieser Heroismus eben so thöricht wie undankbar erscheint,

und weil wir unsägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die sich einbildet klüger zu sein, als alle Füchse der List! O ihr Thoren, ich rathe euch, legt euch nicht auf das gefährliche Fach der politischen Pfiffigkeit, seid deutsch ehrlich und menschlich dankbar, und bildet euch nicht ein, ihr werdet auf eigenen Beinen stehen, wenn Frankreich fällt, die einzige Stütze, die ihr habt auf dieser Erde!

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geschürt? [Ich weiß es nicht.] Ich glaube es nicht, und es will mich bedünken, die diplomatischen Wirrnisse seien mehr ein Resultat der Ungeschicklichkeit als des bösen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten sich schon jetzt zufrieden geben; — sie haben bereits genug Vortheile im Trüben erfischt. Für Deutschland und Frankreich jedoch ist der Krieg eben so unnöthig wie gefährlich; — die Franzosen besäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil sie sonst gegen etwaige Invasionen zu wenig geschützt sind, und die Deutschen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, so lange sie nicht selber den Frieden brechen. Weder das deutsche Volk, noch das französische Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erst zu beweisen,

daſs die Rodomontaden unſrer Deutſchthümler, die nach dem Beſitz von Elſaſs und Lothringen ſchreien, nicht der Ausdruck des deutſchen Bauers und des deutſchen Bürgers ſind. Aber auch der franzöſiſche Bürger und der franzöſiſche Bauer, der Kern und die Maſſe des großen Volks, wünſchen keinen Krieg, da die Bourgeoiſie nur nach induſtriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiſerperiode ſehr gut weiß, wie theuer, wie bluttheuer er die Triumphe der Nationaleitelkeit bezahlen muſs.

Die kriegeriſchen Gelüſte, die bei den Franzoſen ſeit den Zeiten der Gallier ſo ſtürmiſch loderten und brodelten, ſind nachgerade ziemlich erloſchen, und wie wenig die militäriſche furor francese jetzt bei ihnen vorherrſchend, zeigte ſich bei der Leichenfeier des Kaiſers Napoleon Bonaparte*). Ich kann nicht mit den Berichterſtattern übereins

*) Dieſer Satz lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wie folgt: „Es iſt wahr, das Volk der Gallier hat zu allen Zeiten ſeine militäriſchen Gelüſte nicht zu verhehlen gewuſſt. Aber dieſe ſind heut zu Tage, wo nicht ganz erloſchen, doch ſicher ein bißchen abgekühlt worden, und die Volksſtimmung bei der Leichenfeier des Kaiſers Napoleon dürfte als ein neuer Beweis dieſer Behauptung gelten.“

Der Herausgeber.

stimmen, die in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge sahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das französische Volk bis in seine Tiefen erschütterten. Diese Gefühle waren aber nicht die des soldatischen Ehrgeizes und Stolzes, den siegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubel, jene lärmige Ruhm- und Raubsucht, deren man sich in Deutschland noch [sehr gut] erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben seitdem das Zeitliche gesegnet, und*) es war eine ganz neue Generation, die dem Leichenbegängnisse zuschaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiss mit der Wehmuth der Pietät sah sie auf diesen goldenen Katafalk, worin gleichsam alle Freuden, Leiden, glorreiche Irrthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter, die eigentliche Seele ihrer Väter, eingesargt lag! Da gab's mehr stumme Thränen als lautes Geschrei. Und dann war die ganze Erscheinung so fabelhaft, so märchenartig, dass man kaum seinen Augen traute, dass man zu

*) „Das Empire ist eben so todt wie der Kaiser selbst, und ward mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendoms;" beginnt dieser Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

träumen glaubte. Denn dieser Napoleon Bonaparte, den man begraben sah, war für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexander's von Macedonien und Karl's des Großen, und jetzt, siehe! eines kalten Wintertags erscheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geisterhaft dahinrollt in den weißen Morgennebeln.

Diese Nebel aber zerrannen wunderbar, sobald der Leichenzug in den Champs-Elysées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letzten Mal ihren Liebling, und streute rosige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden, und wie mit sanftem Mitleid bestrahlte sie die armen, spärlichen Überreste jener Legionen, die einst im Sturmschritt die Welt erobert, und jetzt mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherschwankten. Unter uns gesagt, diese Invaliden der großen Armee sahen aus wie Karikaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den todten Triumphator!

Die Muse der Geschichte hat diesen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als besondere

Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart iſt jenes Ereignis minder wichtig*), und liefert nur den Beweis, daſs der Geiſt der Soldateska bei den Franzoſen nicht ſo blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas dieſſeits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenſeits ihm nachſchwatzt. Der Kaiſer iſt todt [und begraben. Wir wollen ihn preiſen und beſingen, aber zugleich Gott danken, daſs er todt iſt.] Mit ihm ſtarb der letzte Held nach altem Geſchmack, und die neue Philiſterwelt**) athmet auf, wie erlöſt von einem glänzenden Alp. Über ſeinem Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwolleſpinner.

*) „ganz unwichtig," ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

**) „die neue Menſchheit" ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

XXIX.

Paris, den 31. Januar 1841.

Zwiſchen Völkern, die eine freie Preſſe, unabhängige Parlamente und überhaupt die Inſtitutionen des öffentlichen Verfahrens beſitzen, können die Miſsverſtändniſſe, die durch die Intriguen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteiſucht angezettelt werden, nicht auf die Länge fortdauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfnis emporwuchern. Wie dieſſeits, ſo haben auch jenſeits des Kanals ſich die edelſten Stimmen darüber ausgeſprochen, daſs nur frevelhafter Unverſtand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt geſtört; und während noch von Seiten der engliſchen Regierung durch die Schweigſamkeit der Thronrede das ſchlechte Verfahren gegen Frankreich gleichſam officiell fort-

geſetzt wird, proteſtiert dagegen das engliſche Volk durch ſeine würdigſten Repräſentanten, und gewährt den Franzoſen die unumwundenſte Genugthuung. Lord Brougham's Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine verſöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf ſich mit Recht rühmen, daſs er ganz Europa einen großen Dienſt erzeigt. Auch andre Lords, ſogar Wellington, haben lobenswerthe Worte geſprochen, und Letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünſche und Geſinnungen ſeiner Nation. Die angedrohte Alliance der Franzoſen mit Ruſsland hat Seiner Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord iſt nicht der Einzige, dem ſolche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unſern deutſchen Gauen erſchwingen ſich die gemäßigten Tories zu einer beſſern Erkenntnis der eigenen politiſchen Intereſſen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutſchen Rüden, die ſchon das freudigſte Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unſre chriſtlich germaniſchen Nationglen erhalten die allerhöchſte Weiſung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die ſchreckliche Alliance betrifft, ſo ſteht ſie gewiſs noch in weitem Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, ſelbſt geſteigert bis zum höchſten Haſſe, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Ruſſen hervorrufen.

An eine baldige Lösung der orientalischen Wirren glaube ich eben so wenig wie an die moskowitische Alliance. Vielmehr verwickeln sich die Verhältnisse in Syrien und Mehemed Ali spielt dort seinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es cirkulieren wunderliche, meistens aber widersprechende Gerüchte von den Listen, womit der Alte sein verlorenes Ansehen wieder zu erobern sucht. Sein Unglück ist die Überschlauheit, die ihn verhinderte, die Dinge in ihrem natürlichsten Lichte zu sehen. Er verfängt sich in den Fäden der eigenen Ränke. Z. B., indem er die Presse zu ködern wusste und über seine Macht allerlei trügerische Berichte in Europa ausposaunen ließ, gewann er zwar die Sympathie der Franzosen, die den Werth seiner Alliance überschätzten, aber er war zugleich selbst daran Schuld, dass die Franzosen ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihilfe bis zum Frühjahr Widerstand zu leisten. Hiedurch ging er zu Grunde, nicht durch seine Tyrannei, wovon die „Allgemeine Zeitung" gewiss allzu grelle Gemälde lieferte. Dem kranken Löwen giebt jetzt Jeder die kleinlichsten Eselstritte. Das Ungeheuer ist vielleicht nicht so schlecht, wie es die Leute, die er nicht bestochen hat oder nicht bestechen wollte, ärgerlich behaupten. Augenzeugen seiner großmüthigen Handlungen versichern, Mehe

med Ali sei persönlich huldreich und gütig, er liebe die Civilisation, und nur die äußerste Nothwendigkeit, der Kriegszustand seiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpressungssystem, womit er seine Fellahs heimsuche. Diese unglücklichen Nilbauern seien in der That eine Herde von Jammergestalten, die, unter Stockschlägen zur Arbeit getrieben, bis aufs Blut ausgesaugt werden. Aber Das sei, heißt es, altägyptische Methode, die unter allen Pharaonen dieselbe war, und die man nicht nach modern europäischem Maßstabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Philanthropen könnte der arme Pascha mit denselben Worten zurückweisen, womit unsre Köchin sich entschuldigte, als sie die Krebse in allmählich siedendem Wasser lebendig kochte. Sie wunderte sich, daſs wir dieses Verfahren eine unmenschliche Grausamkeit nannten und versicherte uns, die armen Thierchen seien von jeher daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemed Ali von den Justizgreueln sprach, die in Damaskus verübt worden, fand er ihn zu den heilsamsten Reformen geneigt, und wären nicht die politischen Ereignisse allzu stürmisch dazwischen getreten, so hätte es der berühmte Advokat gewiſs erreicht, den Pascha zur Einführung des europäischen Kriminalverfahrens in seinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemed Ali's gehen auch die ſtolzen Hoffnungen zu Grabe, worin muhammedaniſche Phantaſie, zumal unter den Zelten der Wüſte, ſich ſo ſchwärmeriſch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der beſtimmt ſei, dem ſchwachen Türkenregimente zu Stambul ein barſches Ende zu machen und, dort ſelber das Kalifat übernehmend, die Fahne des Propheten zu ſchützen. Und wahrhaftig, in ſeiner ſtarken Fauſt wäre ſie beſſer aufgehoben, als in den ſchwachen Händen des jetzigen Gonfaloniere des muhammedaniſchen Glaubens, der früh oder ſpät den Legionen und den noch gefährlichern Machinationen des Zars aller Reußen erliegen muſs. Dem politiſchen und religiöſen Fanatismus, worüber der ruſſiſche Kaiſer, der zugleich das Oberhaupt der griechiſchen Kirche iſt, verfügen kann, hätte ein regeneriertes Reich der Moslemin unter Mehemed Ali oder einem ſonſtig neuen Dynaſten mit ähnlicher Gewalt widerſtanden, da ein eben ſo ungeſtüm fanatiſches Element zu ſeiner Erhaltung in die Schranken getreten wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erſtorben, ſondern nur im ſtillen Beduinenleben eingeſchlafen, und oft wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichneter Löwe draußen ſein kriegeriſches Gebrüll vernehmen ließ. — Dieſe Araber

harren vielleicht nur des rechten Rufs, um ſchlafgeſtärkt wieder aus ihren ſchwülen Einöden hervorzuſtürmen, wie ehemals. — Wir haben ſie aber nicht mehr zu fürchten, wie ehemals, wo wir vor den Halbmondſtandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für uns, wenn Konſtantinopel jetzt der Tummelplatz ihres Glaubenseifers würde. Dieſer wäre das beſte Bollwerk gegen jenes moskowitiſche Gelüſte, das nichts Geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosporus die Schlüſſel der Weltherrſchaft zu erkämpfen oder zu erſchleichen. Welch eine Macht beſitzt bereits der Kaiſer von Rufsland, den man wahrlich beſcheiden nennen muſs, wenn man bedenkt, wie ſtolz Andere an ſeiner Stelle ſich gebärden würden. Aber weit gefährlicher, als der Stolz des Herrn, iſt der Knechtſchaftshochmuth ſeines Volks, das nur in ſeinem Willen lebt, und mit blindem Gehorſam in der heiligen Machtvollkommenheit des Gebieters ſich ſelber zu verherrlichen glaubt. Die Begeiſterung für das römiſch-katholiſche Dogma iſt abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch laue Enthuſiaſten, und wir müſſen uns wohl nach neuen, friſchen Fanatismen umſehen, die wir dem ſlaviſch-griechiſchen, orthodox abſoluten Kaiſerglauben entgegenſetzen könnten!

Ach! wie ſchrecklich iſt dieſe orientaliſche Frage, die bei jeder Wirrnis uns ſo höhniſch angrinſt! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht, ſchon jetzt vorbeugen, ſo haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortſchritt des Übels zuſehen, ſo haben wir die ſichere Knechtſchaft. Da iſt ein ſchlimmes Dilemma. Wie ſie ſich auch betrage, die arme Jungfrau Europa — ſie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein ſehr unkluges Fräulein bei der erlöſchenden Lampe einſchlafen — ihrer harrt kein Freudentag.

XXX.

Paris, den 13. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direkt auf den Leib und zerren daran ſo lange herum, bis ſie entweder gelöſt, oder als unauflösbar beſeitigt wird. Das iſt der Charakter der Franzoſen, und ihre Geſchichte entwickelt ſich daher wie ein gerichtlicher Proceſs. Welche logiſche, ſyſtematiſche Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der franzöſiſchen Revolution! In dieſem Wahnſinn war wirklich Methode, und die Hiſtoriographen, die nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menſchlichen Leidenſchaften wenig Spielraum geſtattend, die tollſten Erſcheinungen ſeit 1789 als ein Reſultat der ſtrengſten Nothwendigkeit darſtellen — dieſe ſogenannte fataliſtiſche Schule iſt in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher ſind eben ſo wahrhaft wie leichtfaßlich. Die

Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe dieſer Schriftſteller, angewendet auf Deutſchland, würde jedoch ſehr irrthumreiche und unbrauchbare Geſchichtswerke hervorbringen. Denn der Deutſche, aus Scheu vor aller Neuerung, deren Folgen nicht klar zu ermitteln ſind, geht jeder bedeutenden politiſchen Frage ſo lange wie möglich aus dem Wege, oder ſucht ihr durch Umwege eine nothdürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln ſich unterdeſſen bis zu jenem Knäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordiſche, nur durch das Schwert gelöſt werden kann. Der Himmel behüte mich, dem großen Volk der Deutſchen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch, daſs jener Miſsſtand aus einer Tugend hervorgeht, die den Franzoſen fehlt. Je unwiſſender ein Volk, deſto leichter ſtürzt es ſich in die Strömung der That; je wiſſenſchaftsreicher und nachdenklicher ein Volk, deſto länger ſondiert es die Fluth, die es mit klugen Schritten durchwatet, wenn es nicht gar zögernd davor ſtehen bleibt, aus Furcht vor verborgenen Untiefen oder vor der erkältenden Näſſe, die einen gefährlichen Nationalſchnupfen verurſachen könnte. Am Ende iſt auch wenig daran gelegen, daſs wir ſolchermaßen nur langſam fortſchreiten, oder durch Stillſtand einige hundert Jährchen ver-

lieren, denn dem deutſchen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine ſehr lange, bedeutende Zukunft. Die Franzoſen handeln ſo ſchnell und handhaben die Gegenwart mit ſolcher Eile, weil ſie vielleicht ahnen, daſs für ſie die Dämmerung heranbricht; haſtig verrichten ſie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle iſt noch immer ziemlich ſchön, und die übrigen Völker ſind doch nur das verehrungswürdige Publikum, das der franzöſiſchen Staats- und Volkskomödie zuſchaut. Dieſes Publikum freilich wandelt zuweilen das Gelüſte an, ein biſschen laut ſeinen Beifall oder Tadel auszuſprechen, wo nicht gar auf die Scene zu ſteigen und mitzuſpielen; aber die Franzoſen bleiben doch immer die Hauptakteurs im großen Weltdrama, man mag ihnen Lorberkränze oder faule Äpfel an den Kopf werfen. „Mit Frankreich iſt es aus“ — mit dieſen Worten läuft hier mancher deutſche Korreſpondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jeruſalems; aber er ſelber friſtet doch ſein kümmerliches Leben durch Berichterſtattung Deſſen, was dieſe ſo geſunkenen Franzoſen täglich ſchaffen und thun, und ſeine reſpektiven Kommittenten, die deutſchen Zeitungsredaktionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalſpalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet, aber —

wie alle Völker, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt — es iſt nicht ewig, es hat vielleicht ſchon ſeine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die ſich nicht ableugnen läſſt; auf ſeiner glatten Stirn lagern ſich diverſe Runzeln, das leichtſinnige Haupt bekommt graue Haare, ſenkt ſich ſorgenvoll und beſchäftigt ſich nicht mehr ausſchließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeſchluſs über die Fortifikation von Paris beurkundet eine ſolche Übergangsperiode des franzöſiſchen Volksgeiſtes. Die Franzoſen haben in der letzten Zeit ſehr Viel gelernt, ſie verloren dadurch alle Luſt des blinden Hinausſtürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt ſich ſelber zu Hauſe verſchanzen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiſerlichen Adlers iſt ihnen der Gedanke gekommen, daſs der bürger-königliche Hahn nicht unſterblich ſei. Frankreich lebt nicht mehr in dem kecken Rauſche ſeiner unüberwindlichen Obmacht; es ward ernüchtert durch das aſchermittwochliche Bewuſſtſein ſeiner Beſiegbarkeit, und ach, wer an den Tod denkt, iſt ſchon halb geſtorben! Die Befeſtigungswerke von Paris ſind vielleicht der Rieſenſarg, den der Rieſe ſich ſelber dekretierte in trüber Ahnung. Es mag jedoch

noch eine gute Weile dauern, ehe seine Sterbestunde schlägt, und manchem Nichtriesen dürfte er zuvor die tödlichsten Hiebe versetzen. Jedenfalls wird er einst durch die klirrende Wucht seines Hinsinkens*) den Erdboden schüttern machen, und noch furchtbarer als im Leben wird er durch seine posthumen Werke, als nachtwandelndes Gespenst, seine Feinde ängstigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerstörte, würden seine Bewohner, wie einst die Juden, sich in die ganze Welt zerstreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der gesellschaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befestigung von Paris ist das wichtigste Ereignis unserer Zeit, und die Männer, die in der Deputiertenkammer dafür oder dagegen stimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluss geübt. An diese enceinte continue, an diese forts détachés knüpft sich jetzt das Schicksal des französischen Volks. Werden diese Bauten vor dem Gewitter schützen, oder werden sie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden sie der Freiheit oder der Knechtschaft Vorschub leisten? Werden sie Paris

*) Hier findet sich in der französischen Ausgabe der Zwischensatz: „— geben die Götter, dass nie dieser verruchte Tag erscheine! —“

Der Herausgeber.

vor Überfall retten oder dem Zerstörungsrechte des Kriegs unbarmherzig bloßstellen? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Sitz noch Stimme im Rathe der Götter. Aber so Viel weiß ich, daſs die Franzosen sich sehr gut schlagen würden, wenn sie einst Paris vertheidigen müſsten gegen eine dritte Invasion. Die zwei frühern Invasionen würden nur dazu gedient haben, den Grimm der Gegenwehr zu steigern. Ob Paris, wenn es befestigt gewesen wäre, jene zwei ersten Male widerstanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geschwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem andrängenden Europa die Zaubermittel jener Idee, welche „Heere aus dem Boden stampft," entgegenzusetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Fessel zu brechen, womit er selber jene Idee angekettet; die Alliierten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee in Freiheit setzten. Die französischen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht so dumm, gar nicht so närrisch, als sie dem bedrängten Imperator zu seiner Vertheidigung keinen Beistand leisteten, denn Dieser war ihnen weit gefährlicher*), als alle

*) Der Anfang dieses Satzes lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausführlicher: „Nicht die Re-

jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen mussten und nur einen matten Statthalter hinterließen, dessen man sich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Julius 1830 wirklich geschah, seit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris installiert wurden. Die Macht jener Ideen ist es, die einer dritten Invasion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewitzigt durch bittere Erfahrungen, [nicht mehr auf die Allgewalt der Begeisterung rechnet, sondern] auch die materiellen Bollwerke der Vertheidigung nicht verschmäht.

Hier stoßen wir auf die Spaltung, welche in diesem Augenblick unter den Männern der radikalen Partei in Betreff der Befestigung von Paris herrscht und die leidenschaftlichsten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die Fraktion der Republikaner, die durch den „National“ repräsentiert wird,

---

volution ward überwunden Anno 1814 und 1815, sondern ihr gekrönter Kerkermeister, und die Manifeste, welche erklärten, dass man nur gegen Napoleon Bonaparte Krieg führe, enthielten viel mehr Wahrheit, als ihre Verfasser ahnen mochten. Die französischen Liberalen hatten damals ganz Recht, als sie dem liberticiden Imperator zu seiner Vertheidigung keinen Beistand leisteten, denn Dieser war für die Revolution weit gefährlicher, ꝛc.“

Der Herausgeber.

den Gesetzvorschlag der Befestigung am wirksamsten verfochten. Eine andere Fraktion, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt sich dagegen mit dem wildesten Zorn, und da sie in der Presse nur wenige Organe besitzt, so ist bis jetzt die „Revue du Progrès" das einzige Journal, wo sie sich aussprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel flossen aus der Feder Louis Blanc's*), und sind der höchsten Beachtung werth. Wie ich höre, beschäftigt sich auch Arago mit einer Schrift über denselben Gegenstand. Diese Republikaner sträuben sich gegen den Gedanken, dass die Revolution zu materiellen Bollwerken ihre Zuflucht nehmen müsse, sie sehen darin eine Schwächung der moralischen Wehrmittel, eine Erschlaffung der frühern dämonischen Energie, und sie möchten lieber, wie einst der gewaltige Konvent, den Sieg dekretieren, als Sicherheitsanstalten treffen gegen die Niederlage. Es sind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausschusses, welche diesen Leuten vorschweben, statt dass die Messieurs des „National" vielmehr die Traditionen der Kaiserzeit im Sinne tragen. Ich sagte eben „Messieurs," denn Dies ist der Spott-

*) Der Schluss dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

name, womit Jene, die ſich Citoyens nennen, ihre Antagoniſten titulieren. Terroriſtiſch ſind im Grunde beide Fraktionen, nur daſs die Meſſieurs des „National“ lieber durch Kanonen, die Citoyens hingegen lieber durch die Guillotine agieren möchten. Es iſt leicht begreiflich, daſs Erſtere eine große Sympathie für einen Geſetzvorſchlag empfinden muſſten, wodurch die Revolution zur Zeit der Noth in einem rein militäriſchen Gewande erſcheinen könnte und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit ſich der „National“ für die Befeſtigung von Paris ausſprach.

Sonderbar! diesmal begegneten ſich der „National,“ der König und Thiers in dem heißeſten Wunſche für dieſelbe Sache. Und doch iſt dieſes Begegnis ſehr natürlich. Laſſt uns durch Zumuthung argliſtiger Hintergedanken keinen von dieſen Dreien verleumden. Wie ſehr auch perſönliche Neigungen im Spiele ſind, ſo handelten doch alle Drei zunächſt im Intereſſe Frankreichs; Ludwig Philipp eben ſo gut, wie Thiers und die Herren des „National.“ Jedoch, wie geſagt, perſönliche Neigungen kamen ins Spiel. Ludwig Philipp, dieſer abgeſagte Feind des Krieges, des Zerſtörens, iſt ein eben ſo leidenſchaftlicher Freund des Bauens, er liebt Alles, wobei

Hammer und Kelle in Bewegung gesetzt wird, und der Plan der Befestigung von Paris schmeichelte dieser angebornen Passion. Aber Ludwig Philipp ist auch der Repräsentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo diese bedroht wird, steht seine eigene Existenz in Frage. Er muss sich in Paris halten um jeden Preis. Denn bemächtigen sich die fremden Potentaten seiner Hauptstadt, so würde seine Legitimität ihn nicht so inviolabel schüzzen, wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall, wo sie sind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Fiele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, so würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber schwerlich um eine Restauration zu versuchen zu Gunsten Ludwig Philipp's, welcher im Julius 1830 König der Franzosen ward, nicht parceque Bourbon, sondern quoique Bourbon*)! Dies fühlt der kluge Herrscher, und er verschanzt sich in seinem Mala-

*) Der Schluss dieses Absatzes lautet in der französischen Ausgabe: „Das fühlt der Sohn des Laertes, und deßhalb verschanzt er sich in seinem Ithaka. Außerdem ist es der feste Glaube des Königs, daß diese Befestigung für Frankreich nothwendig, und er ist vor Allem Patriot, wie jeder König, selbst der schlechteste."

Der Herausgeber.

partus. Daſs die Befeſtigung von Paris, wie für ihn ſelber, ſo auch für Frankreich heilſam und nothwendig, iſt ſein feſter Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbſterhaltungstrieb leitete ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König iſt ja ein natürlicher Patriot und liebt ſein Land, in deſſen Geſchichte ſein Leben wurzelt und mit deſſen Schickſalen es verwachſen iſt. Ludwig Philipp iſt ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkiſchen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere Art des Patriotismus ſich entwickelte, als in den Bourbonen der ältern Linie*), die mehr vom hiſtoriſchen Stammesſtolze, vom mittelalterlichen Adelthum beſeelt waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

Da dieſe Vaterlandsliebe von den Franzoſen als die höchſte Tugend angeſehen wird, ſo war es

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieſes Abſatzes: „Es giebt keinen Unterlieutenant in der Armee, der von beſſerer Vaterlandsliebe beſeelt wäre, als der jetzige Herzog von Orleans oder ſeine Brüder, die Prinzen vom echteſten franzöſiſchen Geblüt. Das gewährt einige Sicherheit für die königliche Zukunft der jetzigen Dynaſtie; denn was die Franzoſen am meiſten ſchätzen, iſt Liebe für Frankreich.“

Der Herausgeber.

eine sehr wirksame Büberei, daſs die Feinde des Königs seine patriotischen Gesinnungen durch verfälschte Briefe verdächtigten. Ja, diese famosen Briefe sind zum Theil verfälscht, zum Theil ganz falsch, und ich begreife nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber diese Leute sind immer die Düpes der Legitimisten, welche die Waffen schmieden, womit Jene das Leben oder den Leumund des Königs zu meucheln suchen. Der Republikaner ist immer bereit, sein Leben bei jeder gefährlichen Unthat aufs Spiel zu setzen; aber er ist doch nur ein täppisches Werkzeug fremder Erfindsamkeit, die für ihn denkt und rechnet; man kann im wahren Sinne des Wortes von den Republikanern behaupten, daſs sie das Pulver nicht erfunden haben, womit sie auf den König schießen.

Ja, wer in Frankreich das Nationalgefühl besitzt und begreift, übt den unwiderstehlichsten Zauber auf die Masse, und kann sie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen*), und sie in alle möglichen Uniformen stecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die

*) Der Schluſs dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Livrée der Knechtschaft. Das war das Geheimnis Napoleon's, und sein Geschichtschreiber Thiers hat es ihm abgelauscht, abgelauscht mit dem Herzen, nicht mit dem bloßen Verstande; denn nur das Gefühl versteht das Gefühl. Thiers ist wahrhaft durchglüht vom französischen Nationalgefühl, und wer Dieses gemerkt hat, versteht seine Macht und Unmacht, seine Irrthümer und Vorzüge, seine Größe und Kleinheit, und sein Anrecht auf die Zukunft. Dieses Nationalgefühl erklärt alle Akte seines Ministeriums — hier sehen wir die Translation der kaiserlichen Asche, die glorreichste Feier des Heldenthums, neben der kläglichen Vertretung jenes kläglichen Konsuls von Damaskus, welcher mittelalterliche Justizgreuel unterstützte, aber ein Repräsentant von Frankreich war; hier sehen wir das leichtsinnigste Aufbrausen und Alarmschlagen, als der Londoner Traktat divulgiert und Frankreich beleidigt ward, und daneben die besonnene Aktivität der Bewaffnung und jenen kolossalen Entschluss der Fortifikation von Paris. Ja, Thiers war es, welcher letztere begann, und für dieses Beginnen auch nachträglich das Gesetz in der Kammer eroberte. Nie sprach er mit größerer Beredsamkeit, nie hat er mit feinerer Taktik einen parlamentarischen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten

Augenblick war die Entſcheidung ſehr zweifelhaft; aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte ſchnell die Gefahr, die dem Geſetz drohte, und ein improviſiertes Amendement gab den Ausſchlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer, den Thiers für den Geſetzentwurf an den Tag legte, nur egoiſtiſchen Motiven zuſchrieben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwaltend, und ich wiederhole es, Herr Thiers iſt durchdrungen von dieſem Gefühle. Er iſt ganz der Mann der Nationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er ſich gern darſtellt. Mit dieſer Kindſchaft hat es freilich ſeine Richtigkeit, die Revolution iſt ſeine Mutter, aber man darf nicht überſchwängliche Sympathien daraus herleiten. Thiers liebt zunächſt das Vaterland, und ich glaube, er würde dieſem Gefühle alle mütterlichen Intereſſen [, nämlich die der Revolution, unbedingt] aufopfern. Sein Enthuſiasmus iſt gewiſs ſehr abgekühlt für den ganzen Freiheitsſpektakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in ſeiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geſchichtſchreiber alle Phaſen desſelben im Geiſte mitgelebt, als Staatsmann muſſte er mit der fortgeſetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht ſelten mag dieſem Sohn der Revolution die Mutter ſehr läſtig, ſehr fatal ge-

worden ſein; denn er weiß ſehr gut, daſs die alte Frau kapabel wäre, ihm ſelber den Kopf abſchlagen zu laſſen. — Sie iſt nämlich nicht von ſanftem Naturell; ein Berliner würde ſagen: Sie hat kein Gemüth. Wenn die Herren Söhne ſie zuweilen ſchlecht behandeln, ſo muſs man nicht vergeſſen, daſs ſie ſelber, die alte Frau, für ihre Kinder niemals dauernde Zärtlichkeit bewieſen und die beſten immer ermordet hat*).

[Wir ſind geſonnen, Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und von Herrn Thiers nicht Dinge zu verlangen, die nicht in ſeinem Weſen liegen und mit ſeiner Geſchichte unvereinbar ſind. Wir haben ſeinen Patriotismus gerühmt, wir wollen auch ſeine Genialität anerkennen. Sonderbar genug iſt es, daſs dieſe heterogenen Vorzüge in dieſem Manne vereinigt ſind. Ja, er iſt nicht bloß ein patriotiſcher Franzoſe, ſondern auch ein Menſch von Genie, und manchmal, wenn er zu dieſem Bewuſſtſein gelangt, vergiſſt er ſein beſchränkt örtliches Nationalgefühl, es ergreift ihn die Ahnung eines,

*) In der franzöſiſchen Ausgabe findet ſich hier noch der Satz: „Comme il y a des enfants terribles, il y a aussi des mères terribles; et vous, maman, vous êtes de ce nombre!“

Der Herausgeber.

ſo zu ſagen, zeitlichen Weltbürgerthums, und in ſolchem Momente ſprach er einſt die merkwürdigen Worte: „Ich liebe mein Jahrhundert, denn dieſes iſt ein Vaterland, das ich in der Zeit beſitze.“]

XXXI.

Paris, den 31. März 1841.

Die Debatten in der Deputiertenkammer über das literariſche Eigenthum ſind ſehr unerſprießlich. Es iſt aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daſs die heutige Geſellſchaft, die auf dem Eigenthumsrechte baſiert iſt, auch den Geiſtern eine gewiſſe Theilnahme an ſolchem Beſitzprivilegium geſtatten möchte, aus Billigkeitsgefühl oder vielleicht auch als Beſtechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden? Iſt das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über ſolche Frage, und freue mich nur darüber, daſs ihr dem armen Dochte, der ſich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für ſein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienſt!

Das Schickſal des Mehemed Ali wird hier weniger beſprochen, als man glauben ſollte; doch will es mich bedünken, als herrſche in den Gemüthern ein um ſo tieferes Mitleid für den Mann, der dem Sterne Frankreichs zu viel vertraut hat. Das Anſehen der Franzoſen im Orient geht verloren, und dieſer Verluſt wirkt auch miſslich auf ihre occidentaliſchen Verhältniſſe; Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erbleichen. — Als die amerikaniſchen Händel ſich ſo bedenklich geſtalteten, ward von engliſcher Seite die Ausgleichung der ägyptiſchen Erblichkeitsfrage aufs emſigſte betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Beſten des Paſchas zu agieren*); das Miniſterium

*) Statt der oben nachfolgenden Zeilen, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung weiter: „wir wollen ſehen, was für ihn geſchieht und ob man ihm die volle Erblichkeit ſeines Paſchaliks auswirkt und ſichert. Aber auch im Falle dieſe Erblichkeit für Mehemed Ali eine Wahrheit wird, iſt ſeine Macht ganz zu Grunde gerichtet, und er wird nimmermehr der Macht des Sultans das Gleichgewicht halten können, wie früher, wo vielleicht eben durch das Gleichgewicht der beiden Gegner die Ruhe der türkiſchen Provinzen erhalten wurde. Die Statthalter derſelben verharrten bei dem ſchwachen Großherrn, weil ſie ſich vor den übermächtigen Vaſallen fürchteten; oder auch ſie warteten auf den Ausgang des großen Zweikampfs, unentſchloſſen zum Ab-

ſcheint aber Nichts gethan zu haben, um den getreuſten Alliierten zu retten.

Die amerikaniſchen Händel ſind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptiſche Erblichkeitsfrage ſo bald als möglich abzufertigen und ſomit die franzöſiſche Diplomatie wieder in den Stand zu ſetzen, an den Berathungen und Beſchlüſſen der europäiſchen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellenfrage ſteht drohend vor der Thür, verlangt ſchnelle Entſcheidung, und

---

fall wie zum Übertritt, im Zaum gehalten durch den Reſpekt, womit ſie ſchon dem einſtigen Sieger huldigten. Die Gegenwart gehorchte gewiſſermaßen einer Autorität der Zukunft. Jetzt iſt auch dieſes Bindungsmittel zerſtört, Jeder weiß, daß der Paſcha nimmermehr zur Alleinherrſchaft gelangt, Jeder weiß auch, daß die geprieſene Oberhoheit des Sultans nur eine glänzende Scheinmacht iſt, eine morgenländiſche Ferman-Hyperbel, eine occidentaliſche Protokolltäuſchung, und Stück vor Stück wird jetzt das ganze Türkenreich auseinanderfallen, wie einſt das ältere Kalifat.

„Wird aber unter dieſen Umſtänden die Ruhe im Orient dergeſtalt begründet werden können, daß die Konflikte nicht bis zu uns fortwirken? Ich fürchte, die vielbelobte Paciſikation, wodurch der Paſcha geſchwächt und der Sultan nicht geſtärkt worden, giebt eben das Signal zu der allgemeinen Auflöſung des osmaniſchen Reiches und zu dem Beginn des großen Erbfolgeſtreits!“ —

Der Herausgeber.

hier rechnen die Engländer auf die konferentielle Stütze des französischen Kabinetts, dessen Interessen bei dieser Gelegenheit mit ihren eigenen übereinstimmen, Rußland gegenüber*).

Ja, die sogenannte Dardanellenfrage ist von der höchsten Wichtigkeit, und nicht bloß für die erwähnten Großmächte, sondern für uns Alle, für den Kleinsten wie für den Größten, für Reuß-Schleiz-Greiz und Hinterpommern eben so gut wie für das allmächtige Österreich, für den geringsten Schuhflicker wie für den reichsten Lederfabrikanten; denn das Schicksal der Welt selbst steht hier in

*) Der nachfolgende Theil dieses Briefes fehlt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dagegen enthält Letztere noch die Stelle: „Welcher Ausgang steht von dem Zwist mit Amerika zu erwarten? In keinem Fall ein brillanter. Selbst wenn in der Person des Mc Leod das ganze englische Volk gleichsam in effigie gehenkt würde, dürfte sich John Bull doch noch lange besinnen, ehe er eine ernste Boxerei mit Jonathan begänne. Er ist vor allen Dingen ein berechnender Geschäftsmann, und eine Ehrensache lockt ihn nicht unwiderstehlich, wenn dabei materiell mehr zu verlieren als zu gewinnen ist, wie hier der Fall. Obgleich wir beide Völker des Egoismus nicht sonderlich lieben, so wollen wir doch nicht wünschen, daß es zwischen ihnen zum Kriege komme — der Krieg ist eine ansteckende Krankheit."

Der Herausgeber.

Frage, und dieſe Frage muß an den Dardanellen gelöſt werden, gleichviel in welcher Weiſe. So lange Dieſes nicht geſchehen, kränkelt Europa an einem heimlichen Übel, das ihm keine Ruhe läſſt, und das, je ſpäter, deſto entſetzlicher am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage iſt nur ein Symptom der orientaliſchen Frage ſelbſt, der türkiſchen Erbſchaftsfrage, des Grundübels, woran wir ſiechen, des Krankheitsſtoffs, der im europäiſchen Staatskörper gährt, und der leider nur gewaltſam ausgeſchieden, vielleicht nur mit dem Schwert ausgeſchnitten werden kann. Wenn ſie auch von ganz andern Dingen ſprechen, ſo ſchielen doch alle Machthaber nach den Dardanellen, nach der hohen Pforte, nach dem alten Byzanz, nach Stambul, nach Konſtantinopel — das Gebreſte hat viele Namen. Wäre im europäiſchen Staatsrechte das Princip der Volksſouveränetät ſanktioniert, ſo könnte das Zuſammenbrechen des osmaniſchen Kaiſerthums nicht für die übrige Welt ſo gefährlich ſein, da alsdann in dem aufgelöſten Reiche die einzelnen Völker ſich bald ihre beſondern Regenten ſelbſt erwählen und ſich ſo gut als möglich fortregieren laſſen würden. Aber im allergrößten Theil Europa's herrſcht noch das Dogma des Abſolutismus, wonach Land und Leute das Eigenthum des Fürſten ſind, und dieſes Eigen-

thum durch das Recht des Stärkern, durch die ultima ratio regis, das Kanonenrecht, erwerbbar ist. — Was Wunder, daſs keiner der hohen Potentaten den Russen die große Erbschaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländischen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er sieht, wie die Barbaren des Nordens sich gütlich thun, und der kleinste deutsche Duodezfürst wird wenigstens auf ein Biergeld Anspruch machen. Das sind die menschlichen Antriebe, weſshalb der Untergang der Türkei für die Welt verderblich werden muſs. Die politischen Beweggründe, warum hauptsächlich England, Frankreich und Österreich nicht erlauben können, daſs Rusland sich in Konstantinopel festsetze, sind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, ist aber vor der Hand vertagt. Kurzsichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, sind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstage. Besonders unsre Financiers sehen wieder Alles im lieblichsten Hoffnungslichte. Auch der größte derselben scheint sich solcher Täuschung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothschild, welcher seit einiger Zeit etwas unpäſslich schien, ist jetzt wieder ganz hergestellt

und sieht gesund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börse, welche sich auf die Physiognomie des großen Barons so gut verstehen, versichern uns, daſs die Schwalben des Friedens in seinem Lächeln nisten, daſs jede Kriegsbesorgnis aus seinem Gesichte verschwunden, daſs in seinen Augen keine elektrischen Gewitterfünkchen sichtbar seien, und daſs also das entsetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, sich gänzlich verzogen habe. Er niese sogar den Frieden. Es ist wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn von Rothschild meine Aufwartung zu machen, strahlte er vom erfreulichsten Wohlbehagen, und seine rosige Laune ging fast über in Poesie; denn, wie ich schon einmal erzählt, in solchen heitern Momenten pflegt der Herr Baron den Redefluſs seines Humors in Reimen ausströmen zu lassen. Ich fand, daſs ihm das Reimen diesmal ganz besonders gelang; nur auf „Konstantinopel“ wusste er keinen Reim zu finden, und er kratzte sich an dem Kopf, wie alle Dichter thun, wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich selbst auch ein Stück Poet bin, so erlaubte ich mir, dem Herrn Baron zu bemerken, ob sich nicht auf „Konstantinopel“ ein russischer „Zobel“ reimen ließe? Aber dieser Reim schien ihm sehr zu misſfallen, er behauptete, England würde ihn nie zugeben, und es könnte

dadurch ein europäiſcher Krieg entſtehen, welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm ſelber eine Menge Geld koſten würde.

Herr von Rothſchild iſt in der That der beſte politiſche Thermometer; ich will nicht ſagen Wetterfroſch, weil das Wort nicht hinlänglich reſpektvoll klänge. Und man muſs doch Reſpekt vor dieſem Manne haben, ſei es auch nur wegen des Reſpektes, den er den meiſten Leuten einflößt. Ich beſuche ihn am liebſten in den Büreaux ſeines Komptoirs, wo ich als Philoſoph beobachten kann, wie ſich das Volk, und nicht bloß das Volk Gottes, ſondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das iſt ein Krümmen und Winden des Rückgrats, wie es ſelbſt dem beſten Akrobaten ſchwer fiele. Ich ſah Leute, die, wenn ſie dem großen Baron nahten, zuſammenzuckten, als berührten ſie eine voltaiſche Säule. Schon vor der Thür ſeines Kabinetts ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einſt Moſes auf dem Horeb empfunden, als er merkte, daſs er auf heiligem Boden ſtand. Ganz ſo wie Moſes alsbald ſeine Schuhe auszog, ſo würde gewiſs mancher Mäkler oder Agent de Change, der das Privatkabinett des Herrn von Rothſchild zu betreten wagt, vorher ſeine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, daſs alsdann

ſeine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieſer Miſsduft inkommodieren dürfte. Jenes Privatkabinett iſt in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeers oder des geſtirnten Himmels — wir ſehen hier, wie klein der Menſch and wie groß Gott iſt! Denn das Geld iſt der Gott unſerer Zeit, und Rothſchild iſt ſein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothſchild begeben wollte, trug eben ein galonierter Bedienter das Nachtgeſchirr deſſelben über den Korridor, und ein Börſenſpekulant, der in demſelben Augenblick vorbeiging, zog ehrfurchtsvoll ſeinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe. So weit geht, mit Reſpekt zu ſagen, der Reſpekt gewiſſer Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, daſs er mit der Zeit ein Millionär ſein wird. Als ich einſt dem Herrn * erzählte, daſs ich mit dem Baron Rothſchild in den Gemächern ſeines Komptoirs en famille zu Mittag geſpeiſt, ſchlug Jener mit Erſtaunen die Hände zuſammen, und ſagte mir, ich hätte hier eine Ehre genoſſen, die bisher nur den Rothſchilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürſten zu Theil geworden, und die er ſelbſt mit der Hälfte ſeiner Naſe einkaufen würde.

Ich will hier bemerken, daſs die Naſe des Herrn *, ſelbſt wenn er die Hälfte einbüßte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Komptoir des Herrn von Rothſchild iſt ſehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Kaſerne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts Andres zu thun als zu arbeiten — iſt jüngſt ſehr verſchönert worden. Auf dem Kamin ſteht jetzt die Marmorbüſte des Kaiſers Franz von Öſtreich, mit welchem das Haus Rothſchild die meiſten Geſchäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büſten von allen europäiſchen Fürſten anfertigen laſſen, die durch ſein Haus ihre Anleihen gemacht, und dieſe Sammlung von Marmorbüſten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger ſein dürfte, als die Regensburger. Ob Herr Rothſchild ſeine Walhallagenoſſen in Reimen oder im ungereimten königlich bairiſchen Lapidarſtil feiern wird, iſt mir unbekannt.

XXXII.

Paris, den 29. April 1841.

Ein eben ſo bedeutungsvolles wie trauriges Ereignis iſt das Verdikt der Jury, wodurch der Redakteur des Journals „La France“ von der Anklage abſichtlicher Beleidigung des Königs [gänzlich] freigeſprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meiſten beklagen ſoll! Iſt es jener König, deſſen Ehre durch verfälſchte Briefe befleckt wird, und der dennoch nicht wie jeder Andere ſich in der öffentlichen Meinung rehabilitieren kann? Was jedem Andern in ſolcher Bedrängnis geſtattet iſt, bleibt ihm grauſam verſagt. Jeder Andere, der ſich in gleicher Weiſe durch falſche Briefe von landesverrätheriſchem Inhalt dem Publikum gegenüber bloßgeſtellt ſähe, könnte es dahin bringen, ſich förmlich in Anklagezuſtand ſetzen zu laſſen, und

in Folge ſeines Proceſſes die Unechtheit jener Briefe aufs bündigſte zu erweiſen. Eine ſolche Ehrenrettung giebt es aber nicht für den König, den die Verfaſſung für unverletzlich erklärt und nicht perſönlich vor Gericht zu ſtellen erlaubt. Noch weniger iſt ihm das Duell geſtattet, das Gottesurtheil, das in Ehrenſachen noch immer eine gewiſſe juſtificierende Geltung bewahrt; Ludwig Philipp muſs ruhig auf ſich ſchießen laſſen, darf aber nimmermehr ſelbſt zur Piſtole greifen, um von ſeinen Beleidigern Genugthuung zu fordern. Eben ſo wenig kann er im üblich patzigen Stile eine abgedrungene Erklärung gegen ſeine Verleumder in den reſpektiven Landeszeitungen inſerieren laſſen; denn, ach! Könige, wie große Dichter, dürfen ſich nicht auf ſolchem Wege vertheidigen und müſſen alle Lügen, die man über ihre Perſon verbreitet, mit ſchweigender Langmuth ertragen. In der That, ich hege das ſchmerzlichſte Mitgefühl für den königlichen Dulder, deſſen Krone nur eine Zielſcheibe der Verleumdung, und deſſen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar, wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder ſoll ich noch weit mehr euch bedauern, ihr Legitimiſten, die ihr euch als die auserwählten Paladine des Royalismus gebärdet, und dennoch in der Perſon Ludwig Philipp's das Weſen

des Königthums, das königliche Anſehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit euch, wenn ich an die ſchrecklichen Folgen denke, die ihr durch ſolchen Frevel zunächſt auf eure eignen thörichten Häupter herabruft! Mit dem Umſturz der Monarchie harrt euer wieder daheim das Beil und in der Fremde der Bettelſtab. Ja, euer Schickſal wäre jetzt noch weit ſchmählicher als in früheren Tagen; euch, die gefoppten Kompères eurer Henker, würde man nicht mehr mit wildem Zorn tödten, ſondern mit höhniſchem Gelächter, und in der Fremde würde man euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverſchuldeten Unglück gebührt, ſondern mit Geringſchätzung das Almoſen hinreichen.

Was ſoll ich aber von den guten Leuten der Jury ſagen, die in wetteifernder Verblendung das Brecheiſen legten an das Fundament des eignen Hauſes? Der Grundſtein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsboutik ruht, die königliche Autorität, ward durch jenes beleidigende und ſchmachvolle Verdikt heillos gelockert. Die ganze verderbliche Bedeutung dieſes Verdikts wird jetzt allmählich erkannt, es iſt das unaufhörliche Tagesgeſpräch, und mit Entſetzen ſieht man, wie der fatale Ausgang des Proceſſes ganz ſyſtematiſch ausgebeutet wird. Die verfälſchten Briefe haben jetzt eine legale Stütze,

und mit der Unverantwortlichkeit steigt die Frechheit bei den Feinden der bestehenden Ordnung. In diesem Augenblick werden lithographierte Kopien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Arglist reibt sich vergnügt die Hände ob des gelungenen Meisterstücks. Die Legitimisten rufen Viktoria, als hätten sie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Kontemporäne, die Wittwe der großen Armee, die verrufene Madame de St. Elme, das Banner trug! Der edle Baron Larochejaquelin beschirmte mit seinem Wappenschild diese neue Jeanne d'Arc. Er verbürgt ihre Glaubwürdigkeit — warum nicht auch ihre jungfräuliche Reinheit? Vor Allen aber verdankt man diesen Triumph dem großen Berryer, dem bürgerlichen Dienstmann der legitimistischen Ritterschaft*), der immer geistreich spricht, gleichviel für welche schlechte Sache.

Indessen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereignissen alle ihre Konsequen-

*) „der immer sehr gut ficht und gut bezahlt wird." schließt dieser Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — In der französischen Ausgabe (wo diese Zeilen zugleich den Schluß des Briefes bilden) heißt es: „dessen Honorar, wie exorbitant es auch sei, niemals die Höhe seines unschätzbaren Talentes erreichen wird."

Der Herausgeber.

zen unmittelbar abgepreſſt werden, geht die böſe Wirkung immer Hand in Hand mit einer mehr oder minder heilſamen Gegenwirkung. Und Dieſes zeigt ſich auch bei Gelegenheit jenes unglückſeligen Verdikts. Die argen Folgen deſſelben werden für den Moment einigermaßen neutraliſiert durch den Jubel und das Siegesgeſchrei, das die Legitimiſten erheben; das Volk haſſt ſie ſo ſehr, daſs es all ſeinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergiſſt, wenn jene Erbfeinde des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphieren. Der ſchlimmſte Vorwurf, der gegen den König in jüngſter Zeit aufgebracht wurde, war ja eben, daſs man ihn beſchuldigte, er betreibe allzu eifrig ſeine Ausſöhnung mit den Legitimiſten und opfre ihnen die demokratiſchen Intereſſen. Deſshalb erregte die Beleidigung, die dem König gerade durch dieſe frondierenden Edelleute widerfuhr, zunächſt eine gewiſſe Schadenfreude bei der Bourgeoiſie, die, angehetzt durch die Journale des unzufriedenen Mittelſtandes, von den reaktionären Vorſätzen des jetzigen Miniſteriums die verdrießlichſten Dinge fabelt.

Welche Bewandtnis hat es aber mit jenen reaktionären Vorſätzen, die man abſonderlich Herrn Guizot zuſchreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben ſchenken. Guizot iſt der Mann des Widerſtandes, aber

nicht der Reaktion. Und ſeid überzeugt, daſs man ihn ob ſeines Widerſtandes nach oben ſchon längſt verabſchiedet hätte, wenn man nicht ſeines Widerſtandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geſchäft iſt die thatſächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoiſie, das von den marodierenden Nachzüglern der Vergangenheit eben ſo grimmig bedroht wird, wie von der plünderungsſüchtigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat ſich eine ſchwierige Aufgabe geſtellt, und [ach!] Niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarſten wahrlich zeigen ſich gegen ihn eben jene guten Bürger, die ſeine ſtarke Hand ſchirmt und ſchützt, denen er aber nie vertraulich die Hand giebt, und mit deren kleinlichen Leidenſchaften er nie gemeinſchaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht, dieſe Spießbürger, denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'ſche Witze, er iſt nicht induſtriell, und tanzt nicht mit ihnen um den Maibaum der Gloire! Er trägt das Haupt ſehr hoch, und ein melancholiſcher Stolz ſpricht aus allen ſeinen Zügen: „Ich könnte vielleicht etwas Beſſeres thun, als für dieſes Lumpenpack in mühſamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden!“ Das iſt in der That der Mann, der nicht ſehr zärtlich um Popularität buhlt, und ſogar den Grundſatz aufgeſtellt hat, daſs ein guter Miniſter unpopulär ſein müſſe.

Er hat nie der Menge gefallen wollen, sogar nicht in jenen Tagen der Restauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichsten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne seine denkwürdigen Vorlesungen hielt und der Beifall der Jugend sich ein bisschen allzu stürmisch äußerte, dämpfte er selber diesen huldigenden Lärm mit den strengen Worten: „Meine Herren, auch im Enthusiasmus muss die Ordnung vorwalten!“ Ordnungsliebe ist überhaupt ein vorstechender Zug des Guizot'schen Charakters, und schon aus diesem Grunde wirkte sein Ministerium sehr wohlthätig in der Konfusion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieser Ordnungsliebe nicht selten der Pedanterie beschuldigt, und ich gestehe, der schroffe Ernst seiner Erscheinung wird gemildert durch eine gewisse anklebende gelehrte Magisterhaftigkeit, die an unsere deutsche Heimat, besonders an Göttingen, erinnert*). Er ist eben so

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet sich folgender Schluss dieses Briefes: „Es herrscht wirklich etwas Deutsches in seinem Wesen, aber Deutsches von der besten Art: er ist grundgelehrt, grundehrlich, allgemein menschlich, universell. — Wir Deutschen, die wir stolz auf Guizot sein würden, wenn er wirklich unser Landsmann wäre, wir sollten ihm als französischem Minister wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen, wo seine persönliche Würde in Frage

wenig reaktionär wie Hofrath Heeren, Tychsen oder Eichhorn Solches gewesen — aber er wird nie er-

---

steht. In dieser Beziehung kann ich mich nicht genug wundern, wie ehrenhafte Leute in Deutschland auf den Gedanken geriethen, als habe die deutsche Presse von der Intervention eines solchen Mannes Etwas zu befürchten. Ich weiß nicht, welche Bewandtnis es hat mit den Beklagnissen der „Oberdeutschen Zeitung;" aber ich weiß, daß nur Irrthum oder böswillige Auslegung im Spiele sein kann, wenn man einen Guizot für den Instigator von Beschränkungen hält, womit ein deutsches Blatt von seiner örtlichen Censurbehörde bedroht worden sei. Einen solchen Vorwurf las ich in der gestern hier angekommenen 113ten Nummer der „Allgemeinen Zeitung." Ich habe nicht die Ehre, dem Herrn Guizot persönlich nahe zu stehen, sonst würde ich gewiß jenem unwürdigen Vorwurf mit bestimmteren Angaben widersprechen können. So Viel kann ich jedoch behaupten: mehr als irgend Jemand in Frankreich hegt Herr Guizot die größten Sympathien für die Unabhängigkeit des deutschen Schriftthums und die freie Entwicklung des deutschen Geistes, und in diesem Bewusstsein glaubt er sich unserer intelligenten Anerkennung so sicher, daß er jüngst einem meiner Landsleute das naive Kompliment machte: „Ein Deutscher wird mich nimmermehr für reaktionär halten.""

Die Bemerkung Heine's über die Anschuldigung, Guizot sei der Instigator der erwähnten Preßfreiheits-Beschränkungen in Deutschland, war bei dem Abdruck in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von der redaktionellen Note begleitet: „Schon ein früheres Schreiben eines andern un-

lauben, daſs man die Pedelle prügle oder ſich ſonſtig auf der Weenderſtraße herumbalge und die Laternen zerſchlage.

ſerer Pariſer Korreſpondenten verſicherte, daſs Herr Guizot keinen Theil an jenem von öffentlichen Blättern berichteten diplomatiſchen Schritt habe."

Der Herausgeber.

XXXIII.

Paris, den 19. Mai 1841.

Vorigen Sonnabend hielt diejenige Sektion des Institut-royal, welche sich Académie des sciences morales et politiques nennt, eine ihrer merkwürdigsten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin, die durch ihre hohe Wölbung, sowie durch das Personal, das manchmal dort seinen Sitz nimmt, so oft an die Kuppel des Invalidendoms erinnert. In der That, die andern Sektionen des Instituts, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greisenhafter Ohnmacht, aber die oben erwähnte Académie des sciences morales et politiques macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Frische und Kraft. Es herrscht in dieser letzten Sektion ein großartiger Sinn, während die Ein-

richtung und der Gesammtgeist des Institut-royal sehr kleinlich ist. Ein Witzling bemerkte sehr richtig: „Diesmal ist der Theil größer als das Ganze.“ In der Versammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz besonders jugendliche Regung; Cousin, welcher präsidierte, sprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht sehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Mignet, welcher das Gedächtnis des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Konventglieds, zu feiern hatte, sprach so blühend schön wie er selbst aussieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des sciences morales et politiques immer in großer Anzahl beiwohnen, wenn ein Vortrag des schönen Secrétaire perpétuel angekündigt ist, kommen dorthin vielleicht mehr um zu sehen als um zu hören, und da viele darunter sehr hübsch sind, so wirkt ihr Anblick manchmal störend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Mignet'schen Rede ganz ausschließlich, denn der berühmte Geschichtschreiber der Revolution sprach wieder über einen der wichtigsten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzosen umgestaltet, und jedes Wort war hier ein Resultat interessanter Forschung. Ja, Das war die Stimme des Geschichtschreibers,

des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es schien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urtheilssprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung bekundete sich manchmal die traditionelle Lobpflicht des Akademikers. Und dann ist Mignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu mussten die Tagesverhältnisse berücksichtigt werden bei der Besprechung der jüngsten Vergangenheit. Es ist eine bedenkliche Aufgabe, den überstandenen Sturm zu beschreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt sind. Das französische Staatsschiff ist vielleicht noch nicht so wohl geborgen, wie der gute Mignet meint. Unfern vom Redner, auf einer der Bänke mir gegenüber, sah ich Herrn Thiers, und sein Lächeln war für mich sehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Behagnis von der definitiven Begründung der modernen Zustände sprach — so lächelt Äolus, wenn Daphnis am windstillen Ufer des Meeres die friedliche Flöte bläst!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in Kurzem gedruckt zu Gesicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiss erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lektüre den lebendigen Vortrag ersetzen, der, wie eine tiefsinnige

Muſik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt. So klingt mir noch beſtändig im Gedächtnis eine Bemerkung, die der Redner in wenigen Worten hinwarf, und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken iſt. Er bemerkte nämlich, wie erſprießlich es ſei, daſs das neue Geſetzbuch der Franzoſen von Männern abgefaſſt worden, die aus den wilden Drangſalen der größten Staatsumwälzung ſo eben hervorgegangen, und folglich die menſchlichen Paſſionen und zeitlichen Bedürfniſſe gründlichſt kennen gelernt hatten. Ja, beachten wir dieſen Umſtand, ſo will es uns bedünken, als begünſtigte derſelbe ganz beſonders die jetzige franzöſiſche Legislation, als verliehe er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Code Napoléon und deſſen Kommentarien, welche nicht wie andere Rechtsbücher von müßigen und kühlen Kaſuiſten angefertigt ſind, ſondern von glühenden Menſchheitsrettern, die alle Leidenſchaften in ihrer Nacktheit geſehen und in die Schmerzen aller neuern Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung hat die philoſophiſche Schule in Deutſchland eben ſo unrichtige Begriffe, wie die hiſtoriſche; erſtere iſt todt, und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede, womit Victor Couſin vorigen Sonnabend die Sitzung der Akademie eröffnete, athmete einen Freiheitsſinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er iſt übrigens in dieſen Blättern von einem unſrer Kollegen ſo reichlich gelobhudelt worden, daſs er vor der Hand Deſſen genug haben dürfte. Nur ſo Viel wollen wir erwähnen, daſs der Mann, den wir früherhin nicht ſonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine währliche Zuneigung, aber eine beſſere Anerkennung einflößte. Armer Couſin, wir haben dich früherhin ſehr malträtiert, dich, der du immer für uns Deutſche ſo liebreich und freundlich wareſt. Sonderbar, eben während der treue Zögling der deutſchen Schule, der Freund Hegel's, unſer Victor Couſin, in Frankreich Miniſter war, brach in Deutſchland gegen die Franzoſen jener blinde Groll los, der jetzt allmählich ſchwindet und vielleicht einſt unbegreiflich ſein wird. Ich erinnere mich, zu jener Zeit, vorigen Herbſt, begegnete ich Herrn Couſin auf dem Boulevard des Italiens, wo er vor einem Kupferſtichladen ſtand und die dort ausgeſtellten Bilder von Overbeck bewunderte. Die Welt war aus ihren Angeln geriſſen, der Kanonendonner von Beirut, wie eine Sturmglocke, weckte alle Kampfluſt des Orients und des Occidents, die Pyramiden Ägyp-

tens zitterten, diesseits und jenseits des Rheins wetzte man die Säbel — und Victor Cousin, damaliger Minister von Frankreich, stand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens, und bewunderte die stillen, frommen Heiligenköpfe von Overbeck, und sprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutscher Kunst und Wissenschaft, von unserem Gemüth und Tiefsinn, von unserer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. „Aber um des Himmels willen," unterbrach er sich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, „was bedeutet die Raserei, womit ihr in Deutschland jetzt plötzlich gegen uns schreit und lärmt?" Er konnte diese Berserkerwuth nicht begreifen, und auch ich begriff Nichts davon, und, Arm in Arm über den Boulevard hinwandelnd, erschöpften wir uns in lauter Konjekturen über die letzten Gründe jener Feindseligkeit, bis wir an das Passage des Panoramas gelangten, wo Cousin mich verließ, um sich bei Marquis ein Pfund Chocolade zu kaufen.

Ich konstatiere mit besonderer Vorliebe die kleinsten Umstände, welche von der Sympathie zeugen, die ich in Betreff Deutschlands bei den französischen Staatsmännern finde. Dass wir Dergleichen bei Guizot antreffen, ist leicht erklärlich, da seine Anschauungsweise der unsrigen verwandt

ist, und er die Bedürfnisse und das gute Recht des deutschen Volks sehr gründlich begreift. Dieses Verständnis versöhnt ihn vielleicht auch mit unsern beiläufigen Bekehrtheiten; die Worte: „Tout comprendre, c'est tout pardonner" las ich dieser Tage auf dem Petschaft einer schönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritanischem Charakter sein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geist ist auch nicht poesiefeindlich eng und dumpf; dieser Puritaner war es, welcher den Franzosen eine Übersetzung des Shakspeare gab, und als ich vor mehren Jahren über den brittischen Dichterkönig schrieb, wusste ich den Zauber seiner phantastischen Komödien nicht besser zu erörtern, als indem ich den Kommentar jenes Puritaners, des Stutzkopfs Guizot, wörtlich mittheilte*).

Sonderbar! das kriegerische Ministerium vom 1. März, das jenseits des Rheines so verschrien ward, bestand zum größten Theil aus Männern, welche Deutschland mit dem treuesten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor Cousin, welcher begriffen, dass bei Immanuel Kant die beste

*) Siehe „Shakspeare's Mädchen und Frauen" — H. Heine's sämmtliche Werke, Bd. III, S. 381 ff.
Der Herausgeber.

Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beste Chocolade zu finden, saß damals im Ministerrathe Herr von Remusat, der ebenfalls dem deutschen Genius huldigte und ihm ein besonderes Studium widmete. Schon in seiner Jugend übersetzte er mehrere deutsche dramatische Dichtungen, die er im Théâtre étranger abdrucken ließ. Dieser Mann ist eben so geistreich wie ehrlich, er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutschen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von dessen Herrlichkeit einen höhern Begriff als sämmtliche Komponisten des Becker'schen Lieds, wo nicht gar als der große Niklas Becker selbst! — Was uns in der jüngsten Zeit besonders gut an Remusat gefiel, war die unumwundene Weise, womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders*) gegen verleumderische Insinuationen vertheidigte.

*) In der französischen Ausgabe findet sich hier noch der Zwischensatz: „des Chefs des Kabinettes vom 1. März."
Der Herausgeber.

XXXIV.

Paris, den 22. Mai 1841.

Die Engländer hier ſchneiden ſehr beſorgliche Geſichter. „Es geht ſchlecht, es geht ſchlecht,“ Das ſind die ängſtlichen Ziſchlaute, die ſie einander zuflüſtern, wenn ſie ſich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anſchein, als wackle der ganze großbritanniſche Staat und ſei dem Umſturz nahe, aber es hat nur den Anſchein. Dieſer Staat gleicht dem Glockenthurm von Piſa; ſeine ſchiefe Stellung ängſtigt uns, wenn wir hinaufblicken, und der Reiſende eilt mit raſcheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unverſehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Canning's in London war und den wilden Meetings des Radikalismus beiwohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau ſtürze jetzt zuſammen. Meine

Freunde, welche England während der Aufregung der Reformbill besuchten, wurden dort von demselben Angstgefühl ergriffen. Andere, die dem Schauspiel der O'Connell'schen Umtriebe und des katholischen Emancipationslärms beiwohnten, empfanden ähnliche Beängstigung. Jetzt sind es die Korngesetze, welche einen so bedrohlichen Staatsuntergangssturm veranlassen — aber fürchte dich nicht, Sohn Albion's:

„Kracht's auch, bricht's doch nicht,
Bricht's auch, bricht's nicht mit dir!"

Hier zu Paris herrscht in diesem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beständig von den falschen Briefen des Königs zu sprechen, und eine erfrischende Diversion gewährte uns die Entführung der spanischen Infantin durch Ignaz Gurowski, einen Bruder jenes famosen Adam Gurowski, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiselle Rachel verliebt; da ihm aber der Vater derselben, der von sehr guter jüdischer Familie ist, seine Tochter verweigerte, so machte er sich an die Prinzessin Isabella Fernanda von Spanien. Alle Hofdamen beider Kastilien, ja des ganzen Universums, werden die Hände vor Entsetzen über dem Kopf

zuſammen ſchlagen — jetzt begreifen ſie endlich, daſs die alte Welt des traditionellen Reſpektes ein Ende hat!

[Wer Dieſes längſt begriffen hat, iſt Ludwig Philipp, und deſshalb begründete er ſeine Macht nicht auf die idealen Gefühle der Ehrfurcht, ſondern auf relle Bedürfniſſe und nackte Nothwendigkeit. Die Franzoſen können ihn nicht entbehren, und an ſeine Erhaltung iſt die ihrige geknüpft. Derſelbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der ſelber bei Braten und Wein auf den König losſchmäht, er würde dennoch beim erſten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zu ſchützen, ihn, den Bürgen ſeiner eigenen politiſchen Wohlfahrt und ſeiner gefährdeten Eigenthumsintereſſen.

Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, daſs ein legitimiſtiſches Journal, „La France," uns ſehr bitterblütig angegriffen, weil wir uns in der „Allgemeinen Zeitung" eine Vertheidigung des Königs zu Schulden kommen ließen. Auf jenen Angriff wollen wir nur flüchtig entgegnen, daſs wir von aller Theilnahme an den innern Parteikämpfen Frankreichs ſehr entfernt ſind. Bei unſeren Mittheilungen in dieſen Blättern bezwecken wir zunächſt

das eigentliche Verständnis der Dinge und Menschen, der Begebenheiten und Verhältnisse, und wir dürfen uns dabei der größten Unparteilichkeit rühmen — so lange keine vaterländischen Interessen ins Spiel kommen und auf unsere Stimmung ihren Einfluss üben. Wer könnte sich von Einwirkungen solcher Art ganz frei halten? So mag freilich unsere Sympathie für französische Staatsmänner, und auch für Ludwig Philipp, manchmal dadurch gesteigert werden, dass wir ihnen heilsame Gesinnungen für Frankreich zutrauen. Ich fürchte, ich werde noch oft verleitet werden, günstig von einem Fürsten zu sprechen, der uns vor den Schrecknissen des Kriegs bewahrt hat, und dem wir es verdanken, in friedlicher Muße das Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland begründen zu können. Diese Alliance ist jedenfalls natürlicher, als die englische oder gar die russische, von welchen beiden Extremen man hier allmählich zurücklenkt. Ein geheimes Grauen hat doch jedesmal die Franzosen angewandelt, wenn es galt, sich Russland zu nähern; sie hegen eine gewaltige Scheu vor den Umarmungen jener Bären des Nordens, die sie auf den moskowitischen Eisfeldern in Person kennen gelernt. Mit England wollen sie sich jetzt eben so wenig einlassen, nachdem sie jüngst wieder ein Pröbchen albionischer

Perfidie genoſſen. Und dann miſstrauen ſie der Dauer des dortigen Regiments, und ſie glauben daſſelbe ſeinem Untergang viel näher, als wirklich der Fall. Die ſinkende Richtung des brittiſchen Staates täuſcht ſie. Aber fallen wird er dennoch, dieſer ſchiefe Thurm! Die einheimiſchen Maulwürfe lockern unabläſſig ſein Fundament, und am Ende kommen die Bären des Nordens und ſchütteln daran mit ungeſtümen Tatzen. Ein Franzoſe könnte im Stillen wünſchen: Möge der ſchiefe Thurm endlich niederſtürzen und die ſiegenden Bären unter ſeinen Trümmern begraben!]

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Französische Zustände. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Französische Zustände

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums.

Zweite Hälfte.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums.

1841. Seite

XXXV. Volks- und Kunſtleben in Paris. — Die Fiſcher von Ludwig Robert 7

XXXVI. Der Obeliſt von Luxor. — Guizot und Thiers. — Paul Delaroche 20

XXXVII. Miſerabilität der Deputierten- und Pairskammer 30

1842.

XXXVIII. Guizot und die Spaltungen in der Kammer 37

XXXIX. Guizot, Thiers und die orientaliſche Frage 41

XL. Deſtutt de Tracy 45

XLI. Die Deputiertenwahlen. — Der Kommunismus 51

XLII. Die ſociale Weltrevolution 57

XLIII. Der Tod des Herzogs von Orleans 62

XLIV. Der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours 67

Inhalt.

Die parlamentariſche Periode des Bürgerkönigthums.

1841.

		Seite
XXXV.	Volks- und Kunſtleben in Paris. — Die Fiſcher von Ludwig Robert	7
XXXVI.	Der Obelisk von Luxor. — Guizot und Thiers. — Paul Delaroche	20
XXXVII.	Miſerabilität der Deputierten- und Pairskammer	30

1842.

XXXVIII.	Guizot und die Spaltungen in der Kammer	37
XXXIX.	Guizot, Thiers und die orientaliſche Frage	41
XL.	Deſtutt de Tracy	45
XLI.	Die Deputiertenwahlen. — Der Kommunismus	51
XLII.	Die ſociale Weltrevolution	57
XLIII.	Der Tod des Herzogs von Orleans	62
XLIV.	Der Herzog von Orleans und der Herzog von Nemours	67

Seite

XLV. Die Regentſchaftsfrage 72

XLVI. Angſt der Bourgeoiſie vor dem Kommunismus 74

XLVII. Engländer, Fabrikarbeiter und Chartiſten . 80

XLVIII. Stabilität des Miniſteriums Guizot . . . 95

XLIX. Jahresrückblick 103

1843.

L. Die Anſtelligkeit der Franzoſen. Charles Duveyrier. — Thiers, Guizot und Molé in ihrem Verhältnis zu Ludwig Philipp . . 109

LI. Die Eiſenbahnen. — James von Rothſchild. Auguſt Leo 119

LII. Die Guizot'ſche Korruption 138

Retroſpektive Aufklärung.

Über Heine's Penſion und ſeine angebliche Naturaliſation in Frankreich 147

LIII. Der Kampf zwiſchen Kleriſei und Univerſität. Michelet und Quinet 184

LIV. Dannou 199

Anhang.

Kommunismus, Philoſophie und Kleriſei.

I. Pierre Leroux 211

II. Die Ultramontanen 231

III. Villemain und Victor Couſin 239

Gefängnisreform und Strafgeſetzgebung . 244

Aus den Pirenäen.

I. Landſchaftsbild von Barèges 256

II. Das Badeleben und die Badegäſte in Barèges. — Der Herzog von Nemours . . 262

III. Der Herzog von Nemours. — Die bürgerliche Gleichſtellung und der Nationalreichthum der Juden 271

Die Februarrevolution 279

Franzöſiſche Zuſtände.

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

Die parlamentarische Periode

des Bürgerkönigthums.

XXXV.

Paris, den 11. December 1841.

Jetzt, wo das Neujahr herannaht, der Tag der Geſchenke, überbieten ſich hier die Kaufmannsläden in den mannigfaltigſten Ausſtellungen. Der Anblick derſelben kann dem müßigen Flaneur den angenehmſten Zeitvertreib gewähren; iſt ſein Hirn nicht ganz leer, ſo ſteigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenſtern die bunte Fülle der ausgeſtellten Luxus- und Kunſtſachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publikum, das dort neben ihm ſteht. Die Geſichter dieſes Publikums ſind ſo häſslich ernſthaft und leidend, ſo ungeduldig und drohend, daſs ſie einen unheimlichen Kontraſt bilden mit den Gegenſtänden, die ſie begaffen, und uns die Angſt anwandelt, dieſe Menſchen möchten ein-

mal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mitsammt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker ist, sondern ein gewöhnlicher Flaneur, der sich wenig kümmert um die Nüance Dufaure und Passy, sondern um die Miene des Volks auf den Gassen, dem wird es zur festen Überzeugung, dass früh oder spät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mitsammt ihren parlamentarischen Heldenspielern und Komparsen ein ausgezischt schreckliches Ende nimmt und ein Nachspiel aufgeführt wird, welches das Kommunistenregiment heißt! Von langer Dauer freilich kann dieses Nachspiel nicht sein; aber es wird um so gewaltiger die Gemüther erschüttern und reinigen; es wird eine echte Tragödie sein.

Die letzten politischen Processe dürften Manchem die Augen öffnen, aber die Blindheit ist gar zu angenehm. Auch will Keiner an die Gefahren erinnert werden, die ihm die süße Gegenwart verleiden können. Deshalb grollen sie Alle jenem Manne, dessen strenges Auge am tiefsten hinabblickt in die Schreckensnächte der Zukunft und dessen hartes Wort vielleicht manchmal zur Unzeit, wenn wir eben beim fröhlichsten Mahle sitzen, an die

allgemeine Bedrohnis erinnert. Sie grollen Alle jenem armen Schulmeister Guizot. Sogar die sogenannten Konservativen sind ihm abhold, zum größten Theil, und in ihrer Verblendung glauben sie ihn durch einen Mann ersetzen zu können, dessen heiteres Gesicht und gefällige Rede sie minder schreckt und ängstigt. Ihr konservativen Thoren, die ihr Nichts im Stande seid zu konservieren als eben eure Thorheit, ihr solltet diesen Guizot wie euren Augapfel schonen; ihr solltet ihm die Mücken abwedeln, die radikalen sowohl wie die legitimen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; ihr solltet ihm auch manchmal Blumen schicken ins Hôtel des Kapucins, aufheiternde Blumen, Rosen und Veilchen, [und,] statt ihm durch tägliches Nergeln dieses Logis zu verleiden oder gar ihn hinaus zu intriguieren, [solltet ihr ihn vielmehr dort anschmieden mit einer eisernen Kette!] An eurer Stelle hätte ich immer Angst, er möchte den glänzenden Quälnissen seines Ministerplatzes plötzlich entspringen und sich wieder hinaufretten in sein stilles Gelehrtenstübchen der Rue L'Evêque, wo er einst so idyllisch glücklich lebte unter seinen schafledernen und kalbledernen Büchern.

Ist aber Guizot wirklich der Mann, der im Stande wäre, das hereinbrechende Verderben abzu-

wenden? Es vereinigen ſich in der That bei ihm die ſonſt getrennten Eigenſchaften der tiefſten Einſicht und des feſten Willens; er würde mit einer antiken Unerſchütterlichkeit allen Stürmen Trotz bieten und mit modernſter Klugheit die ſchlimmen Klippen vermeiden — aber der ſtille Zahn der Mäuſe hat den Boden des franzöſiſchen Staatsſchiffes allzuſehr durchlöchert, und gegen dieſe innere Noth, die weit bedenklicher als die äußere, wie Guizot ſehr gut begriffen, iſt er unmächtig. Hier iſt die Gefahr. Die zerſtörenden Doktrinen haben in Frankreich zu ſehr die unteren Klaſſen ergriffen — es handelt ſich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, ſondern um Gleichheit des Genuſſes auf dieſer Erde, und es giebt in Paris etwa 400,000 rohe Fäuſte, welche nur des Loſungswort harren, um die Idee der abſoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Von mehren Seiten hört man, der Krieg ſei ein gutes Ableitungsmittel gegen ſolchen Zerſtörungsſtoff. Aber hieße Das nicht Satan durch Beelzebub beſchwören? Der Krieg würde nur die Kataſtrophe beſchleunigen und über den ganzen Erdboden das Übel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Kommunismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht; die Elemente dieſer Univerſalſprache

ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht.

Doch laſſt uns dieſes trübe Thema verlaſſen und wieder zu den heitern Gegenſtänden übergehen, die hinter den Spiegelfenſtern auf der Rue Vivienne oder den Boulevards ausgeſtellt ſind. Das funkelt, Das lacht und lockt! Keckes Leben, ausgeſprochen in Gold, Silber, Bronze, Edelſtein, in allen möglichen Formen, namentlich in den Formen aus der Zeit der Renaiſſance, deren Nachbildung in dieſem Augenblick eine herrſchende Mode. Woher die Vorliebe für dieſe Zeit der Renaiſſance, der Wiedergeburt oder vielmehr der Auferſtehung, wo die antike Welt gleichſam aus dem Grabe ſtieg, um dem ſterbenden Mittelalter ſeine letzten Stunden zu verſchönen? Empfindet unſre Jetztzeit eine Wahlverwandtſchaft mit jener Periode, die, eben ſo wie wir, in der Vergangenheit eine verjüngende Quelle ſuchte, lechzend nach friſchem Lebenstrank? Ich weiß nicht, aber jene Zeit Franz I. und ſeiner Geſchmacksgenoſſen übt auf unſer Gemüth einen faſt ſchauerlichen Zauber, wie Erinnerung von Zuſtänden, die wir im Traum durchlebt; und dann liegt ein ungemein origineller Reiz in der Art und Weiſe, wie jene Zeit das wiedergefundene Alterthum in ſich zu verarbeiten wuſſte. Hier ſehen wir nicht, wie in der

David'schen Schule, eine akademisch trockene Nachahmung der griechischen Plastik, sondern eine flüssige Verschmelzung derselben mit dem christlichen Spiritualismus. In den Kunst- und Lebensgestaltungen, die der Vermählung jener heterogensten Elemente ihr abenteuerliches Dasein verdankten, liegt ein so süßer melancholischer Witz, ein so ironischer Versöhnungskuss, ein blühender Übermuth, ein elegantes Grauen, das uns unheimlich bezwingt, wir wissen nicht wie.

Doch wie wir heute die Politik den Kannegießern von Profession überlassen, so überlassen wir den patentierten Historikern die genauere Nachforschung, in welchem Grad unsere Zeit mit der Zeit der Renaissance verwandt ist; und als echte Flaneurs wollen wir auf dem Boulevard Montmartre vor einem Bilde stehen bleiben, das dort die Herren Goupil und Rittner ausgestellt haben, und das gleichsam als der Kupferstichlöwe der Saison alle Blicke auf sich zieht. Es verdient in der That diese allgemeine Aufmerksamkeit; es sind die Fischer von Leopold Robert, die dieser Kupferstich darstellt. Seit Jahr und Tag erwartete man denselben, und er ist gewiss eine köstliche Weihnachtsgabe für das große Publikum, dem das Originalbild unbekannt geblieben. Ich enthalte mich aller

detaillierten Beſchreibung dieſes Werkes, da es in Kurzem eben ſo bekannt ſein wird wie die Schnitter deſſelben Malers, wozu es ein ſinnreiches und anmuthiges Seitenſtück bildet. Wie dieſes berühmte Bild eine ſommerliche Kampagne darſtellt, wo römiſche Landleute gleichſam auf einem Siegeswagen mit ihrem Erntefegen heimziehen, ſo ſehen wir hier, auf dem letzten Bild von Robert, als ſchneidendſten Gegenſatz, den kleinen winterlichen Hafen von Chioggia und arme Fiſcherleute, die, um ihr kärgliches Tagesbrot zu gewinnen, trotz Wind und Wetter ſich eben anſchicken zu einer Ausfahrt ins adriatiſche Meer. Weib und Kind und die alte Großmutter ſchauen ihnen nach mit ſchmerzlicher Reſignation — gar rührende Geſtalten, bei deren Anblick allerlei polizeiwidrige Gedanken in unſerm Herzen laut werden. Dieſe unſeligen Menſchen, die Leibeigenen der Armuth, ſind zu lebenslänglicher Mühſal verdammt und verkümmern in harter Noth und Betrübnis. Ein melancholiſcher Fluch iſt hier gemalt, und der Maler, ſobald er das Gemälde vollendet hatte, ſchnitt er ſich die Kehle ab. Armes Volk! Armer Robert! — Ja, wie die Schnitter dieſes Meiſters ein Werk der Freude ſind, das er im römiſchen Sonnenlicht der Liebe empfangen und ausgeführt hat, ſo ſpiegeln ſich in ſeinen

Fiſchern alle die Selbſtmordgedanken und Herbſtnebel, die ſich, während er in der zerſtörten Venezia hauſte, über ſeine Seele lagerten. Wie uns jenes erſtere Bild befriedigt und entzückt, ſo erfüllt uns dieſes letztere mit empörungsſüchtigem Unmuth; dort malte Robert das Glück der Menſchheit, hier malte er das Elend des Volks.

Ich werde nie den Tag vergeſſen, wo ich das Originalgemälde, die Fiſcher von Robert, zum erſten Male ſah. Wie ein Blitzſtrahl aus unumwölktem Himmel hatte uns plötzlich die Nachricht ſeines Todes getroffen, und da jenes Bild, welches gleichzeitig anlangte, nicht mehr im bereits eröffneten Salon ausgeſtellt werden konnte, faſſte der Eigenthümer, Herr Paturle, den löblichen Gedanken, eine beſondere Ausſtellung deſſelben zum Beſten der Armen zu veranſtalten. Der Maire des zweiten Arrondiſſements gab dazu ſein Lokal, und die Einnahme, wenn ich nicht irre, betrug über ſechzehntauſend Franken. (Mögen die Werke aller Volksfreunde ſo praktiſch nach ihrem Tode fortwirken!) Ich erinnere mich, als ich die Treppe der Mairie hinaufſtieg, um zu dem Expoſitionszimmer zu gelangen, las ich auf einer Nebenthür die Aufſchrift: Bureau des décès. Dort im Saale ſtanden ſehr viele Menſchen vor dem Bilde verſammelt, Keiner

ſprach, es herrſchte eine ängſtliche, dumpfe Stille, als läge hinter der Leinwand der blutige Leichnam des todten Malers. Was war der Grund, weßhalb er ſich eigenhändig den Tod gab, eine That, die im Widerſpruch war mit den Geſetzen der Religion, der Moral und der Natur, heiligen Geſetzen, denen Robert ſein ganzes Leben hindurch ſo kindlich Gehorſam leiſtete? Ja, er war erzogen im ſchweizeriſch ſtrengen Proteſtantismus, er hielt feſt an dieſem väterlichen Glauben mit unerſchütterlicher Treue, und von religiöſem Skepticismus oder gar Indifferentismus war bei ihm keine Spur. Auch iſt er immer gewiſſenhaft geweſen in der Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten, ein guter Sohn, ein guter Wirth, der ſeine Schulden bezahlte, der allen Vorſchriften des Anſtandes genügte, Rock und Hut ſorgſam bürſtete, und von Immoralität kann ebenfalls bei ihm nicht die Rede ſein. An der Natur hing er mit ganzer Seele, wie ein Kind an der Bruſt der Mutter; ſie tränkte ſein Talent und offenbarte ihm alle ihre Herrlichkeiten, und nebenbei geſagt, ſie war ihm lieber als die Tradition der Meiſter; ein überſchwängliches Verſinken in den ſüßen Wahnwitz der Kunſt, ein unheimliches Gelüſte nach Traumweltgenüſſen, ein Abfall von der Natur, hat alſo ebenfalls den vortrefflichen Mann nicht in den Tod

gelockt. Auch waren seine Finanzen wohlbestellt, er war geehrt, bewundert, und sogar gesund. Was war es aber? Hier in Paris ging einige Zeit die Sage, eine unglückliche Leidenschaft für eine vornehme Dame in Rom habe jenen Selbstmord veranlasst. Ich kann nicht daran glauben. Robert war damals achtunddreißig Jahre alt, und in diesem Alter sind die Ausbrüche der großen Passion zwar sehr furchtbar, aber man bringt sich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode.

Was Robert aus dem Leben trieb, war vielleicht jenes entsetzlichste aller Gefühle, wo ein Künstler das Missverhältnis entdeckt, das zwischen seiner Schöpfungslust und seinem Darstellungsvermögen stattfindet; dieses Bewusstsein der Unkraft ist schon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leistungen Robert's, so waren sie doch gewiss nur blasse Schatten jener blühenden Naturschönheiten, die seiner Seele vorschwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühsames Ringen mit dem Stoff, den er nur durch die verzweiflungsvollste Anstrengung bewältigte. Schön und fest sind alle diese Robert'schen Bilder, aber die meisten sind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geist,

— ſie ſind komponiert. Robert hatte eine gewiſſe Ahnung von genialer Größe, und doch war ſein Geiſt gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter ſeiner Erzeugniſſe zu urtheilen, ſollte man glauben, er ſei Enthuſiaſt geweſen für Raphael Sanzio von Urbino, den idealen Schönheitsengel; — nein, wie ſeine Vertrauten verſichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarotti, der ſtürmiſche Titane, der wilde Donnergott des jüngſten Gerichts, für den er ſchwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund ſeines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigſter Hiſtorienmalerei lechzte — er ſtarb an einer Lakune ſeines Darſtellungsvermögens.

Der Kupferſtich von den Fiſchern, den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgeſtellt haben, iſt vortrefflich in Bezug auf das Techniſche; ein wahres Meiſterſtück, weit vorzüglicher, als der Stich der Schnitter, der vielleicht mit zu großer Haſt verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Urſprünglichkeit, der uns bei den Schnittern ſo vollſelig entzückt, und der vielleicht dadurch entſtand, daſs dieſes Gemälde aus einer einzigen Anſchauung, ſei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derſelben mit großer Treue nachgebildet iſt. Die Fiſcher hingegen ſind zu ſehr kom-

poniert, die Figuren ſind mühſam zuſammengeſucht, neben einander geſtellt, inkommodieren ſich wechſelſeitig mehr als ſie ſich ergänzen, und nur durch die Farbe iſt das Verſchiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferſtich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung, fehlt, fallen natürlicherweiſe die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt ſich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze iſt kein Ganzes mehr. Es iſt ein Zeichen von Raphael's Größe, ſagte mir jüngſt ein Kollege, daſs ſeine Gemälde im Kupferſtich Nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, ſelbſt in den dürftigſten Nachbildungen, allen Kolorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Kontouren, bewahren die Raphael'ſchen Werke jene harmoniſche Macht, die unſer Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil ſie echte Offenbarungen ſind, Offenbarungen des Genius, der, eben wie die Natur, ſchon in den bloßen Umriſſen das Vollendete giebt.

Ich will mein Urtheil über die Robert'ſchen Fiſcher reſumieren; es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelheiten, namentlich das junge Weib mit dem kranken Kinde, verdienen das höchſte Lob. Zur Unterſtützung meines Urtheils berufe ich mich auf die Skizze, worin Robert gleichſam ſeinen erſten

Gedanken ausgesprochen; hier, in der ursprünglichen Konception, herrscht jene Harmonie, die dem ausgeführten Bilde fehlt, und wenn man sie mit diesem vergleicht, merkt man gewiss, wie der Maler seinen Geist lange Zeit gezerrt und abgemüdet haben muss, ehe er das Gemälde in seiner jetzigen Gestalt zu Stande brachte.

XXXVI.

Paris, den 19. December 1841.

Wird ſich Guizot halten? Heiliger Gott, hier zu Land hält ſich Niemand auf die Länge, Alles wackelt, ſogar der Obelisk von Luxor! Das iſt keine Hyperbel, ſondern buchſtäbliche Wahrheit; ſchon ſeit mehren Monaten geht hier die Rede, der Obelisk ſtehe nicht feſt auf ſeinem Poſtament, er ſchwanke zuweilen hin und her, und eines frühen Morgens werde er den Leuten, die eben vorüberwandeln, auf die Köpfe purzeln. Die Ängſtlichen ſuchen ſchon jetzt, wenn ihr Weg ſie über die Place Louis-Quince führt, ſich etwas entfernt zu halten von der fallenden Größe. Die Muthigern laſſen ſich freilich nicht in ihrem gewöhnlichen Gange ſtören, weichen keinen Finger breit, können aber doch nicht umhin, im Vorübergehen ein biſschen hinaufzuſchielen, ob der

große Stein wirklich nicht wackelmüthig geworden. Wie Dem auch sei, es ist immer schlimm, wenn das Publikum Zweifel hegt über die Festigkeit der Dinge; mit dem Glauben an ihre Dauer schwindet schon ihre beste Stütze. Wird er sich halten? Jedenfalls glaub' ich, dass er sich die nächste Sitzung hindurch halten wird, sowohl der Obelisk als Guizot, der mit jenem eine gewisse Ähnlichkeit hat, z. B. die, dass er ebenfalls nicht auf seinem rechten Platze steht. Ja, sie stehen Beide nicht auf ihrem rechten Platz, sie sind herausgerissen aus ihrem Zusammenhang, ungestüm verpflanzt in eine unpassende Nachbarschaft. Jener, der Obelisk, stand einst vor den lotosknäufigen Riesensäulen am Eingang des Tempels von Luxor, welcher wie ein kolossaler Sarg aussieht, und die ausgestorbene Weisheit der Vorwelt, getrocknete Königsleichen, einbalsamierten Tod enthält. Neben ihm stand ein Zwillingsbruder von demselben rothen Granit und derselben pyramidalischen Gestalt, und ehe man zu diesen beiden gelangte, schritt man durch zwei Reihen Sphinxe, stumme Räthselthiere, Bestien mit Menschenköpfen, ägyptische Doktrinäre. In der That, solche Umgebung war für den Obelisken weit geeigneter als die, welche ihm auf der Place Louis-Quinze zu Theil ward, dem modernsten Platz der Welt, dem

Platz, wo eigentlich die moderne Zeit angefangen und von der Vergangenheit gewaltsam abgeschnitten wurde mit frevelhaftem Beil. — Zittert und wackelt vielleicht wirklich der große Obelisk, weil es ihm graut, sich auf solchem gottlosen Boden zu befinden, er, der gleichsam ein steinerner Schweizer in Hieroglyphen-Livrée Jahrtausende lang Wache hielt vor den heiligen Pforten der Pharaonengräber und des absoluten Mumienthums? Jedenfalls steht er dort sehr isoliert, fast komisch isoliert, unter lauter theatralischen Architekturen der Neuzeit, Bildwerken im Rokokogeschmack, Springbrunnen mit vergoldeten Najaden, allegorischen Statuen der französischen Flüsse, deren Piedestal eine Portierloge enthält, in der Mitte zwischen dem Arc de Triomphe, den Tuilerien und der Chambre des Deputés — ungefähr wie der sacerdotal tiefsinnige, ägyptisch steife und schweigsame Guizot zwischen dem imperialistisch rohen Soult*), dem merkantilisch flachköpfigen Humann, und dem hohlen Schwätzer Villemain, der halb voltairisch und halb katholisch angestrichen ist und in jedem Fall einen Strich zu viel hat.

*) In der französischen Ausgabe findet sich noch der Zusatz: „der Wenig von Kunst versteht, aber ein großer Liebhaber von Murillos ist, die Nichts kosten."

Der Herausgeber.

Doch lasst uns Guizot bei Seite setzen und nur von dem Obelisken reden; es ist ganz wahr, dass man von seinem baldigen Sturze spricht. Es heißt: Im stillen Sonnenbrand am Nil, in seiner heimatlichen Ruhe und Einsamkeit, hätte er noch Jahrtausende aufrecht stehn bleiben können, aber hier in Paris agitierte ihn der beständige Wetterwechsel, die fieberhaft aufreibende, anarchische Atmosphäre, der unaufhörlich wehende feuchtkalte Kleinwind, welcher die Gesundheit weit mehr angreift, als der glühende Samum der Wüste; kurz, die Pariser Luft bekomme ihm schlecht. Der eigentliche Rival des Obelisken von Luxor ist noch immer die Colonne Vendome. Steht sie sicher? Ich weiß nicht, aber sie steht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden, und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. Eine ganz feste? Nein, hier in Frankreich steht Nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Kapital, den eisernen Kapitalmann, von der Spitze der Vendomesäule herabgerissen, und im Fall die Kommunisten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweiten Male Dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radikale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde;

kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Kommunalmaß hervorragen, und der Baukunst eben so gut wie der epischen Poesie droht der Untergang. „Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkermörder?“ hörte ich jüngst ausrufen bei Gelegenheit des Modellkonkurses für das Mausoleum des Kaisers; „Das kostet das Geld des darbenden Volkes, und wir werden es ja doch zerschlagen, wenn der Tag kommt!“ Ja, der todte Held hätte in Sankt Helena bleiben sollen, und ich will ihm nicht dafür stehen, daſs nicht einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluſs geschmissen wird, an dessen Ufern er so sentimental ruhen sollte, nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Minister vielleicht keinen großen Dienst geleistet.

Wahrlich, er leistet dem Kaiser einen größeren Dienst als Historiker, und ein solideres Monument, als die Vendomesäule und das projektierte Grabmal, errichtet ihm Thiers durch das große Geschichtsbuch, woran er beständig arbeitet, wie sehr ihn auch die politischen Tageswehen in Anspruch nehmen.

[Dieses Werk, wie mir sein Buchhändler versichert, der den größten Theil davon in Händen hatte, ist in der jüngsten Zeit sehr fortgeschritten. Sein Buchhändler ist Herr Dubochet, einer der edelsten und wahrhaftigsten Männer, die ich kenne;

die Böswilligkeit wird mir daher einräumen müſſen, daſs ich nicht aus unlauterer Quelle berichte. Andere glaubwürdige Perſonen, die in Thiers' Nähe leben, haben mir verſichert, daſs er Tag und Nacht mit ſeinem Buche beſchäftigt ſei. Ihn ſelbſt habe ich ſeit ſeiner Rückkehr aus Deutſchland nicht geſehen, aber ich höre ebenfalls mit Freude, daſs er durch ſeinen dortigen Aufenthalt nicht bloß ſeine hiſtoriographiſchen Zwecke erreicht, ſondern auch eine beſſere Einſicht in die deutſchen Zuſtände gewonnen habe, als er während ſeines Miniſteriums beurkundete. Mit großer Vorliebe und entſchiedenem Reſpekt ſpricht er vom deutſchen Volke, und die Anſicht, die er von unſerem Vaterlande mitgebracht, wird gewiſs gedeihlich wirken, gleichviel ob er wieder ans Staatsruder gelangt oder nur den Griffel der Geſchichte in der Hand behält . . .]

Nur Thiers hat das Zeug dazu, die große Hiſtorie des Napoleon Bonaparte zu ſchreiben, und er wird ſie beſſer ſchreiben als Diejenigen, die ſich dazu beſonders berufen glauben, weil ſie treue Gefährten des Kaiſers waren und ſogar beſtändig mit ſeiner Perſon in Berührung ſtanden. Die perſönlichen Bekannten eines großen Helden, ſeine Mitkämpfer, ſeine Leibdiener, ſeine Kämmerer, Sekretäre, Adjutanten, vielleicht ſeine Zeitgenoſſen überhaupt,

ſind am wenigſten geeignet ſeine Geſchichte zu ſchreiben; ſie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Inſekt, das auf dem Kopf eines Menſchen herumkriecht, ganz eigentlich in der unmittelbarſten Nähe ſeiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet, und doch nie von ſeinem wahren Leben und der Bedeutung ſeiner Handlungen das Mindeſte ahnt.

Ich kann nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf einen Kupferſtich aufmerkſam zu machen, der in dieſem Augenblick bei allen Kunſthändlern ausgehängt iſt und den Kaiſer darſtellt nach einem Gemälde von Delaroche, welches Derſelbe für Lady Sandwich gemalt hat. Der Maler verfuhr bei dieſem Bilde (wie in allen ſeinen Werken) als Eklektiker, und zur Anfertigung deſſelben benutzte er zunächſt mehre unbekannte Porträte, die ſich im Beſitz der Bonaparte'ſchen Familie befinden, ſodann die Maſke des Todten, ferner die Details, die ihm über die Eigenthümlichkeiten des kaiſerlichen Geſichts von einigen Damen mitgetheilt worden, und endlich ſeine eignen Erinnerungen, da er in ſeiner Jugend mehrmals den Kaiſer geſehen. Mein Urtheil über dieſes Bild kann ich hier nicht mittheilen, da ich zugleich über die Art und Weiſe des Delaroche ausführlich reden müſſte. Die Hauptſache habe ich bereits angedeutet: das eklektiſche Verfahren, wel-

ches eine gewisse äußere Wahrheit befördert, aber keinen tiefern Grundgedanken aufkommen läßt. — Dieses neue Porträt des Kaisers ist bei Goupil und Rittner erschienen*), die fast alle bekannten Werke des Delaroche in Kupferstich herausgegeben. Sie gaben uns jüngst seinen Karl I., welcher im Kerker von den Soldaten und Schergen verhöhnt wird, und als Seitenstück erhielten wir im selben Format den Grafen Strafford, welcher, zur Richtstätte geführt, dem Gefängnisse vorbeikommt, wo der Bischof Laud gefangen sitzt und dem vorüberziehenden Grafen seinen Segen ertheilt; wir sehen nur seine, aus einem Gitterfenster hervorgestreckten zwei Hände, die wie hölzerne Wegweiser aussehen, recht prosaisch abgeschmackt. In derselben Kunsthandlung erschien auch des Delaroche großes Kabinettstück: der sterbende Richelieu, welcher mit seinen beiden Schlachtopfern, den zum Tode verurtheilten Rittern Saint-Mars und de Thou, in einem Boote die Rhone hinabfährt. Die beiden Königskinder,

*) „und ist vortrefflich gestochen von einem jungen Kupferstecher, der dabei das größte Talent an den Tag legte. Er heißt, wenn ich nicht irre, Aristide Louis und ist ein Schüler von Dupont.“ schließt dieser Brief in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

die Richard III. im Tower ermorden läſſt, ſind das Anmuthigſte, was Delaroche gemalt und als Kupferſtich in bemeldeter Kunſthandlung herausgegeben. In dieſem Augenblick läſſt dieſelbe ein Bild von Delaroche ſtechen, welches Maria Antoinette im Tempelgefängniſſe vorſtellt; die unglückliche Fürſtin iſt hier äußerſt ärmlich, faſt wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, was gewiſs dem edlen Faubourg die legitimſten Thränen entlocken wird. Eins der Haupt-Rührungswerke von Delaroche, welches die Königin Jeanne Grey vorſtellt, wie ſie im Begriff iſt, ihr blondes Köpfchen auf den Block zu legen, iſt noch nicht geſtochen und ſoll nächſtens ebenfalls erſcheinen. Seine Maria Stuart iſt auch noch nicht geſtochen. Wo nicht das Beſte, doch gewiſs das Effektvollſte, was Delaroche geliefert, iſt ſein Cromwell, welcher den Sargdeckel aufhebt von der Leiche des enthaupteten Karl I., ein berühmtes Bild, worüber ich vor geraumer Zeit ausführlich berichtete*). Auch der Kupferſtich iſt ein Meiſterſtück techniſcher Vollendung. Eine ſonderbare Vorliebe, ja Idioſynkraſie bekundet Delaroche in der Wahl ſeiner Stoffe. Immer ſind es hohe Perſonen, die

*) Die obenerwähnte Beſprechung dieſes Bildes findet ſich in Bd. XI, S. 68 ff.

Der Herausgeber.

entweder hingerichtet werden, oder wenigstens dem Henker verfallen. Herr Delaroche ist der Hofmaler aller geköpften Majestäten. Er kann sich dem Dienst solcher erlauchten Delinquenten niemals ganz entziehen, und sein Geist beschäftigt sich mit ihnen selbst bei Porträtierung von Potentaten, die auch ohne scharfrichterliche Beihilfe das Zeitliche segneten. So z. B. auf dem Gemälde seiner sterbenden Elisabeth von England sehen wir, wie die greise Königin sich verzweiflungsvoll auf dem Estrich wälzt, in dieser Todesstunde gequält von der Erinnerung an den Grafen Essex und Maria Stuart, deren blutige Schatten ihr stieres Auge zu erblicken scheint. Das Gemälde ist eine Zierde der Luxembourg-Galerie, und ist nicht so schauderhaft banal oder banal schauderhaft, wie die andern erwähnten historischen Genrebilder, Lieblingsstücke der Bourgeoisie, der wackern, ehrsamen Bürgersleute, welche die Überwindung der Schwierigkeiten für die höchste Aufgabe der Kunst halten, das Grausige mit dem Tragischen verwechseln und sich gern erbauen an dem Anblick gefallener Größe, im süßen Bewusstsein, dass sie vor dergleichen Katastrophen gesichert sind in der bescheidenen Dunkelheit einer arrière-boutique der Rue St. Denis.

XXXVII.

Paris, den 28. December 1841.

Von der eben eröffneten Deputiertenkammer erwarte ich nicht viel Erquickliches. Da werden wir Nichts ſehen als lauter Kleingezänke, Perſonenhader, Unmacht, wo nicht gar endliche Stockung. In der That, eine Kammer muſs kompakte Parteimaſſen enthalten, ſonſt kann die ganze parlamentariſche Maſchine nicht fungieren. Wenn jeder Deputierte eine beſondere, abweichende, iſolierte Meinung zu Markte bringt, wird nie ein Votum gefällt werden, das man nur einigermaßen als Ausdruck eines Geſammtwillens betrachten könnte, und doch iſt es die weſentlichſte Bedingung des Repräſentativſyſtems, daſs ein ſolcher Geſammtwille ſich beurkunde. Wie die ganze franzöſiſche Geſellſchaft, ſo iſt auch die Kammer in ſo viele Spaltungen und Splitter zerfallen, daſs hier keine zwei Menſchen

mehr in ihren Anſichten ganz übereinſtimmen. Betrachte ich in dieſer politiſchen Beziehung die jetzigen Franzoſen, ſo erinnere ich mich immer der Worte unſeres wohlbekannten Adam Gurowski, der den deutſchen Patrioten jede Möglichkeit des Handelns abſprach, weil unter zwölf Deutſchen ſich immer vierundzwanzig Parteien befänden; denn bei unſerer Vielſeitigkeit und Gewiſſenhaftigkeit im Denken habe Jeder von uns auch die entgegengeſetzte Anſicht mit allen Überzeugungsgründen in ſich aufgenommen, und es befänden ſich daher zwei Parteien in einer Perſon. Daſſelbe iſt jetzt bei den Franzoſen der Fall. Wohin aber führt dieſe Zerſplitterung, dieſe Auflöſung aller Gedankenbande, dieſer Partikularismus, dieſes Erlöſchen alles Gemeingeiſtes, welches der moraliſche Tod eines Volks iſt? — Der Kultus der materiellen Intereſſen, des Eigennutzes, des Geldes, hat dieſen Zuſtand bereitet. Wird dieſer lange währen, oder wird wohl plötzlich eine gewaltige Erſcheinung, eine That des Zufalls oder ein Unglück, die Geiſter in Frankreich wieder verbinden und verbünden? Gott verläſſt keinen Deutſchen, aber auch keinen Franzoſen, er verläſſt überhaupt kein Volk, und wenn ein Volk aus Ermüdung oder Faulheit einſchläft, ſo beſtellt er ihm ſeine künftigen Wecker, die, verborgen in irgend

einer dunkeln Abgeschiedenheit, ihre Stunde erwarten, ihre aufrüttelnde Stunde. Wo wachen die Wecker? Ich habe manchmal darnach geforscht und geheimnisvoll deutete man alsdann — auf die Armee! Hier in der Armee, heißt es, gebe es noch ein gewaltiges Nationalbewusstsein; hier, unter der dreifarbigen Fahne, hätten sich jene Hochgefühle hingeflüchtet, die der regierende Industrialismus vertreibe und verhöhne; hier blühe noch die genügsame Bürgertugend, die unerschrockene Liebe für Großthat und Ehre, die Flammenfähigkeit der Begeisterung; während überall Zwietracht und Fäulnis, lebe hier noch das gesündeste Leben, zugleich ein angewohnter Gehorsam für die Autorität, jedenfalls bewaffnete Einheit — es sei gar nicht unmöglich, dass eines frühen Morgens die Armee das jetzige Bourgeoisie-Regiment, dieses zweite Direktorium, über den Haufen werfe und ihren achtzehnten Brumaire mache! — Also Soldatenwirthschaft wäre das Ende des Liedes, und die menschliche Gesellschaft bekäme wieder*) Einquartierung?

*) „den Lärm der gloire mit ihren ewigen Tedeums, ihren Illuminationslämpchen, ihren Helden mit schweren Goldepaulettes, und ihrem permanenten Kanonendonner!" schließt dieser Brief in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Die Verurtheilung des Herrn Dupoty durch die Pairskammer entſprang nicht bloß aus greiſenhafter Furcht, ſondern aus jenem Erbgroll gegen die Revolution, der im Herzen vieler edlen Pairs heimlich niſtet. Denn das Perſonal der erlauchten Verſammlung beſteht nicht aus lauter friſchgebackenen Leuten der Neuzeit; man werfe nur einen Blick auf die Liſte der Männer, die das Urtheil gefällt, und man ſieht mit Verwunderung, daſs neben dem Namen eines imperialiſtiſchen oder philippiſtiſchen Emporkömmlings immer zwei bis drei Namen des alten Regimes ſich geltend machen. Die Träger dieſer Namen bilden alſo natürlicherweiſe die Majorität; und da ſitzen ſie auf den Sammetbänken des Luxembourg, alte guillotinierte Menſchen mit wieder angenähten Köpfen, wonach ſie jedesmal ängſtlich taſten, wenn draußen das Volk murmelt — Geſpenſter, die jeden Hahn haſſen, und den galliſchen am meiſten, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, wie ſchnell ſein Morgengeſchrei ihrem ganzen Spuk ein Ende machen könnte — und es iſt ein entſetzliches Schauſpiel, wenn dieſe unglücklichen Todten Gericht halten über Lebendige, [die noch unglücklicher ſind, nämlich] über die jüngſten und verzweiflungsvollſten Kinder der Revolution, über jene verwahrloſten und enterbten Kinder, deren Elend eben ſo groß iſt wie

ihr Wahnſinn, über die Kommuniſten! [Von Seite der Plebejer, die neben den altbackenen Patriciern in der Pairskammer ſitzen, iſt eben ſo wenig Milde zu erwarten; mit wenigen Ausnahmen ſuchen ſie beſtändig ihren revolutionären Urſprung zu verleugnen, und mit Entſchiedenheit verdammen ſie ihr eigenes Blut. Oder offenbart ſich eine gewiſſe angeborne Dienſtbarkeit bei dieſen neuen Leuten, ſobald ſie ihr großes Tribunatziel erreicht, nämlich ſich als Pairs neben ihren ehemaligen Herren niedergeſetzt haben? Die alte Unterwürfigkeit ergreift wieder ihre Seelen, unter dem Hermelin kommt ein Stück Livrée zum Vorſchein, und bei jeder Frage gehorchen ſie unwillkürlich den gnädigen Herrſchaftsintereſſen des Hauſes.

Die Verurtheilung des Dupoty wird der Pairie-Inſtitution unſäglichen Schaden zufügen. — Die Pairie iſt jetzt bei dem Volk eben ſo verhaſſt wie diskreditiert. Die letzte Fournée enthält zwar Namen, wogegen ſich Wenig einwenden ließe; aber die Suppe wird dadurch weder fetter noch ſchmackhafter. Die Liſte iſt bereits in allen Zeitungen durchgeträtſcht worden, und ich enthalte mich der beſondern Beſprechung. Nur in Beziehung auf Herrn Beugnot will ich hier beiläufig bemerken, daſs dieſer neue Pair unſre deutſche Sprache und überhaupt

deutſche Weiſe ſehr gut kennen muſs, denn er iſt bis zum Jünglingsalter in Deutſchland erzogen worden, nämlich zu Düſſeldorf, wo er den öffentlichen Unterricht des Gymnaſiums genoſs und ſich bereits durch Fleiß und wackere Geſinnung auszeichnete. Es hat für mich immer etwas Tröſtliches und Beruhigendes, wenn ich unter den Mitgliedern der franzöſiſchen Staatsgewalt etwelche Perſonen ſehe, von denen ich überzeugt bin, daſs ſie der deutſchen Sprache kundig ſind und Deutſchland nicht nur von Hörenſagen kennen. — Vielen Unmuth erregt die Promotion des Herrn de Murat und des Herrn de Chavigny, ralliierter Legitimiſten; Letzterer war Sekretär des Herrn von Polignac. — Es heißt allgemein, auch Herr Benoit Fould werde zum Pair de France erhoben, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daſs wir dieſes ergötzlich betrübſame Schauſpiel in Kurzem erleben. Das fehlt noch jener armen Pairie, um zum Geſpötte der Welt zu werden. Es fehlt überhaupt noch dieſer eklatante Sieg des nüchternſten und härteſten Geldmaterialismus! Hebt James Rothſchild, ſo hoch ihr wollt — er iſt ein Menſch und hat ein menſchliches Herz. Aber dieſer Herr Benoit Fould! Der „National“ ſagt heute, der Bankier Fould ſei der Einzige geweſen, der in der Eröffnungsſitzung dem

General-Prokurator Hébert die Hand gedrückt; Mr. Fould (fügt er bei) ressemble beaucoup à un discours d'accusateur public.]*)

*) In einer ſpäteren Notiz zu dem Briefe vom 3. Juni 1840 verwahrt ſich Heine (vgl. Bd. IX, S. 109 ff.) gegen die Urheberſchaft obiger Bemerkungen über Benoit Fould. Die Stelle findet ſich jedoch am Schluſſe des vorſtehend abgedruckten Briefes, von welchem Heine den größten Theil in ſein Buch „Lutetia" aufnahm. Der Verfaſſer iſt inſofern im Rechte, als er die in Rede ſtehenden Zeilen allerdings nicht in einem „früheren Artikel" (nämlich nicht vor dem 3. Juni 1840) ſchrieb, und es mag ſeinem Gedächtnis bei Abfaſſung der „ſpäteren Notiz" (im Mai 1854) entfallen ſein, daß er die Stelle zu einer andern Zeit (in dem Briefe vom 28. December 1841) wirklich drucken ließ.

Der Herausgeber.

XXXVIII.

Paris, den 12. Januar 1842.

Wir lächeln über die armen Lappländer, die, wenn ſie an Bruſtkrankheit leiden, ihre Heimat verlaſſen und nach St. Petersburg reiſen, um dort die milde Luft eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Die Algier'ſchen Beduinen, die ſich hier befinden, dürften mit demſelben Recht über manche unſrer Landsleute lächeln, die ihrer Geſundheit wegen den Winter lieber in Paris zubringen als in Deutſchland, und ſich einbilden, daſs Frankreich ein warmes Land ſei. Ich verſichere Sie, es kann bei uns auf der Lüneburger Heide nicht kälter ſein, als hier in dieſem Augenblick, wo ich ihnen mit froſtſteifen Fingern ſchreibe. Auch in der Provinz muſs eine bittere Kälte herrſchen. Die Deputierten, welche jetzt rudelweiſe anlangen, erzählen nur von Schnee,

Glatteis und umgestürzten Diligencen. Ihre Gesichter sind noch roth und verschnupft, ihr Gehirn eingefroren, ihre Gedanken neun Grad unter Null. Bei Gelegenheit der Adresse werden sie aufthauen. Alles hat jetzt hier ein frostiges und ödes Ansehen. Nirgends Übereinstimmung bei den wichtigsten Fragen, und beständiger Windwechsel. Was man gestern wollte, heute will man's nicht mehr, und Gott weiß, was man morgen begehren wird. Nichts als Hader und Mißstrauen, Schwanken und Zersplitterung. König Philipp hat die Maxime seines macedonischen Namensgenossen, das „Trenne und Herrsche!" bis zum schädlichsten Übermaß ausgeübt. Die zu große Zertheilung erschwert wieder die Herrschaft, zumal die konstitutionelle, und Guizot wird mit den Spaltungen und Zerfaserungen der Kammer seine liebe Noth haben. Guizot ist noch immer der Schutz und Hort des Bestehenden. Aber die sogenannten Freunde des Bestehenden, die Konservativen, sind Dessen wenig eingedenk, und sie haben bereits vergessen, daſs noch vorigen Freitag in derselben Stunde „A bas Guizot!" und „Vive Lamennais!" gerufen worden. Für den Mann der Ordnung, für den großen Ruhestifter war es in der That ein indirekter Triumph, daſs man ihn herabwürdigte, um jenen schauderhaften Priester zu feiern, der den poli-

tiſchen Fanatismus mit dem religiöſen vermählt und der Weltverwirrung die letzte Weihe ertheilt. Armer Guizot, armer Schulmeiſter, armer Rektor Magnifikus von Frankreich! dir bringen ſie ein Pereat, dieſe Studenten, die weit beſſer thäten, wenn ſie deine Bücher ſtudierten, worin ſo viel Belehrung enthalten, ſo viel [edler] Tiefſinn, ſo viel' Winke*) für das Glück der Menſchheit! „Nimm dich in Acht," ſagte einſt ein Demagoge zu einem großen Patrioten, „wenn das Volk in Wahnſinn geräth, wird es dich zerreißen." Und Dieſer antwortete: „Nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zur Vernunft kommt." Daſſelbe hätten wohl vorigen Freitag Lamennais und Guizot zu einander ſagen können. Jener tumultuariſche Auftritt ſah bedenklicher aus, als die Zeitungen meldeten. Dieſe hatten ein Intereſſe, den Vorfall einigermaßen zu vertuſchen, die miniſteriellen ſowohl als die Oppoſitionsblätter; letztere, weil jene Manifeſtation keinen ſonderlichen Anklang im Volke fand. Das Volk ſah ruhig zu und fror. Bei neun Grad Kälte iſt kein Umſturz der Regierung in Paris zu befürchten. Im Winter gab es

*) Statt „ſo viel' Winke" ſteht „ſo viel wahre Begeiſterung" in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.
Der Herausgeber.

hier nie Emeuten. Seit der Beſtürmung der Baſtille bis auf die Revolte des Barbès hat das Volk immer ſeinen Unmuth bis zu den wärmeren Sommermonden vertagt*), wo das Wetter ſchön war und man ſich mit Vergnügen ſchlagen konnte. —

*) „Spricht Das nicht etwa für die Regierungen, deren Druck nie ſo entſetzlich geweſen ſein mag, weil man ihm nur dann Widerſtand leiſtete, wenn das Wetter ſchön war und man ſich mit Vergnügen ſchlagen konnte?“ lautet der Schluß dieſes Briefes in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.
Der Herausgeber.

XXXIX.

Paris, den 24. Januar 1842.

In der parlamentariſchen Arena ſah man dieſer Tage wieder einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers, jener zwei Männer, deren Namen in jedem Munde und deren unaufhörliche Beſprechung nachgerade langweilig werden dürfte. Ich wundere mich, daſs die Franzoſen noch nicht darüber die Geduld verlieren, daſs man ſeit Jahr und Tag, von Morgen bis Abend, beſtändig von dieſen beiden Perſonen ſchwatzt. Aber im Grunde ſind es ja nicht Perſonen, ſondern Syſteme, von denen hier die Rede iſt, Syſteme, die überall zur Sprache kommen müſſen, wo eine Staatsexiſtenz von außen bedroht iſt, überall, in China ſo gut wie in Frankreich. Nur daſs hier Thiers und Guizot genannt wird, was dort in China Lin und Keſchen heißt.

Ersterer ist der chinesische Thiers und repräsentiert das kriegerische System, welches die herandrohende Gefahr durch die Gewalt der Waffen, vielleicht auch nur durch schreckendes Waffengeräusch, abwehren wollte. Keschen hingegen ist der chinesische Guizot, er repräsentiert das Friedenssystem, und es wäre ihm vielleicht gelungen, die rothhaarigen Barbaren durch kluge Nachgiebigkeit wieder aus dem Lande hinaus zu komplimentieren, wenn die Thiers'sche Partei in Peking nicht die Oberhand gewonnen hätte. Armer Keschen! eben weil wir so fern vom Schauplatze, konnten wir ganz klar einsehen, wie sehr du Recht hattest, den Streitkräften des Mittelreichs zu mißtrauen, und wie ehrlich du es mit deinem Kaiser meintest, der nicht so vernünftig wie Ludwig Philipp! Ich habe mich recht gefreut, als dieser Tage die „Allgemeine Zeitung" berichtete, daß der vortreffliche Keschen nicht entzwei gesägt worden, wie es früher hieß, sondern nur sein ungeheures Vermögen eingebüßt habe. Letzteres kann dem hiesigen Repräsentanten des Friedenssystems nimmermehr passieren; wenn er fällt, können nicht seine Reichthümer konfisciert werden — Guizot ist arm wie eine Kirchmaus. Und auch unser Lin ist arm, wie ich bereits öfter erwähnt habe; ich bin überzeugt, er schreibt seine Kaisergeschichte hauptsächlich

des Geldes wegen. Welch ein Ruhm für Frankreich, daſs die beiden Männer, die alle ſeine Macht verwalteten, zwei arme Mandarinen ſind, die nur in ihrem Kopfe ihre Schätze tragen!*)

Die letzten Reden dieſer Beiden haben Sie geleſen und fanden vielleicht darin manche Belehrung über die Wirrniſſe, welche eine unmittelbare Folge der orientaliſchen Frage. — Was in dieſem Augenblick beſonders merkwürdig, iſt die Milde der Ruſſen, wo von Erhaltung des türkiſchen Reichs die Rede. Der eigentliche Grund aber iſt, daſs ſie faktiſch ſchon den größten Theil deſſelben beſitzen. Die Türkei wird allmählich ruſſiſch ohne gewaltſame Occupation. Die Ruſſen befolgen hier eine Methode, die ich nächſtens einmal beleuchten werde. Es iſt ihnen um die reelle Macht zu thun, nicht um den bloßen Schein derſelben, nicht um die byzantiniſche Titulatur. Konſtantinopel kann ihnen nicht entgehen, ſie verſchlingen es, ſobald es ihnen paſſt. In dieſem Augenblick aber paſſt es ihnen noch nicht, und ſie ſprechen von der Türkei mit einer ſüßlichen, faſt herrenhutiſchen Friedfertigkeit. Sie mahnen mich an die Fabel von dem Wolf, welcher, als er Hunger

*) Der Schluſs dieſes Briefes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber

hatte, ſich eines Schafes bemächtigte. Er fraß mit gieriger Haſt deſſen beide Vorderbeine, jedoch die Hinterbeine des Thierleins verſchonte er und ſprach: „Ich bin jetzt geſättigt, und dieſem guten Schafe, das mich mit ſeinen Vorderbeinen geſpeiſet hat, laſſe ich aus Pietät alle ſeine übrigen Beine und den ganzen Reſt ſeines Leibes.“

XL.

Paris, den 2. Juni 1842.

Die Académie des sciences morales et politiques hat ſich nicht blamieren wollen, und in ihrer Sitzung vom 28. Mai prorogierte ſie bis 1844 die Krönung des beſten Examen critique de la philosophie allemande. Unter dieſem Titel hatte ſie nämlich eine Preisaufgabe angekündigt, deren Löſung nichts Geringeres beabſichtigte, als eine beurtheilende Darſtellung der deutſchen Philoſophie von Kant bis auf die heutige Stunde, mit beſonderer Berückſichtigung des Erſteren, des großen Immanuel Kant, von dem die Franzoſen ſo Viel reden gehört, daſs ſie ſchier neugierig geworden. Einſt wollte ſogar Napoleon ſich über die Kant'ſche Philoſophie unterrichten, und er beauftragte irgend einen franzöſiſchen Gelehrten, ihm ein Reſumé der-

ſelben zu liefern, welches aber auf einige Quartſeiten zuſammengedrängt ſein müſſe. Fürſten brauchen nur zu befehlen. Das Reſumé ward unverzüglich und in vorgeſchriebener Form angefertigt. Wie es ausfiel, weiß der liebe Himmel, und nur ſo Viel iſt mir bekannt, daſs der Kaiſer, nachdem er die wenigen Quartſeiten aufmerkſam durchgeleſen, die Worte ausſprach: „Alles Dieſes hat keinen praktiſchen Werth, und die Welt wird wenig gefördert durch Menſchen wie Kant, Caglioſtro, Swedenborg und Philadelphia.“ — Die große Menge in Frankreich hält Kant noch immer für einen neblichten, wo nicht gar benebelten Schwärmer, und noch jüngſt las ich in einem franzöſiſchen Romane die Phraſe: le vague mystique de Kant. Einer der größten Philoſophen der Franzoſen iſt unſtreitig Pierre Leroux, und Dieſer geſtand mir vor ſechs Jahren, erſt aus der „Allemagne“ von Henri Heine habe er die Einſicht gewonnen, daſs die deutſche Philoſophie nicht ſo myſtiſch und religiös ſei, wie man das franzöſiſche Publikum bisher glauben machte, ſondern im Gegentheil ſehr kalt, faſt froſtig abſtrakt und ungläubig bis zur Negation des Allerhöchſten.

In der erwähnten Sitzung der Akademie gab uns Mignet, der Secrétaire perpétuel, eine Notice historique über das Leben und Wirken des ver-

ſtorbenen Deſtutt de Tracy. Wie in allen ſeinen Erzeugniſſen beurkundete Mignet auch hier ſein ſchönes, großes Darſtellungstalent, ſeine bewunderungswürdige Kunſt des Auffaſſens aller charakteriſtiſchen Zeitmomente und Lebensverhältniſſe, ſeine heitere, klare Verſtändlichkeit, [ſein reiches Gefühl und ſeine ſtandhafte, jugendlich blühende Begeiſterung für das Heil der Menſchheit.] Seine Rede über Deſtutt de Tracy iſt bereits im Druck erſchienen, und es bedarf alſo hier keines ausführlichen Referats. Nur beiläufig will ich einige Bemerkungen hinwerfen, die ſich mir beſonders aufdrängten, während Mignet das ſchöne Leben jenes Edelmanns erzählte, der dem ſtolzeſten Feudaladel entſproſſen und während ſeiner Jugend ein wackerer Soldat war, aber dennoch mit großmüthigſter Selbſtverleugnung und Selbſtaufopferung die Partei des Fortſchrittes ergriff und ihr bis zum letzten Athemzug treu blieb. Derſelbe Mann, der mit Lafayette in den achtziger Jahren für die Sache der Freiheit Gut und Blut einſetzte, fand ſich mit dem alten Freunde wieder zuſammen am 29. Juli 1830 bei den Barrikaden von Paris, unverändert in ſeinen Geſinnungen; nur ſeine Augen waren erloſchen, ſein Herz war licht und jung geblieben. Der franzöſiſche Adel hat ſehr viele, erſtaunlich viele ſolcher Erſchei-

nungen hervorgebracht, und das Volk weiß es auch, und diese Edelleute, die seinen Interessen solche Ergebenheit bewiesen, nennt es „les bons nobles.“ Mißtrauen gegen den Adel im Allgemeinen mag sich in revolutionären Zeiten zwar als nützlich herausstellen, wird aber immer eine Ungerechtigkeit bleiben. In dieser Beziehung gewährt uns eine große Lehre das Leben eines Tracy, eines Rochefoucauld, eines d'Argenson, eines Lafayette und ähnlicher Ritter der Volksrechte*).

Gerade, unbeugsam und schneidend, wie einst ein Schwert, war der Geist des Destutt de Tracy, als er sich später in jene materialistische Philosophie warf, die in Frankreich durch Condillac zur Herrschaft gelangte. Letzterer wagte nicht die letzten Konsequenzen dieser Philosophie auszusprechen, und, wie die meisten seiner Schule, ließ er dem Geiste immer noch ein abgeschiedenes Winkelchen im Universalreiche der Materie. Destutt de Tracy aber hat dem Geiste auch dieses letzte Refugium aufgekündigt, und, seltsam! zu derselben Zeit, wo bei uns

*) „und anderer bons nobles, die zu Verfechtern der Menschenrechte wurden, und als kühne Ritter ihren Fehdehandschuh allen Volksbedrückern ins Gesicht warfen.“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

in Deutschland der Idealismus auf die Spitze getrieben und die Materie geleugnet wurde, erklomm in Frankreich das materialistische Princip seinen höchsten Gipfel und man leugnete hier den Geist. Destutt de Tracy war, so zu sagen, der Fichte des Materialismus.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, dass Napoleon gegen die philosophische Koterie, wozu Tracy, Cabanis und Konsorten gehörten, eine so besorgliche Abneigung hegte und sie mitunter sehr streng behandelte. Er nannte sie Ideologen, und er empfand eine vage, schier abergläubische Furcht vor jener Ideologie, die doch nichts Anderes war, als der schäumende Aufguss der materialistischen Philosophie; diese hatte freilich die größte Umwälzung gefördert und die schauerlichsten Zerstörungskräfte offenbart, aber ihre Mission war vollbracht und also auch ihr Einfluss beendigt. Bedrohlicher und gefährlicher war jene entgegengesetzte Doktrin, die unbeachtet in Deutschland emportauchte und späterhin so Viel beitrug zum Sturz der französischen Gewaltherrschaft. Es ist merkwürdig, dass Napoleon auch in diesem Fall nur die Vergangenheit begriff und für die Zukunft weder Ohr noch Auge hatte. Er ahnte einen verderblichen Feind im Reiche des Gedankens, aber er suchte diesen Feind unter

alten Perücken, die noch vom Puder des achtzehnten Jahrhunderts ſtäubten; er ſuchte ihn unter franzöſiſchen Greiſen, ſtatt unter der blonden Jugend der deutſchen Hochſchulen. Da war unſer Vierfürſt Herodes viel geſcheiter, als er die gefährliche Brut in der Wiege verfolgte und den Kindermord befahl. Doch auch ihm fruchtete nicht Viel die größere Pfiffigkeit, die an dem Willen der Vorſehung zu Schanden wurde — ſeine Schergen kamen zu ſpät, das furchtbare Kind war nicht mehr in Bethlehem, ein treues Eſelein trug es rettend nach Ägypten. Ja, Napoleon beſaß Scharfblick nur für Auffaſſung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war ſtockblind für jede Erſcheinung, worin ſich die Zukunft ankündigte. Er ſtand auf dem Balkon ſeines Schloſſes zu Saint Cloud, als das erſte Dampfſchiff dort auf der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindeſten die weltumgeſtaltende Bedeutung dieſes Phänomens!

XLI.

Paris, den 20. Juni 1842.

In einem Lande, wo die Eitelkeit ſo viele eifrige Jünger zählt, wird die Zeit der Deputiertenwahl immer eine ſehr bewegte ſein. Da die Deputation aber nicht bloß die Eigenliebe kitzelt, ſondern auch zu den fetteſten Ämtern und zu den einträglichſten Einflüſſen führt; da hier alſo nicht bloß der Ehrgeiz, ſondern auch die Habſucht ins Spiel kommt; da es ſich hier auch um jene materiellen Intereſſen handelt, denen unſer Zeitalter ſo inbrünſtig huldigt, ſo iſt die Deputiertenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen, deſſen Anblick für den fremden Zuſchauer eher kurios als erfreulich ſein mag. Es ſind nämlich nicht eben die ſchönſten und beſten Pferde, die bei ſolchem Rennen zum Vorſchein kommen; nicht die inwohnenden Tugenden der Stärke,

des Vollbluts, der Ausdauer, kommen hier in Anschlag, sondern nur die leichtfüßige Behendigkeit. Manches edle Roſs, dem der feurigſte Schlachtmuth aus den Nüſtern ſchnaubt und Vernunft aus den Augen blitzt, muſs hier einem magern Klepper nachſtehen, der aber zu Triumphen auf dieſer Bahn ganz beſonders abgerichtet worden. Überſtolze, ſtörrige Gäule gerathen hier ſchon beim erſten Anlauf in unzeitiges Bäumen oder ſie vergaloppieren ſich. Nur die dreſſierte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daſs ein Pegaſus beim parlamentariſchen Rennen kaum zugelaſſen wird und tauſenderlei Ungunſt zu erfahren hat, verſteht ſich von ſelbſt; denn der Unglückſelige hat Flügel und könnte ſich einſt höher emporſchwingen, als der Plafond des Palais Bourbon geſtattet. Eine merkwürdige Erſcheinung, daſs unter den Wettrennern faſt ein Dutzend von arabiſcher, oder, um noch deutlicher zu ſprechen, von ſemitiſcher Race*). Doch was geht Das uns an! Uns intereſſiert nicht dieſer mäkelnde Lärm, dieſes Stampfen und Wiehern der Selbſtſucht, dieſes Getümmel der ſchäbigſten Zwecke, die ſich mit den brillanteſten Farben geſchmückt, das Geſchrei der

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Stallknechte und der ſtäubende Miſt — uns kümmert bloß zu erfahren: werden die Wahlen zu Gunſten oder zum Nachtheil des Miniſteriums ausfallen? Man kann hierüber noch nichts Beſtimmtes melden. Und doch iſt das Schickſal Frankreichs und vielleicht der ganzen Welt von der Frage abhängig, ob Guizot in der neuen Kammer die Majorität behalten wird oder nicht. Hiermit will ich keineswegs der Vermuthung Raum geben, als könnten unter den neuen Deputierten ſich ganz gewaltige Eiſenfreſſer aufthun und die Bewegung aufs höchſte treiben. Nein, dieſe Ankömmlinge werden nur klingende Worte zu Markte bringen und ſich vor der That eben ſo beſcheidentlich fürchten wie ihre Vorgänger; der entſchiedenſte Neuerer in der Kammer will nicht das Beſtehende gewaltſam umſtürzen, ſondern nur die Befürchtungen der obern Mächte und die Hoffnungen der untern für ſich ſelber ausbeuten. Aber die Verwirrungen, Verwicklungen und momentanen Nöthen, worin die Regierung in Folge dieſes Treibens gerathen kann, geben den dunkeln Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und, wie immer, erwartet die Revolution eine parlamentariſche Initiative*). Das entſetzliche

*) Statt der nächſten vier Sätze findet ſich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Deßhalb

Rad käme dann wieder in Bewegung, und wir sähen diesmal einen Antagonisten auftreten, welcher

---

ist es so weltwichtig, daſs sich uns der Charakter der neuen Kammer so bald als möglich offenbare und daſs wir erfahren, ob sich Guizot am Steuer des Staatsschiffes erhalten wird. Ist es nämlich nicht der Fall und gewinnt die Opposition die Oberhand, so werden die Agitatoren ganz gemächlich eine günstige Konjunktur abwarten, die im Laufe der Session nothwendig eintreten muſs, und wir haben für einige Zeit Ruhe. Das wird freilich eine sehr beängstigend schwüle, widerwärtige Ruhe sein, unerträglicher als die Unruhe. Hält sich aber Guizot und können sich die Männer der Bewegung nicht länger mit der Hoffnung schmeicheln, diesen Granitblock, womit sich die Ordnung barrikadiert hat, endlich hinweggeräumt zu sehen, so dürfte wohl die grimmige Ungeduld sie zu den verzweiflungsvollsten Versuchen anhetzen. Die Tage des Julius sind heiß und gefährlich; aber jedes Schilderheben in der gewaltsamen Weise dürfte jetzt kläglicher als je verunglücken. Denn Guizot, im eisernen Selbstbewuſstsein seines Wollens, wird unerschütterlich seinem System treu bleiben bis zu dessen letzten Konsequenzen. Ja, er ist der Mann eines Systems, welches das Resultat seiner politischen Forschungen ist, und seine Kraft und Größe besteht eben darin, daſs er keinen Finger breit davon abweicht. Unerschrocken und uneigennützig wie der Gedanke, wird er die Tumultuanten besiegen, die nicht wissen, was sie wollen, die sich selbst nicht klar sind, oder gar im Trüben zu fischen gedenken.

„Nur einen Gegner hat Guizot am ernsthaftesten zu

der schrecklichste sein dürfte von allen, die bisher mit dem Bestehenden in die Schranken getreten. Dieser Antagonist bewahrt noch sein schreckliches Inkognito und residiert wie ein dürftiger Prätendent in jenem Erdgeschoß der officiellen Gesellschaft, in jenen Katakomben, wo unter Tod und Verwesung das neue Leben keimt und knospet. Kommunismus ist der geheime Name des furchtbaren An-

---

fürchten; dieser Gegner ist nämlich jener spätere Guizot, jener Guizot des Kommunismus, der noch nicht hervorgetreten ist, aber gewiß einst gewaltig hervortritt und ebenfalls unerschrocken und uneigennützig sein wird wie der Gedanke; denn wie jener Doktrinär sich mit dem System des Bourgeoisieregiments, so wird dieser sich mit dem System der Proletarierherrschaft identificiert haben und der Konsequenz die Konsequenz entgegensetzen. Es wird ein schauerlicher Zweikampf sein ꝛc."

In dem Originalmanuskript der „Lutetia" findet sich gleichfalls diese, nachmals von Heine durchstrichene Stelle. Doch heißt es dort, statt: „Die Tage des Julius ꝛc." bis zum Schluß des Absatzes: „Können diese gelingen? Nicht so bald. Die heutigen Tumultuanten gehören noch zu einer Schule, deren Schüler sehr lendenlahm zu werden beginnen. Eine weit gesündere Schule mit ungeschwächten Schülern docieret den Umsturz unten im Dunkel der Katakomben, wo unter Tod und Verwesung das neue Leben keimt und knospet."

Der Herausgeber.

tagoniſten, der die Proletarierherrſchaft in allen ihren Konſequenzen dem heutigen Bourgeoiſie-Regimente entgegenſetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf ſein. Wie möchte er enden? Das wiſſen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt iſt. Nur ſo Viel wiſſen wir: Der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig beſprochen wird und in verborgenen Dachſtuben auf ſeinem elenden Strohlager hinlungert, ſo iſt er doch der düſtre Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beſchieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher dieſen Akteur nie aus den Augen verlieren und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er ſich zu ſeinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen ſind vielleicht wichtiger, als alle Mittheilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Kabinettsintrigen.

XLII.

Paris, den 12. Juli 1842.

Das Resultat der Wahlen werden Sie aus den Zeitungen ersehen. Hier in Paris braucht man nicht erst die Blätter darüber zu konsultieren, es ist auf allen Gesichtern zu lesen. Gestern sah es hier sehr schwül aus, und die Gemüther verriethen eine Aufregung, wie ich sie nur in großen Krisen bemerkt habe. Die alten wohlbekannten Sturmvögel rauschten wieder unsichtbar durch die Luft, und die schläfrigsten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich gestehe, daſs ich selbst, angeweht von dem furchtbaren Flügelschlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand. Ich fürchte mich immer im ersten Anfang, wenn ich die Dämonen der Umwälzung entzügelt sehe; späterhin bin ich sehr gefasst, und die tollsten Erscheinungen können

mich weder beunruhigen noch überraſchen, eben weil ich ſie vorausgeſehen. Was wäre das Ende dieſer Bewegung, wozu Paris wieder, wie immer, das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräſslichſte Zerſtörungskrieg, der leider die beiden edelſten Völker der Civiliſation in die Arena riefe zu beider Verderben; ich meine Deutſchland und Frankreich. England, die große Waſſerſchlange, die immer in ihr ungeheures Waſſerneſt zurückkriechen kann, und Rußland, das in ſeinen ungeheuren Föhren, Steppen und Eisgefilden ebenfalls die ſicherſten Verſtecke hat, dieſe beiden können in einem gewöhnlichen politiſchen Kriege ſelbſt durch die entſchiedenſten Niederlagen nicht ganz zu Grunde gerichtet werden*); — aber Deutſchland iſt in ſolchen Fällen

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet dieſe Stelle: „Sie mögen wollen oder nicht, die liſtige Waſſerſchlange von Albion wird ſie ſchon auf einander hetzen, zu eigenem Nutz und Frommen, und der Eisbär des Nordens wird nachher an den Sterbenden und Verſtümmelten ſeine Fraßgier ſtillen. Es mag ihn freilich auch gelüſten, beſagte Schlange ein bißchen zu würgen und zu beißen, aber dieſe wird ſeinen Tatzen immer entſchlüpfen und ſich mehr oder minder verwundet zurückziehen in ihr unerreichbares Waſſerneſt. Er ſelber, der Bär, hat eben ſo ſichere Verſtecke im Bereiche ſeiner ungeheuren Föhren, Eisgefilde und Steppen. England und Rußland können in einem gewöhnlichen

weit ſchlimmer bedroht, und gar Frankreich könnte in der kläglichſten Weiſe ſeine politiſche Exiſtenz einbüßen. Doch Das wäre nur der erſte Akt des großen Spektakelſtücks, gleichſam das Vorſpiel. Der zweite Akt iſt die europäiſche, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doktrinen der Vergangenheit in allen Landen ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtand erheben, und wird etwa dieſer Verſuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Koſtüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daſs man der großen Waſſerſchlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird vielleicht alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben,

---

Völkerkriege ſelbſt durch die entſchiedenſten Niederlagen nicht ganz zu Grunde gerichtet werden; aber Deutſchland iſt in ſolchen Fällen ꝛc."

Der Herausgeber

ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblöckende Menschenherde! Wilde, düstere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müsste ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, dass die älteren Johanneischen Thiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Besorgnis über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Zuchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

[Heute ist man schon etwas ruhiger gestimmt, als gestern. Die Konservativen haben sich vom ersten Schreck erholt, und die Opposition sieht ein, dass sie nur an Hoffnungen gewonnen, der Sieg aber noch im weiten Felde steht. Das Ministerium kann sich noch immer halten, obgleich mit einer sehr geringen, beängstigend nothdürftigen Majorität. Anfangs des nächsten Monats, bei der Präsidentenwahl, wird sich hierüber das Bestimmte ausweisen. Dass diesmal so viele entschiedene Legitimisten zu Deputierten gewählt worden, ist vielleicht ein Vortheil der Regierung. Die Radikalen werden durch

dieſe neuen Verbündeten moraliſch gelähmt, und das Miniſterium erſtarkt in der öffentlichen Meinung, wenn es, um jene legitimiſtiſche Oppoſition zu bekämpfen, nothwendigerweiſe aus dem alten Arſenal der Revolution ſeine Waffen nehmen muſs. Aber die Flamme iſt wieder angefacht, angefacht in Paris, dem Mittelpunkt der Civiliſation, dem Feuerherd, der die Funken über die Welt verbreitet. Heute noch freuen ſich die Pariſer ihrer That, vielleicht aber morgen erſchrecken ſie darüber, und dem Übermuth folgt das Verzagen auf dem Fuße.]

XLIII.

Paris, den 15. Juli 1842.

Meine dunkle Ahnung hat mich leider nicht getäuſcht; die trübe Stimmung, die mich ſeit einigen Tagen faſt beugte und mein Auge umflorte, war das Vorgefühl eines Unglücks. Nach dem jauchzenden Übermuth von vorgeſtern iſt geſtern ein Schrecken, eine Beſtürzung eingetreten, die unbeſchreiblich, und die Pariſer gelangen durch einen unvorhergeſehenen Todesfall zur Erkenntnis, wie wenig die hieſigen Zuſtände geſichert und wie gefährlich jedes Rütteln. Und ſie wollten doch nur ein biſschen rütteln, keineswegs durch allzuſtarke Stöße das Staatsgebäude erſchüttern. Wäre der Herzog von Orleans einige Tage früher geſtorben, ſo hätte Paris keine zwölf Oppoſitionsdeputierten im Gegenſatz zu zwei Konſervativen gewählt, und

nicht durch dieſen ungeheuren Akt die Bewegung wieder in Bewegung geſetzt. Dieſer Todesfall ſtellt alles Beſtehende in Frage, und es wird ein Glück ſein, wenn die Anordnung der Regentſchaft für den Fall des Ablebens des jetzigen Königs ſo bald als möglich und ohne Störnis von den Kammern berathen und beſchloſſen wird. Ich ſage von den Kammern, denn das königliche Hausgeſetz iſt hier nicht ausreichend wie in andern Ländern*). Die Diskuſſionen über die Regentſchaft werden daher die Kammern zunächſt beſchäftigen und den Leidenſchaften Worte leihen. Und geht auch Alles ruhig von Statten, ſo ſteht uns doch ein proviſoriſches Interregnum bevor, das immer ein Miſsgeſchick und ein ganz beſonders ſchlimmes Miſsgeſchick iſt für ein Land, wo die Verhältniſſe noch ſo wackelig ſind und eben der Stabilität am meiſten bedürfen. Der König ſoll in ſeinem Unglück die höchſte Charakterſtärke und Beſonnenheit beweiſen, obgleich er ſchon ſeit einigen Wochen ſehr niedergeſchlagen war. Sein Geiſt ward in der letzten Zeit durch ſonderbare Ahnungen getrübt. Er ſoll unlängſt an Thiers vor deſſen Abreiſe einen Brief geſchrieben haben,

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

worin er sehr Viel vom Sterben sprach, aber er dachte gewiss nur an den eigenen Tod. Der verstorbene Herzog von Orleans war allgemein geliebt, ja angebetet. Die Nachricht seines Todes traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und Betrübnis herrscht unter allen Volksklassen. Um zwei Uhr gestern Nachmittag verbreitete sich auf der Börse, wo die Fonds gleich um drei Franks fielen, ein dumpfes Unglücksgerücht. Aber Niemand wollte recht daran glauben. Auch starb der Prinz erst um vier Uhr, und der Todesnachricht ward bis um diese Zeit von vielen Seiten widersprochen. Noch um fünf Uhr bezweifelte man sie. Als aber um sechs Uhr vor den Theatern ein weißer Papierstreif über die Komödienzettel geklebt und Relâche angekündigt wurde, da merkte Jeder die schreckliche Wahrheit. Wie sie angetänzelt kamen, die geputzten Französinnen, und statt des gehofften Schauspiels nur die verschlossenen Thüren sahen und von dem Unglück hörten, das bei Neuilly auf dem Weg, der le chemin de la révolte heißt, passiert war, da stürzten die Thränen aus manchen schönen Augen, da war Nichts als ein Schluchzen und Jammern um den schönen Prinzen, der so hübsch und so jung dahin sank, eine theure, ritterliche Gestalt, Franzose im liebenswürdigsten Sinne, in jeder

Beziehung der nationalen Beklagnis würdig. Ja, er fiel in der Blüthe ſeines Lebens, ein heiterer, heldenmüthiger Jüngling, und er verblutete ſo rein, ſo unbefleckt, ſo beglückt, gleichſam unter Blumen, wie einſt Adonis! Wenn er nur nicht gleich nach ſeinem Tod in ſchlechten Verſen und in noch ſchlechterer Lakaienproſa gefeiert wird! Doch Das iſt das Loos des Schönen hier auf Erden. Vielleicht während der wahrhafteſte und ſtolzeſte Schmerz das franzöſiſche Volk erfüllt und nicht bloß ſchöne Frauenthränen dem Hingeſchiedenen fließen, ſondern auch freie Männerthränen ſein Andenken ehren, hält ſich die officielle Trauer ſchon etwelche Zwiebeln vor die Naſe, um betrüglich zu flennen, und gar die Narrheit windet ſchwarze Flöre um die Glöckchen ihrer Kappe, und wir hören bald das tragikomiſche Geklingel. Beſonders die larmoyante Faſelhanſelei, lauwarmes Spülicht der Sentimentalität, wird ſich bei dieſer Gelegenheit geltend machen. Vielleicht zu dieſer Stunde ſchon keucht Lafitte nach Neuilly und umarmt den König mit deutſcheſter Rührung, und die ganze Oppoſition wiſcht ſich das Waſſer aus den Augen. Vielleicht ſchon in dieſer Stunde beſteigt Chateaubriand ſein melancholiſches Flügelroſs, ſeine gefiederte Roſinante, und ſchreibt eine hohltönende Kondolation an die Königin. Widerwärtige Weich-

lichkeit und Fratze! und der Zwischenraum ist sehr klein, der hier das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wie gesagt, vor den Theatern auf den Boulevards erfuhr man gestern die Gewissheit des betrübsamen Ereignisses, und hier bildeten sich überall Gruppen um die Redner, welche die nähern Umstände mit mehr oder weniger Zuthat und Ausschmückung erzählten. Mancher alte Schwätzer, der sonst nie Zuhörer findet, benutzte diese Gelegenheit, um ein aufmerksames Publikum um sich zu versammeln und die öffentliche Neugier im Interesse seiner Rhetorik auszubeuten. Da stand ein Kerl vor den Variétés, der ganz besonders pathetisch deklamierte, wie Theramen in der Phädra: „Il était sur son char“ u. s. w.*). Es hieß allgemein, indem der Prinz vom Wagen stürzte, sei sein Degen gebrochen und der obere Stumpf ihm in die Brust gedrungen. Ein Augenzeuge wollte wissen, dass er noch einige Worte gesprochen, aber in deutscher Sprache. Übrigens herrschte gestern überall eine leidende Stille, und auch heute zeigt sich in Paris keine Spur von Unruhe.

---

*) Hier schließt dieser Brief in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

XLIV.

Paris, den 19. Juli 1842.

Der verſtorbene Herzog von Orleans bleibt fortwährend das Tagesgeſpräch. Noch nie hat das Ableben eines Menſchen ſo allgemeine Trauer erregt. Es iſt merkwürdig, daſs in Frankreich, wo die Revolution noch nicht ausgegährt, die Liebe für einen Fürſten ſo tief wurzeln und ſich ſo großartig manifeſtieren konnte. Nicht bloß die Bourgeoiſie, die alle ihre Hoffnungen in den jungen Prinzen ſetzte, ſondern auch die untern Volksklaſſen beklagen ſeinen Verluſt. Als man das Juliusfeſt vertagte und auf der Place de la Concorde die großen Gerüſte abbrach, die zur Illumination dienen ſollten, war es ein herzzerreißender Anblick, wie das Volk ſich auf die niedergeriſſenen Balken und Bretter ſetzte und über den Tod des theuren Prinzen jammerte. Eine düſtere Betrübnis lag auf allen Geſichtern,

und der Schmerz Derjenigen, die kein Wort ſprachen, war am beredſamſten. Da floſſen die redlichſten Thränen, und unter den Weinenden war gewiſs Mancher, der in der Tabagie mit ſeinem Republikanismus prahlt. [Ja, das Königthum feierte einen großen Triumph, und zwar auf derſelben Place de la Concorde, wo es einſt ſeine ſchmählichſte Niederlage erlitten.]

Aber für Frankreich iſt der Tod des jungen Prinzen ein wirkliches Unglück, und er dürfte weniger Tugenden beſeſſen haben als ihm nachgerühmt werden, ſo hätten doch die Franzoſen hinlängliche Urſache zum Weinen, wenn ſie an die Zukunft denken. Die Regentſchaftsfrage beſchäftigt ſchon alle Köpfe, und leider nicht bloß die geſcheiten. Viel Unſinn wird bereits zu Markte gebracht. Auch die Argliſt weiß hier eine Ideenverwirrung anzuzetteln, die ſie zu ihren Parteizwecken auszubeuten hofft, und die in jedem Fall ſehr bedenkliche Folgen haben kann. Genießt der Herzog von Nemours wirklich die allerhöchſte Ungnade des ſouveränen Volks, wie [manche Blätter inſinuieren und wie von manchen Leuten] mit übertriebenem Eifer behauptet wird? Ich will nicht darüber urtheilen. Noch weniger will ich die Gründe ſeiner Ungnade unterſuchen. Das Vornehme, Feine, Ablehnende, Patricierhafte in der

Erſcheinung des Prinzen iſt wohl der eigentliche Anklagepunkt. Das Ausſehen des Orleans war edel, das Ausſehen des Nemours iſt adlig. Und ſelbſt wenn das Äußere dem Innern entſpräche, wäre der Prinz deſshalb nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonfaloniere der Demokratie derſelben die beſten Dienſte zu leiſten, da dieſes Amt durch die Macht der Verhältniſſe ihm die größte Verleugnung der Privatgefühle geböte; denn ſein verhaſſtes Haupt ſtünde hier auf dem Spiele*). Ich bin ſogar überzeugt, die Intereſſen der Demokratie ſind weit minder gefährdet durch einen Regenten, dem man wenig traut und den man beſtändig kontroliert, als durch einen jener Günſtlinge des Volks, denen man ſich mit blinder Vorliebe hingiebt und die am Ende doch nur Menſchen ſind, wandelbare Geſchöpfe, unterworfen den Veränderungsgeſetzen der Zeit und der eigenen Natur. Wie viele populäre Kronprinzen haben wir unbeliebt enden ſehen! Wie grauenhaft wetterwendiſch zeigte ſich das Volk in Bezug auf die ehemaligen Lieblinge! Die franzöſiſche Geſchichte iſt beſonders reich an betrübenden Beiſpielen. Mit wel-

*) „denn ſein verhaſſtes und verdächtiges Haupt wäre immer den ſchlimmſten Beargwöhnungen ausgeſetzt.“ ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

chem Freudejauchzen umjubelte das Volk den jungen Ludwig XIV. — mit thränenloſem Kaltſinn ſah es den Greis begraben. Ludwig XV. hieß mit Recht le bien-aimé, und mit wahrer Affenliebe huldigten ihm die Franzoſen im Anfang; als er ſtarb, lachte man und pfiff man Schelmenlieder — man freute ſich über ſeinen Tod. Seinem Nachfolger Ludwig XVI. ging es noch ſchlimmer, und er, der als Kronprinz faſt angebetet wurde und der im Beginn ſeiner Regierung für das Muſter aller Vollkommenheit galt, er ward von ſeinem Volke perſönlich miſshandelt, und ſein Leben ward ſogar verkürzt in der bekannten majeſtätsverbrecheriſchen Weiſe, auf der Place de la Concorde. Der Letzte dieſer Linie, Karl X., war Nichts weniger als unpopulär, als er auf den Thron ſtieg, und das Volk begrüßte ihn damals mit unbeſchreiblicher Begeiſterung; einige Jahre ſpäter ward er zum Lande hinaus eskortiert, und er ſtarb den harten Tod des Exils. Der Soloniſche Spruch, daſs man Niemand vor ſeinem Ende glücklich preiſen möge, gilt ganz beſonders von den Königen von Frankreich. Laſſt uns daher den Tod des Herzogs von Orleans nicht deſshalb beweinen, weil er vom Volke ſo ſehr geliebt ward und demſelben eine ſo ſchöne Zukunft verſprach, ſondern weil er als Menſch unſere Thränen ver-

diente. Lasst uns auch nicht so sehr jammern über die sogenannte ruhmlose Art, über das banal Zufällige seines Endes. Es ist besser, dass sein Haupt gegen einen harmlosen Stein zerschellte, als dass die Kugel eines Franzosen oder eines Deutschen ihm den Tod gab. Der Prinz hatte eine Vorahnung seines frühen Sterbens, meinte aber, dass er im Kriege oder in einer Emeute fallen würde. Bei seinem ritterlichen Muthe, der jeder Gefahr trotzte, war Dergleichen sehr wahrscheinlich [Aber die gütigen Götter haben anders beschlossen. Sie wollten, dass der künftige König von Frankreich mit reiner Liebe an seinem Volke hängen könne und auch nicht die Landsleute seiner Mutter zu hassen brauche; es war weder die Hand eines Franzosen noch eines Deutschen, die das Blut seines Vaters vergossen. Ein milder Trost liegt in diesem Gedanken.] — Der königliche Dulder, Ludwig Philipp, benimmt sich mit einer Fassung, die Jeden mit Ehrfurcht erfüllt. Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenlosem Kummer, aber sein Geist bleibt ungebeugt, und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth seiner Erhaltung tiefer gefühlt, als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von seinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!

XLV.

Paris, den 26. Juli 1842.

Die Thronrede ist kurz und einfach. Sie sagt das Wichtigste in der würdigsten Weise. Der König hat sie selbst verfasst. Sein Schmerz zeigt sich in einer puritanischen, ich möchte fast sagen republikanischen Prunklosigkeit. Er, der sonst so redselig, ist seitdem sehr wortkarg geworden. Das schweigende Empfangen in den Tuilerien vor einigen Tagen hatte etwas ungemein Trübsinniges, beinahe Geisterhaftes; ohne eine Silbe zu sprechen, gingen über tausend Menschen bei dem König vorüber, der stumm und leidend sie ansah. Es heißt, dass in Notre-Dame das angekündigte Requiem nicht stattfinde; der König will bei dem Begräbnis seines Sohnes keine Musik; Musik erinnere allzu sehr an Spiel und Fest. — Sein Wunsch, die Regentschaft auf seinen Sohn übertragen zu sehen und nicht auf seine Schwiegertochter, ist in der Adresse hinlänglich angedeutet. Dieser Wunsch wird wenig Widerrede

finden, und Nemours wird Regent, obgleich dieſes Amt der ſchönen und geiſtreichen Herzogin gebührt, die, ein Muſter von weiblicher Vollkommenheit, ihres verſtorbenen Gemahles ſo würdig war*). Geſtern ſagte man, der König werde ſeinen Enkel, den Grafen von Paris, in die Deputiertenkammer mitbringen. Viele wünſchten es, und die Scene wäre gewiſs ſehr rührend geweſen. Aber der König vermeidet jetzt, wie geſagt, Alles, was an das Pathos der Feudalmonarchie erinnert. — Über Ludwig Philipp's Abneigung gegen Weiberregentſchaften ſind viele Äußerungen ins Publikum gedrungen, [das ihm vollkommen Recht giebt. Schon zur Blüthezeit Chriſtinens in Spanien behauptete er, daſs dieſe Regentſchaft kein gutes Ende nehmen werde.] Der dümmſte Mann, ſoll er geſagt haben, werde immer ein beſſerer Regent ſein, als die klügſte Frau. Hat er deſshalb dem Nemours den Vorzug gegeben vor der klugen Helene?

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der obige Satz: „Dieſer Wunſch wird gar keine Widerrede finden, und die Oppoſition denkt zu patriotiſch, als daſs ſie die Exiſtenzfragen Frankreichs in ihre Parteiintereſſen verwickeln und ſomit das Vaterland in die entſetzlichſten Gefahren ſtürzen würde. Nemours wird Regent.“

Der Herausgeber.

XLVI.

Paris, den 29. Juli 1842.

Der Gemeinderath von Paris hat beſchloſſen, das Elephantenmodell, das auf dem Baſtillenplatz ſteht, nicht zu zerſtören, wie man anfangs beabſichtigte, ſondern zu einem Guſſe in Erz zu benützen und das hervorgehende Monument am Eingange der Barrière du Trône aufzuſtellen. Über dieſen Municipalbeſchluſs ſpricht das Volk der Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau faſt eben ſo Viel, wie die höhern Klaſſen über die Regentſchaftsfrage. Jener koloſſale Elephant von Gips, welcher ſchon zur Kaiſerzeit aufgeſtellt ward, ſollte ſpäter als Modell des Denkmals dienen, das man der Julusrevolution auf dem Baſtillenplatze zu widmen gedachte. Seitdem ward man andern Sinnes, und man errichtete zur Verherrlichung jenes glorreichen

Ereigniſſes die große Juliusſäule. Aber die Forträumung des Elephanten erregte große Beſorgniſſe. Es ging nämlich unter dem Volk das unheimliche Gerücht von einer ungeheuren Anzahl Ratten, die ſich im Innern des Elephanten eingeniſtet hätten, und es ſei zu befürchten, daſs, wenn man die große Gipsbeſtie niederreiße, eine Legion von kleinen, aber ſehr gefährlichen Scheuſalen zum Vorſchein käme, die ſich über die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau verbreiten würden. Alle Unterröcke zitterten bei dem Gedanken an ſolche Gefahr, und ſogar die Männer ergriff eine unheimliche Furcht vor der Invaſion jener langgeſchwänzten Gäſte. Es wurden dem Magiſtrate die unterthänigſten Vorſtellungen gemacht, und in Folge derſelben vertagte man das Niederreißen des großen Gipselephanten, der ſeitdem jahrelang auf dem Baſtillenplatze ſtehen blieb. Sonderbares Land! wo trotz der allgemeinen Zerſtörungsſucht ſich dennoch manche Dinge erhalten, da man allgemein die ſchlimmeren Dinge fürchtet, die an ihre Stelle treten könnten! Wie gern würden ſie den Ludwig Philipp niederreißen, dieſen großen klugen Elephanten, aber ſie fürchten Seine Majeſtät den ſouveränen Rattenkönig, das tauſendköpfige Ungethüm, das alsdann zur Regierung käme, und ſelbſt die adligen und geiſtlichen Feinde der

Bourgeoisie, die nicht eben mit Blindheit geschlagen sind, suchen aus diesem Grunde den Juliusthron zu erhalten; nur die ganz Beschränkten, die Spieler und Falschspieler unter den Aristokraten und Klerikalen, sind Pessimisten und spekulieren auf die Republik oder vielmehr auf das Chaos, das unmittelbar nach der Republik eintreten dürfte.

Die Bourgeoisie selbst ist ebenfalls vom Dämon der Zerstörens besessen, und wenn sie auch die Republik nicht eben fürchtet, so hat sie doch eine instinktmäßige Angst vor dem Kommunismus, vor jenen düstern Gesellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jetzigen Regiments hervorstürzen würden. Ja, vor einer Republik von der frühern Sorte, selbst vor ein bißchen Robespierrismus, hätte die französische Bourgeoisie keine Furcht, und sie würde sich leicht mit dieser Regierungsform aussöhnen und ruhig auf die Wache ziehen und die Tuilerien beschützen, gleichviel ob hier ein Ludwig Philipp oder ein Comité du salut public residiert; denn die Bourgeoisie will vor Allem Ordnung und Schutz der bestehenden Eigenthumsrechte, — Begehrnisse, die eine Republik eben so gut wie das Königthum gewähren kann. Aber diese Boutiquiers ahnen, wie gesagt, instinktmäßig, daſs die Republik heut zu Tage nicht mehr die Principien der neun-

ziger Jahre vertreten möchte, ſondern nur die Form wäre, worin ſich eine neue, unerhörte Proletarierherrſchaft mit allen Glaubensſätzen der Gütergemeinſchaft geltend machen würde. Sie ſind Konſervative durch äußere Nothwendigkeit, nicht durch innern Trieb, und die Furcht iſt hier die Stütze aller Dinge.

Wird dieſe Furcht noch auf lange Zeit vorhalten? Wird nicht eines frühen Morgens der nationale Leichtſinn die Köpfe ergreifen und ſelbſt die Ängſtlichen in den Strudel der Revolution fortreißen? Ich weiß es nicht, aber es iſt möglich, und die Wahlreſultate zu Paris ſind ſogar ein Merkmal, daſs es wahrſcheinlich iſt. Die Franzoſen haben ein kurzes Gedächtnis und vergeſſen ſogar ihre gerechteſten Befürchtungen. Deſshalb treten ſie ſo oft auf als Akteure, ja als Hauptakteure, in der ungeheuern Tragödie, die der liebe Gott auf der Erde aufführen läſſt. Andere Völker erleben ihre große Bewegungsperiode, ihre Geſchichte, nur in der Jugend, wenn ſie nämlich ohne Erfahrung ſich in die That ſtürzen; denn ſpäter im reifern Alter hält das Nachdenken und das Abwägen der Folgen die Völker, wie die Individuen, vom raſchen Handeln zurück, und nur die äußere Noth, nicht die eigene Willensfreude, treibt dieſe Völker in die Arena der

Weltgeſchichte. Aber die Franzoſen behalten immer den Leichtſinn der Jugend, und ſo Viel ſie auch geſtern gethan und gelitten, ſie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöſcht in ihrem Gedächtnis, und der neue Morgen treibt ſie zu neuem Thun und neuem Leiden. Sie wollen nicht alt werden, und ſie glauben ſich vielleicht die Jugend ſelbſt zu erhalten, wenn ſie nicht ablaſſen von jugendlicher Bethörung, jugendlicher Sorgloſigkeit und jugendlicher Großmuth! Ja, Großmuth, eine faſt kindiſche Güte im Verzeihen, bildet einen Grundzug des Charakters der Franzoſen; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs dieſe Tugend mit ihren Gebrechen aus demſelben Born, der Vergeſslichkeit, hervorquillt. Der Begriff „Verzeihen" entſpricht bei dieſem Volke wirklich dem Worte „Vergeſſen," dem Vergeſſen der Beleidigung. Wäre Dies nicht der Fall, es gäbe täglich Mord und Todtſchlag in Paris, wo bei jedem Schritte ſich Menſchen begegnen, zwiſchen denen eine Blutſchuld exiſtiert. [Vor einigen Wochen ſah ich einen alten Mann über die Boulevards gehen, deſſen ſorgloſe Phyſiognomie mir auffiel. „Wiſſen Sie, wer Das iſt?" ſprach zu mir mein Begleiter; „Das iſt Monſieur de Polignac, Derſelbe, der am Tode ſo vieler Tauſende von Pariſern Schuld iſt und auch mir

einen Vater und einen Bruder gekostet! Vor zwölf Jahren hätte ihn das Volk in der ersten Wuth gern zerrissen, aber jetzt kann er hier ruhig auf dem Boulevard herumgehen."]

Diese charakteristische Gutmüthigkeit der Franzosen äußert sich in diesem Augenblick ganz besonders in Bezug auf Ludwig Philipp, und seine ärgsten Feinde im Volk, mit Ausnahme der Karlisten, offenbaren eine rührende Theilnahme an seinem häuslichen Unglück. [Die Abtrünnigen haben ihm wieder ihre Sympathien zugewendet, und] ich möchte behaupten, der König ist jetzt wieder [ganz] populär. Als ich gestern vor Notre-Dame die Vorbereitungen zur Leichenfeier betrachtete und dem Gespräch der Kurzjacken zuhörte, die dort versammelt standen, vernahm ich unter andern die naive Äußerung: der König könne jetzt ruhig in Paris spazieren gehen, und es werde Niemand auf ihn schießen. (Welche Popularität!) Der Tod des Herzogs von Orleans, der allgemein geliebt war, hat seinem Vater die störrigsten Herzen wiedergewonnen, und die Ehe zwischen König und Volk ist durch das gemeinschaftliche Unglück gleichsam aufs neue eingesegnet worden. Aber wie lange werden die schwarzen Flitterwochen dauern?

XLVII.

Paris, den 17. September 1842.

Nach einer vierwöchentlichen Reiſe bin ich ſeit geſtern wieder hier, und ich geſtehe, das Herz jauchzte mir in der Bruſt, als der Poſtwagen über das geliebte Pflaſter der Boulevards dahinrollte, als ich dem erſten Putzladen mit lächelnden Griſettengeſichtern vorüberfuhr, als ich das Glockengeläute der Cocoverkäufer vernahm, als die holdſelige civiliſierte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir faſt glücklich zu Muth, und den erſten Nationalgardiſten, der mir begegnete, hätte ich umarmen können; ſein zahmes, gutmüthiges Geſicht grüßte ſo witzig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze, und ſein Bajonett hatte wirklich etwas Intelligentes, wodurch es ſich von den Bajonetten anderer Korporationen ſo beruhigend unterſcheidet. Warum aber war die

Freude bei meiner Rückkehr nach Paris diesmal so überschwänglich, daſs es mich fast bedünkte, als beträte ich den süßen Boden der Heimat, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum übt Paris einen solchen Zauber auf Fremde, die in seinem Weichbild einige Jahre verlebt? Viele wackere Landsleute, die hier seſshaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutsche sich heimischer fühlen als eben in Paris, und Frankreich selbst sei am Ende unserm Herzen nichts Anderes, als ein französisches Deutschland.

Aber diesmal ist meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß — ich komme aus England. Ja, aus England, obgleich ich nicht den Kanal durchschiffte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-sur-mer, und Das ist bereits eine englische Stadt. Man sieht dort Nichts als Engländer und hört dort Nichts als Englisch von Morgens bis Abends, ach, sogar des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu besitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politisieren! Während vier Wochen hörte ich Nichts als jene Zischlaute des Egoismus, der sich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausspricht. Es ist gewiſs eine schreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszusprechen. Doch in Betreff der

Engländer könnte mich der augenblickliche Unmuth zu Dergleichen verleiten, und beim Anblick der Masse vergesse ich leicht die vielen wackern und edlen Männer, die sich durch Geist und Freiheitsliebe ausgezeichnet. Aber Diese, namentlich die brittischen Dichter, stachen immer desto greller ab von dem übrigen Volk, sie waren isolierte Märtyrer ihrer nationalen Verhältnisse, und dann gehören große Genies nicht ihrem partikulären Geburtslande, kaum gehören sie dieser Erde, der Schädelstätte ihres Leidens. Die Masse, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde! — sind mir in tiefster Seele zuwider, und manchmal betrachte ich sie gar nicht als meine Mitmenschen, sondern ich halte sie für leidige Automaten, für Maschinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das schnurrende Räderwerk, womit sie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beten, ihr mechanisches anglikanisches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linkisches Frömmeln ist mir am widerwärtigsten; ich bin fest überzeugt, ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! Zu andern Zeiten kommen diese Stock-Engländer mir vor wie ein öder Spuk, und weil

unheimlicher, als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geisterstunde, sind mir jene vierschrötigen, rothbäckigen Gespenster, die schwitzend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihren eckigen Gliedmaßen, mit ihren steifen Ellenbogen stoßen sie überall an, und ohne sich zu entschuldigen durch ein artiges Wort. Wie müssen diese rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleisch fressen, erst jenen Chinesen verhasst sein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt ist, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieser Nationaltugend verknixen und verbücklingen!

Ich gestehe es, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede, und mein Missurtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Besorgnissen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe des deutschen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher schnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich diese Engländer mit einer grenzenlosen, grauenhaften Furcht. Ich hege den besten Respekt vor ihrer materiellen Obmacht; sie haben sehr Viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber sie vereinigen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthago's. Gegen

Erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchlerischen Ränke jener Punier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt wo seine merkantilischen Interessen unterliegen — es giebt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf, wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken gerathen, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Waarenlager keinen Absatz mehr findet.

Wie wird England sich aus solcher Geschäftskrisis retten? Ich weiß nicht, wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöst werden kann; aber ich weiß, daſs die Politik des modernen Karthago's nicht sehr wählig in ihren Mitteln ist. Ein europäischer Krieg wird dieser Selbstsucht vielleicht zuletzt als das geeignetste Mittel erscheinen, um dem innern Gebreste einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die englische Oligarchie spekuliert alsdann zunächst auf den Säckel des Mittelstandes, dessen Reichthum in der That kolossal ist und zur Besoldung und Beschwichtigung der unteren Klassen hinlänglich ausgebeutet werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indische und chinesische Expeditionen, wie groß auch ihre financielle Noth, wird doch die englische Regierung jetzt den pekuniären Aufwand steigern, wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimische

Deficit, desto reichlicher wird im Ausland das englische Gold ausgestreut werden; England ist ein Kaufmann, der sich in bankerottem Zustand befindet, und aus Verzweiflung ein Verschwender wird, oder vielmehr kein Geldopfer scheut, um sich momentan zu halten. Und man kann mit Geld schon Etwas ausrichten auf dieser Erde, besonders seit Jeder die Seligkeit hier unten sucht. Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuersten Summen ausgiebt bloß zur Besoldung seiner ausländischen Agenten, deren Instruktionen alle für den Fall eines europäischen Krieges berechnet sind, und wie wieder diese englischen Agenten die heterogensten Talente, Tugenden und Laster im Ausland für ihre Zwecke zu gewinnen wissen.

Wenn wir Dergleichen bedenken, wenn wir zur Einsicht gelangen, dass nicht an der Seine, aus Begeisterung für eine Idee und auf öffentlichem Marktplatz, die Ruhe Europa's am furchtbarsten gestört werden dürfte, sondern an der Themse, in den verschwiegenen Gemächern des Foreign Office, in Folge des rohen Hungerschreies englischer Fabrikarbeiter; wenn wir Dieses bedenken, so müssen wir dorthin manchmal unser Auge richten und nächst der Persönlichkeit der Regierenden auch die andrängende Noth der untern Klassen beobachten. [Dies

aber ist keine Kleinigkeit, und es gehört dazu eine Anschauung, die man nur jenseits des Kanals, auf dem Schauplatz selbst, gewinnen kann. Was ich heute beiläufig mittheile, ist Nichts als flüchtige Andeutung, nothdürftiges Auffassen von Tischreden und Theegesprächen, die ich zu Boulogne unwillkürlich anhören musste, die aber vielleicht nicht gänzlich ohne Werth waren, da jeder Engländer mit der Politik seines Landes vertraut ist und in einem Wust von langweiligen Details immer einige mehr oder minder bedeutsame Dinge zu Markte bringt. Ich bediente mich eben des Ausdrucks „die Politik seines Landes;" diese ist bei den Engländern nichts Anderes, als eine Masse von Ansichten über die materiellen Interessen Englands und ein richtiges Abwägen der ausländischen Zustände, in wie weit sie für Englands Wohl und Handel schädlich oder heilsam sein können. Es ist merkwürdig, wie sie Alle, vom Premierminister bis zum geringsten Flickschneider, hierüber die genauesten Notizen im Kopf tragen und bei jedem Tagesereignis gleich herausfinden, was England dabei zu gewinnen oder zu verlieren hat, welcher Nutzen oder welcher Schaden für das liebe England daraus entstehen kann. Hier ist der Instinkt ihres Egoismus wahrhaft bewunderungswürdig. Sie unterscheiden sich

hierdurch sehr auffallend von den Franzosen, die selten übereinstimmen in ihren Ansichten über die materiellen Interessen ihres Landes, im Reiche der Thatsachen eine brillante Unwissenheit verrathen, und immer nur mit Ideen beschäftigt sind und nur über Ideen diskutieren. Französische Politiker, die eine englische Positivität mit französischem Idealismus vereinigen, sind sehr selten. Guizot ragt in dieser Beziehung am glorreichsten hervor. Die Engländer, die ich über Guizot reden hörte, verriethen keineswegs eine so große Sympathie für ihn, wie man gewöhnlich glaubt; im Gegentheil, sie behaupteten, jeder andere Minister würde ihnen weniger Respekt, aber weit mehr materielle Vortheile angedeihen lassen, und nur über seine Größe als Staatsmann sprachen sie mit unparteiischer Verehrung. Sie rühmten seine consistency und verglichen ihn gewöhnlich mit Sir Robert Peel, den aber Guizot nach meiner Ansicht himmelhoch überflügelt, eben weil ihm nicht bloß alles thatsächliche Wissen zu Gebot steht, sondern weil er auch Ideen im Haupt trägt — Ideen, wovon der Engländer keine Ahnung hat. Ja, er hat von Dergleichen keine Ahnung, und Das ist das Unglück Englands; denn nur Ideen können hier retten, wie in allen verzweiflungsschweren Fällen. Wie jämmerlich musste Peel in

einer merkwürdigen Rede beim Schluſs des Parlaments ſeine Unmacht eingeſtehen!]

Die geſteigerte Noth der untern Volksklaſſen iſt ein Gebreſte, das die unwiſſenden Feldſcherer durch Aderläſſe zu heben glauben, aber ein ſolches Blutvergießen wird eine Verſchlimmerung hervorbringen. Nicht von außen, durch die Lanzette, nein, nur von innen heraus, durch geiſtige Medikamente, kann der ſieche Staatskörper geheilt werden. Nur ſociale Ideen könnten hier eine Rettung aus der verhängnisvollſten Noth herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Werften Englands giebt es keine einzige große Idee; Nichts als Dampfmaſchinen und Hunger. Jetzt iſt freilich der Aufruhr unterdrückt, aber durch öftere Ausbrüche kann es wohl dahin kommen, daſs die engliſchen Fabrikarbeiter, die nur Baum- und Schafwolle zu verarbeiten wiſſen, ſich auch ein biſschen in Menſchenfleiſch verſuchen und ſich die nöthigen Handgriffe aneignen, und endlich dieſes blutige Gewerbe ebenſo muthvoll ausüben, wie ihre Kollegen, die Ouvriers zu Lyon und Paris, und dann dürfte es ſich endlich ereignen, daſs der Beſieger Napoleon's, der Feldmarſchall Mylord Wellington, der jetzt wieder ſein Oberſchergenamt angetreten hat, mitten in London ſein Waterloo fände. In gleicher Weiſe möchte leicht

der Fall eintreten, daſs ſeine Myrmidonen ihrem Meiſter den Gehorſam aufkündigten. Es zeigen ſich ſchon jetzt ſehr bedenkliche Symptome ſolcher Geſinnung bei dem engliſchen Militär, und in dieſem Augenblick ſitzen fünfzig Soldaten im Towergefängnis zu London, welche ſich geweigert hatten, auf das Volk zu ſchießen. Es iſt kaum glaublich, und es iſt dennoch wahr, daſs engliſche Rothröcke nicht dem Befehl ihrer Officiere, ſondern der Stimme der Menſchlichkeit gehorchten und jener Peitſche vergaßen, welche die Katze mit neun Schwänzen (the cat of nine tails) heißt und mitten in der ſtolzen Hauptſtadt der engliſchen Freiheit ihren Heldenrücken beſtändig bedroht — die Knute Großbritanniens! Es iſt herzzerreißend, wenn man lieſt, wie die Weiber weinend den Soldaten entgegentraten und ihnen zuriefen: „Wir brauchen keine Kugeln, wir brauchen Brot.“ Die Männer kreuzten ergebungsvoll die Arme und ſprachen: „Den Hunger müſſt ihr todtſchießen, nicht uns und unſere Kinder.“ Der gewöhnliche Schrei war: „Schießt nicht, wir ſind ja Alle Brüder!“

Solche Berufung auf die Fraternität mahnt mich an die franzöſiſchen Kommuniſten, bei denen ich ähnliche Redeweiſen zuweilen vernahm. Dieſe Redeweiſen, wie ich beſonders in Lyon bemerkte,

waren durchaus nicht auffallend oder stark gefärbt, weder pikant noch originell; im Gegentheil, es waren die abgedroschensten, platteſten Gemeinſprüche, welche der Troſs der Kommuniſten im Munde führte. Aber die Macht ihrer Propaganda beſteht nicht ſowohl in einem gut formulierten Proſpektus von beſtimmten Beklagniſſen und beſtimmten Forderungen, ſondern in einem tiefwehmüthigen und faſt ſympathetiſch wirkenden Ton, womit ſie die banalſten Dinge äußern, z. B. „Wir ſind alle Brüder“ u. ſ. w. Der Ton und allenfalls ein geheimer Händedruck bilden alsdann den Kommentar zu dieſen Worten und verleihen ihnen ihre welterſchütternde Bedeutung. Die franzöſiſchen Kommuniſten ſtehen überhaupt auf demſelben Standpunkt mit den engliſchen Fabrikarbeitern, nur daſs der Franzoſe mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.

Der Aufruhr in England iſt für den Augenblick geſtillt, aber nur für den Augenblick; er iſt bloß vertagt, er wird mit jedesmal geſteigerter Macht aufs Neue ausbrechen, und um ſo gefährlicher, da er immer die rechte Stunde abwarten kann. Wie aus vielen Anzeichen einleuchtet, iſt der Widerſtand der Fabrikarbeiter jetzt eben ſo praktiſch organiſiert, wie einſt der Widerſtand der iriſchen

Katholiken. Die Chartiſten haben dieſe drohende Macht in ihr Intereſſe zu ziehen und einigermaßen zu disciplinieren gewuſſt, und ihre Verbindung mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern iſt vielleicht die wichtigſte Erſcheinung der Gegenwart. Dieſe Verbindung entſtand auf ſehr einfachem Wege, ſie war eine natürliche, obgleich die Chartiſten ſich gern mit einem beſtimmten Programm als eine rein politiſche Partei präſentieren, und die Fabrikarbeiter, wie ich ſchon oben erwähnt, nur arme Taglöhner ſind, die vor Hunger kaum ſprechen können und, gleichgültig gegen alle Regierungsform, nur das liebe Brot verlangen. Aber das Wort meldet ſelten den innern Herzensgedanken einer Partei, es iſt nur ein äußerliches Erkennungszeichen, gleichſam die geſprochene Kokarde; der Chartiſt, der ſich auf die politiſche Frage zu beſchränken vorgiebt, hegt Wünſche im Gemüthe, die mit den vagſten Gefühlen jener hungrigen Handwerker tief übereinſtimmen, und Dieſe können ihrerſeits immerhin das Programm der Chartiſten zu ihrem Feldgeſchrei wählen, ohne ihre Zwecke zu verabſäumen. Die Chartiſten nämlich verlangen erſtens, daſs das Parlament nur aus einer Kammer beſtehe und durch alljährliche Wahlen erneuert werde; zweitens, daſs durch geheimes Votieren die Unabhängigkeit der Wähler

ſicher geſtellt werde; endlich, daſs jeder geborne Engländer, der ins Mannesalter getreten, Wähler und wählbar ſei. Davon können wir noch immer nicht eſſen, ſagten die nothleidenden Arbeiter, von Geſetzbüchern eben ſo wenig wie von Kochbüchern wird der Menſch ſatt, uns hungert. „Wartet nur," entgegnen die Chartiſten, „bis jetzt ſaßen im Parlament nur die Reichen, und Dieſe ſorgten nur für die Intereſſen ihrer eignen Beſitzthümer; durch das neue Wahlgeſetz, durch die Charte, werden aber auch die Handwerker oder ihre Vertreter ins Parlament kommen, und da wird es ſich wohl ausweiſen, daſs die Arbeit eben ſo gut wie jeder andere Beſitz ein Eigenthumsrecht in Anſpruch nehmen kann, und es einem Fabrikherrn eben ſo wenig erlaubt ſein dürfte, den Taglohn des Arbeiters nach Willkür herabzuſetzen, wie es ihm nicht erlaubt iſt, das Mobiliar- oder Immobiliarvermögen ſeines Nachbarn zu beeinträchtigen. Die Arbeit iſt das Eigenthum des Volks, und die daraus entſpringenden Eigenthumsrechte ſollen durch das regenerierte Parlament ſanktioniert und geſchützt werden." Ein Schritt weiter, und dieſe Leute ſagen, die Arbeit ſei das Recht des Volks; und da dieſes Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohne zur Folge hätte, ſo führt der Chartismus,

wo nicht zur Gütergemeinschaft, doch gewiss zur Erschütterung der bisherigen Eigenthumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Gesellschaft, und in jenen chartistischen Anfängen läge, in ihre Konsequenzen verfolgt, eine sociale Umwälzung, wogegen die französische Revolution als sehr zahm und bescheiden erscheinen dürfte.

Hier offenbart sich wieder die Hypokrisie und der praktische Sinn der Engländer, im Gegensatz zu den Franzosen: — die Chartisten verbergen unter legalen Formen ihren Terrorismus, während die Kommunisten ihn freimüthig und unumwunden aussprechen. Letztere tragen freilich noch einige Scheu, die letzten Konsequenzen ihres Princips beim rechten Namen zu nennen, und diskutiert man mit ihren Häuptlingen, so vertheidigen sich Diese gegen den Vorwurf, als wollten sie das Eigenthum abschaffen, und sie behaupten dann, sie wollten im Gegentheil das Eigenthum auf eine breitere Basis etablieren, sie wollten ihm eine umfassendere Organisation verleihen. Du lieber Himmel, ich fürchte, das Eigenthum würde durch den Eifer solcher Organisatoren sehr in die Krümpe gehen, und es würde am Ende Nichts als die breite Basis übrig bleiben. „Ich will dir die Wahrheit gestehen," sagte mir jüngst ein kommunistischer Freund, „das Eigenthum wird kei-

neswegs abgeſchafft werden, aber es bekömmt eine neue Definition.“

Es iſt nun dieſe neue Definition, die hier in Frankreich dem herrſchenden Bürgerſtande eine große Angſt einflößt, und dieſer Angſt verdankt Ludwig Philipp ſeine ergebenſten Anhänger, die eifrigſten Stützen ſeines Thrones. Je heftiger die Stützen zittern, deſto weniger ſchwankt der Thron, und der König braucht Nichts zu fürchten, eben weil die Furcht ihm Sicherheit giebt. Auch Guizot erhält ſich durch die Angſt vor der neuen Definition, die er mit ſeiner ſcharfen Dialektik ſo meiſterhaft bekämpft, und ich glaube nicht, daſs er ſo bald unterliegt, obgleich die herrſchende Partei der Bourgeoiſie, für die er ſo Viel gethan und ſo Viel thut, kein Herz für ihn hat. Warum lieben ſie ihn nicht? Ich glaube, erſtens weil ſie ihn nicht verſtehen, und zweitens weil man Denjenigen, der unſere eignen Güter ſchützt, immer weit weniger liebt, als Denjenigen, der uns fremde Güter verſpricht. So war es einſt in Athen, ſo iſt es jetzt in Frankreich, ſo wird es in jeder Demokratie ſein, wo das Wort frei iſt und die Menſchen leichtgläubig.

XLVIII.

Paris, den 4. December 1842.

Wird ſich Guizot halten? Es hat mit einem franzöſiſchen Miniſterium ganz dieſelbe Bewandtnis wie mit der Liebe — man kann nie ein ſicheres Urtheil fällen über ſeine Stärke und Dauer. Man glaubt zuweilen, das Miniſterium wurzle unerſchütterlich feſt, und ſiehe! es ſtürzt den nächſten Tag durch einen geringen Windzug. Noch öfter glaubt man, das Miniſterium wackle ſeinem Untergang entgegen, es könne ſich nur noch wenige Wochen auf den Beinen halten, aber zu unſrer Verwunderung zeigt es ſich alsbald noch kräftiger als früher und überlebt alle Diejenigen, die ihm ſchon die Leichenrede hielten. Vor vier Wochen, den 29. Oktober, feierte das Guizot'ſche Miniſterium ſeinen dritten Geburtstag, es iſt jetzt über zwei Jahr' alt, und ich ſehe

nicht ein, warum es nicht länger leben ſollte auf dieſer ſchönen Erde, auf dem Boulevard-des-Capucines, wo grüne Bäume und gute Luft. Freilich, gar viele Miniſterien ſind dort ſchnell hingerafft worden, aber dieſe haben ihr frühes Ende immer ſelbſt verſchuldet, ſie haben ſich zu viel Bewegung gemacht. Ja, was bei uns Andern die Geſundheit fördert, die Bewegung, Das macht ein Miniſterium todtkrank, und namentlich der erſte März iſt daran geſtorben. Sie können nicht ſtillſitzen, dieſe Leutchen. Der öftere Regierungswechſel in Frankreich iſt nicht bloß eine Nachwirkung der Revolution, ſondern auch ein Ergebnis des Nationalcharakters der Franzoſen, denen das Handeln, die Thätigkeit, die Bewegung, ein eben ſo großes Bedürfnis iſt, wie uns Deutſchen das Tabakrauchen, das ſtille Denken und die Gemüthsruhe; gerade dadurch, daſs die franzöſiſchen Staatslenker ſo rührig ſind und ſich beſtändig etwas Neues zu ſchaffen machen, gerathen ſie in halsbrechende Verwicklungen. Dies gilt nicht bloß von den Miniſterien, ſondern auch von den Dynaſtien, die immer durch eigene Aktivität ihre Kataſtrophe beſchleunigt haben. Ja, durch dieſelbe fatale Urſache, durch die unermüdliche Aktivität, iſt nicht bloß Thiers gefallen, ſondern auch der ſtärkere Napoleon, der bis an ſein ſeliges

Ende auf dem Throne geblieben wäre, wenn er nur die Kunst des Stillsitzens, die bei uns den kleinen Kindern zuerst gelehrt wird, beſeſſen hätte! Dieſe Kunst beſitzt aber Herr Guizot in einem hohen Grade, er hält ſich marmorn ſtill, wie der Obelisk des Luxor, und wird deſshalb ſich länger erhalten, als man glaubt. Er thut Nichts, und Das iſt das Geheimnis ſeiner Erhaltung. Warum aber thut er Nichts? Ich glaube zunächſt, weil er wirklich eine gewiſſe germaniſche Gemüthsruhe beſitzt und von der Sucht der Geſchäftigkeit weniger geplagt wird als ſeine Landsleute. Oder thut er Nichts, weil er ſo Viel verſteht? Je mehr wir wiſſen, je tiefer und umfaſſender unſre Einſichten ſind, deſto ſchwerer wird uns das Handeln, und wer alle Folgen jedes Schrittes immer vorausſähe, Der würde gewiſs bald aller Bewegung entſagen und ſeine Hände nur dazu gebrauchen, um ſeine eigenen Füße zu binden. Das weiteſte Wiſſen verdammt uns zur engſten Paſſivität.

Indeſſen — was auch das Schickſal des Miniſteriums ſein möge — laſſt uns die letzten Tage des Jahrs, das, Gottlob! ſeinem Ende naht, ſo reſigniert als möglich ertragen. Wenn uns nur der Himmel nicht zum Schluſs mit einem neuen Unglück heimſucht! Es war ein ſchlechtes Jahr, und wäre ich ein Tendenzpoet, ich würde mit meinen

mißtönend poltrigſten Verſen dem ſcheidenden Jahre ein Charivari bringen. In dieſem ſchlechten, ſchändlichen Jahre hat die Menſchheit Viel erduldet, und ſogar die Bankiers haben einige Verluſte erlitten. Welch ein ſchreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Verſailler Eiſenbahn! Ich ſpreche nicht von dem verunglückten Sonntagspublikum, das bei dieſer Gelegenheit gebraten oder geſotten wurde; ich ſpreche vielmehr von der überlebenden Sabbathkompagnie, deren Aktien um ſo viele Procente gefallen ſind und die jetzt dem Ausgang der Proceſſe, die jene Kataſtrophe hervorgerufen, mit zitternder Beſorgnis entgegenſieht. Werden die Stifter der Kompagnie den verwaiſten oder verſtümmelten Opfern ihrer Gewinnſucht einigen Schadenerſatz gewähren müſſen? Es wäre entſetzlich! Dieſe beklagenswerthen Millionäre haben ſchon ſo Viel eingebüßt, und der Profit von andern Unternehmungen mag in dieſem Jahre das Deficit kaum decken. Dazu kommen noch andere Fatalitäten, über die man leicht den Verſtand verlieren kann, und an der Börſe verſicherte man geſtern, der Halbbankier Läuſedorf wolle zum Chriſtenthum übergehn*). Andern geht es beſſer,

*) „glaube nicht mehr an Moſes und die Propheten und wolle ſich taufen laſſen.“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

und wenn auch die rive gauche gänzlich ins Stocken geriethe, könnten wir uns damit tröſten, daſs die rive droite deſto erfreulicher gedeiht. Auch die ſüdfranzöſiſchen Eiſenbahnen, ſo wie die jüngſt konceſſionierten, machen gute Geſchäfte, und wer geſtern noch ein armes Lümpchen war, iſt heute ſchon ein reicher Lump. Namentlich der dünne und langnaſige Herr * verſichert: er habe „Grind,“ mit der Vorſehung zufrieden zu ſein. Ja, während ihr Andern in philoſophiſchen Spekulationen eure Zeit vertrödelt, ſpeculierte und trödelte dieſer dünne Geiſt mit Eiſenbahnaktien, und einer ſeiner Gönner von der hohen Bank ſagte mir jüngſt: „Sehen Sie, das Kerlchen war gar Nichts, und jetzt hat es Geld, und es wird noch mehr Geld verdienen, und es hat ſich all ſein Lebtag nicht mit Philoſophie abgegeben.“ Wie doch dieſe Pilze in allen Ländern und Zeiten dieſelben geweſen! Mit beſonderer Verachtung haben ſie immer auf Schriftſteller herabgeſehen, die ſich mit jenen uneigennützigen Studien beſchäftigen, die wir Philoſophie nennen.“ Schon vor achtzehnhundert Jahren, wie Petron erzählt, ließ ein römiſcher Parvenü ſich folgende Grabſchrift ſetzen: „Hier ruhet Straberius — er war Anfangs gar Nichts, er hinterließ jedoch dreihundert Millionen Seſtertien, er hat ſich ſein Lebtag nicht mit

Philosophie abgegeben; folge seinem Beispiel, und du wirst dich wohl befinden." *)

Hier in Frankreich herrscht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, schläfriger, gähnender Friede. Es ist Alles still, wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Kapitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich, wie sie wachsen, die Reichthümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klirrt Etwas wie ein Messer, das gewetzt wird. Nachbarliche Tumulte kümmern uns sehr wenig, und nicht einmal das rasselnde Schilderheben in Barcelona hat uns hier aufgestört. Der Mordspektakel, der im Studierzimmer der Mademoiselle Heinefetter zu Brüssel vorfiel, hat uns schon weit mehr interessiert, und ganz besonders sind die Damen ungehalten über dieses deutsche Gemüth, das trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich doch noch nicht gelernt hatte, wie man es anfängt, daſs zwei gleichzeitige Anbeter sich nicht auf der Walstätte ihres Glücks begegnen. Die Nachrichten aus dem Osten

*) Dieser Absatz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

erregten gleichfalls ein unzufriedenes Gemurmel im Volke, und der Kaiser von China hat sich eben so stark blamiert, wie Mademoiselle Heinefetter. Nutzloses Blutvergießen, und die Blume der Mitte ist verloren. Die Engländer sind überrascht, so leichten Kaufs mit dem Bruder der Sonne und dem Vetter des Mondes fertig geworden zu sein, und sie berechnen schon, ob sie die jetzt überflüssigen Kriegsrüstungen im indischen Meere nicht gegen Japan richten sollen, um auch dieses Land zu brandschatzen. An einem loyalen Vorwande zum Angriff wird es gewiss auch hier nicht fehlen. Sind es nicht Opiumfässer, so sind es die Schriften der englischen Missionsgesellschaft, die von der japanischen Sanitätskommission konfisciert worden. Vielleicht bespreche ich in einem spätern Briefe, wie England seine Kriegszüge bemäntelt. Die Drohung, dass brittische Großmuth uns nicht zu Hilfe kommen werde, wenn Deutschland einst wie Polen getheilt werden dürfte, erschreckt mich nimmermehr. Erstens kann Deutschland nicht getheilt werden. Theile mal Einer das Fürstenthum Liechtenstein oder Greiz-Schleiz! Und zweitens ist Deutschland trotz seiner Zerstückelung die gewaltigste Macht der Welt, und diese Macht ist im wunderbarsten Wachsthum. Ja, Deutschland wird täglich stärker, der Nationalsinn verleiht ihm

eine innere Einheit, die unverwüſtlich, und es iſt gewiſs ein Symptom unſerer ſteigenden Volksbedeutung, daſs die Engländer, die einſt nur den Fürſten Subſidien gezahlt, jetzt auch den deutſchen Tribunen, die mit der Feder den Rhein vertheidigen, ihre Druckkoſten erſetzen.] — —

XLIX.

Paris, den 31. December 1842.

Noch ein kleiner Fußtritt, und das alte böse Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit. Dieſes Jahr war eine Satire auf Ludwig Philipp, auf Guizot, auf Alle, die ſich ſo viele Mühe gegeben haben, den Frieden in Europa zu erhalten. Dieſes Jahr iſt eine Satire auf den Frieden ſelbſt, denn im geruhſamen Schoße deſſelben wurden wir mit Schreckniſſen heimgeſucht, wie ſie der gefürchtete Krieg gewiſs nicht ſchrecklicher hervorbringen konnte. Entſetzlicher Wonnemond, wo faſt gleichzeitig in Frankreich, in Deutſchland und Haiti die fürchterlichſten Trauerſpiele aufgeführt wurden! Welches Zuſammentreffen der unerhörteſten Unglücksfälle! Welcher boshafte Witz des Zufalls! Welche hölliſchen Überraſchungen! Ich kann mir die Verwun-

derung denken, womit die Bewohner des Schattenreichs die neuen Ankömmlinge vom 6. Mai betrachteten, die geputzten Sonntagsgesichter, Studenten, Grisetten, junge Ehepaare, vergnügungssüchtige Droguisten, Philister von allen Farben, die zu Versailles die Kunstwasser springen sahen und, statt in Paris, wo schon die Mittagstafel für sie gedeckt war, plötzlich in der Unterwelt anlangten! Und zwar verstümmelt, gesotten und geschmort! Ist es der Krieg, der euch so schnöde zugerichtet? „Ach nein, wir haben Frieden, und wir kommen eben von einer Spazierfahrt.“ Auch die gebratenen Spritzenleute und Litzenbrüder, die einige Tage später aus Hamburg ankamen, mussten nicht geringeres Erstaunen im Lande Pluto's erregen. Seid ihr die Opfer des Kriegsgottes? war gewiss die Frage, womit sie empfangen wurden. „Nein, unsre Republik hat Frieden mit der ganzen Welt, der Tempel des Janus war geschlossen, nur die Bacchushalle stand offen, und wir lebten im ruhigen Genusse unsrer spartanischen Mockturtlesuppen, als plötzlich das große Feuer entstand, worin wir umkamen.“ Und eure berühmten Löschanstalten? „Die sind gerettet, nur ihr Ruhm ist verloren.“ Und die alten Perücken? „Die werden wie gepuderte Phönixe aus der Asche hervorsteigen.“ Den folgenden Tag, wäh-

rend Hamburg noch loderte, entstand das Erdbeben zu Haiti, und die armen schwarzen Menschen wurden zu Tausenden ins Schattenreich hinabgeschleudert. Als sie bluttriefend anlangten, glaubte man gewiss dort unten, sie kämen aus einer Schlacht mit den Weißen, und sie seien von Diesen gemetzelt oder gar als revoltierte Sklaven zu Tode gepeitscht worden. Nein, auch diesmal irrten sich die guten Leute am Styx. Nicht der Mensch, sondern die Natur hatte das große Blutbad angerichtet auf jener Insel, wo die Sklaverei längst abgeschafft, wo die Verfassung eine republikanische ist, ohne verjüngende Keime, aber wurzelnd in ewigen Vernunftgesetzen; es herrscht dort Freiheit und Gleichheit, sogar schwarze Pressfreiheit. — Greiz-Schleiz ist keine solche Republik, kein so hitziger Boden wie Haiti, wo das Zuckerrohr, die Kaffestaude und die schwarze Pressfreiheit wächst, und also ein Erdbeben sehr leicht entstehen konnte; aber trotz des zahmen Kartoffelklimas, trotz der Censur, trotz der geduldigen Verse, die eben deklamiert oder gesungen wurden, ist den Greiz-Schleizern, während sie vergnügt und schaulustig im Theater saßen, plötzlich das Dach auf den Kopf gefallen, und ein Theil des verehrungswürdigen Publikums sah sich unerwartet in den Orkus geschleudert!

Ja, im sanftseligsten Stillleben, im Zustande des Friedens, häufte sich mehr Unheil und Elend, als jemals der Zorn Bellona's zusammentrompeten konnte. Und nicht bloß zu Lande, sondern auch zu Wasser haben wir in diesem Jahr das Außerordentliche erduldet. Die zwei großen Schiffbrüche an den Küsten von Südafrika und der Manche gehören zu den schauderhaftesten Kapiteln in der Martyrgeschichte der Menschheit. Wir haben keinen Krieg, aber der Frieden richtet uns hin, und gehen wir nicht plötzlich zu Grunde durch einen brutalen Zufall, so sterben wir doch allmählich an einem gewissen schleichenden Gift, an einer Aqua Toffana, welche uns in den Kelch des Lebens geträufelt worden, der Himmel weiß von welcher Hand!

[Ja, nur der Himmel weiß es, nicht wir, die wir in der Ungeduld des langweiligsten Schmerzes die Urheber desselben vergebens errathen wollen und, blind umhertappend, nicht selten die unschuldigsten Leidensgenossen verletzen. Wir haben immer Recht in Betreff der Thatsache, nämlich daß Giftmischerei stattgefunden und daß wir daran erkrankten; aber was die Personen betrifft, auf die unser Verdacht fällt, so ist Irrthum an allen Ecken, und es ist manchmal heilsam, sich darüber auszusprechen. Es ist manchmal sogar Pflicht, und in dieser Be-

ziehung habe ich über den Schluſs meines letzten Briefes eine erläuternde Bemerkung nachzuſchicken. Ich habe nämlich in jenen Schlusworten keineswegs die Ehrlichkeit der Geſinnung, die Wahrhaftigkeit und Ehrenfeſtigkeit irgend eines deutſchen Tribunen, der unſern Rhein vertheidigt, zu verunglimpfen geſucht, ſondern ich habe nur auf die Ausbildung eines Syſtems hindeuten wollen, das jenſeits des Kanals ſeit dem Beginn der franzöſiſchen Revolution gegen Frankreich angewendet worden; jenes Syſtem iſt eine Thatſache, die hiſtoriſch bewieſen iſt. Ich hatte nur jene brittiſche Bereitwilligkeit im Auge, die, wenn ſie auch nicht ſelbſt ſchießt, doch wenigſtens die Bomben liefert, wie zu Barcelona. Ich glaube mich zu dieſer Bemerkung verpflichtet; der Zwieſpalt zwiſchen den ſogenannten Nationalen und den Rationalen wird täglich klaffender, und Letztere müſſen eben ihre Vernünftigkeit dadurch beurkunden, daſs ſie den Groll gegen die Idee nicht die Diener derſelben entgelten laſſen. Wie die Römer, wenn ſie eine Stadt mit Sturm einnehmen wollten, vorher die Götter aufforderten, das Weichbild der bedrohten Stadt zu verlaſſen, aus Furcht, daſs ſie im Tumult irgend eine Gottheit beſchädigen möchten, ſo wollen wir, die wir Krieg führen mit Gottheiten, mit Ideen, uns im

Gegentheil davor hüten, daſs wir nicht die Diener derſelben, die Menſchen, im Kampfgewühl verletzen!]

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in den letzten Stunden des ſcheidenden böſen Jahres. Das neue ſteht vor der Thür*). Möge es minder grauſam ſein als ſein Vorgänger! Ich ſende meinen wehmüthigſten Glückwunſch zum Neujahr über den Rhein. Ich wünſche den Dummen ein biſschen Verſtand und den Verſtändigen ein biſschen Poeſie. Den Frauen wünſche ich die ſchönſten Kleider und den Männern ſehr viel Geduld. Den Reichen wünſche ich ein Herz und den Armen ein Stückchen Brot. Vor Allem aber wünſche ich, daſs wir in dieſem neuen Jahr einander ſo wenig als möglich verleumden mögen.

*) „Dieſer fromme Vorſatz mag uns hinüberleiten ins neue Jahr.“ heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ſtatt obiger zwei Sätze.

Der Herausgeber.

L.

Paris, den 2. Februar 1843.

Worüber ich am meiſten erſtaune, Das iſt die Anſtelligkeit dieſer Franzoſen, das geſchickte Übergehen oder vielmehr Überſpringen von einer Beſchäftigung in die andre, in eine ganz heterogene. Es iſt Dieſes nicht bloß eine Eigenſchaft des leichten Naturells, ſondern auch ein hiſtoriſches Erwerbnis; ſie haben ſich im Laufe der Zeit ganz losgemacht von hemmenden Vorurtheilen und Pedantereien. So geſchah es, daſs die Emigranten, die während der Revolution zu uns herüberflüchteten, den Wechſel der Verhältniſſe ſo leicht ertrugen, und Manche darunter, um das liebe Brot zu gewinnen, ſich aus dem Stegreif ein Gewerbe zu ſchaffen wuſſten. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie ein franzöſiſcher Marquis ſich damals als Schuſter

in unſrer Stadt etablierte und die beſten Damenſchuhe verfertigte; er arbeitete mit Luſt, pfiff die ergötzlichſten Liedchen, und vergaß alle frühere Herrlichkeit. Ein deutſcher Edelmann hätte unter denſelben Umſtänden ebenfalls zum Schuſterhandwerk ſeine Zuflucht genommen, aber er hätte ſich gewiſs nicht ſo heiter in ſein ledernes Schickſal gefügt, und er würde ſich jedenfalls auf männliche Stiefel gelegt haben, auf ſchwere Sporenſtiefel, die an den alten Ritterſtand erinnern. Als die Franzoſen über den Rhein kamen, muſſte unſer Marquis ſeine Boutike verlaſſen, und er floh nach einer andern Stadt, ich glaube nach Kaſſel, wo er der beſte Schneider wurde; ja, ohne Lehrjahre emigrierte er ſolchermaßen von einem Gewerbe zum andern, und erreichte darin gleich die Meiſterſchaft — was einem Deutſchen unbegreiflich erſcheinen dürfte, nicht bloß einem Deutſchen von Adel, ſondern auch dem gewöhnlichſten Bürgerkind. Nach dem Sturze des Kaiſers kam der gute Mann mit ergrauten Haaren, aber unverändert jungem Herzen in die Heimat zurück, und ſchnitt ein ſo hochadliges Geſicht und trug wieder ſo ſtolz die Naſe, als hätte er niemals den Pfriem oder die Nadel geführt. Es iſt ein Irrthum, wenn man von den Emigranten behauptete, ſie hätten Nichts gelernt und Nichts vergeſſen; im Gegentheil,

sie hatten Alles vergessen, was sie gelernt. Die Helden der napoleonischen Kriegsperiode, als sie abgedankt oder auf halben Sold gesetzt wurden, warfen sich ebenfalls mit dem größten Geschick in die Gewerbthätigkeit des Friedens, und jedesmal wenn ich in das Komptoir von Delloye trat, hatte ich meine liebe Verwunderung, wie der ehemalige Colonel jetzt als Buchhändler an seinem Pulte saß, umgeben von mehren weißen Schnurrbärten, die ebenfalls als brave Soldaten unter dem Kaiser gefochten, jetzt aber bei ihrem alten Kameraden als Buchhalter oder Rechnungsführer, kurz als Kommis dienten.

Aus einem Franzosen kann man Alles machen, und Jeder dünkt sich zu Allem geschickt. Aus dem kümmerlichsten Bühnendichter entsteht plötzlich, wie durch einen Theaterkoup, ein Minister, ein General, ein Kirchenlicht, ja ein Herrgott. Ein merkwürdiges Beispiel der Art bieten die Transformationen unsres lieben Charles Duveyrier, der einer der erleuchtetsten Dignitare der Saint-Simonistischen Kirche war, und, als diese aufgehoben wurde, von der geistlichen Bühne zur weltlichen überging. Dieser Charles Duveyrier saß in der Salle Taitbout auf der Bischofsbank, zur Seite des Vaters, nämlich Enfantin's; er zeichnete sich aus durch einen gott-

erleuchteten Prophetenton, und auch in der Stunde der Prüfung gab er als Martyrer Zeugnis für die neue Religion. Von den Luſtſpielen Duveyrier's wollen wir heute nicht reden, ſondern von ſeinen politiſchen Broſchüren; denn er hat die Theaterkarrière wieder verlaſſen und ſich auf das Feld der Politik begeben, und dieſe neue Umwandlung iſt vielleicht nicht minder merkwürdig. Aus ſeiner Feder floſſen die kleinen Schriften, die allwöchentlich unter dem Titel: „Lettres politiques“ herauskommen. Die erſte iſt an den König gerichtet, die zweite an Guizot, die dritte an den Herzog von Nemours, die vierte an Thiers. Sie zeugen ſämmtlich von vielem Geiſt. Es herrſcht darin eine edle Geſinnung, ein lobenswerther Widerwille gegen barbariſche Kriegsgelüſte, eine ſchwärmeriſche Begeiſterung für den Frieden. Von der Ausbeutung der Induſtrie erwartet Duveyrier das goldne Zeitalter. Der Meſſias wird nicht auf einem Eſel, ſondern auf einem Dampfwagen den ſegensreichen Einzug halten. Namentlich die Broſchüre, die an Thiers gerichtet, oder vielmehr gegen ihn gerichtet, athmet dieſe Geſinnung. Von der Perſönlichkeit des ehemaligen Konſeilpräſidenten ſpricht der Verfaſſer mit hinlänglicher Ehrfurcht. Guizot gefällt ihm, aber

Molé gefällt ihm beſſer. Dieſer Hintergedanke dämmert überall durch.

Ob er mit Recht oder mit Unrecht irgend einem von den Dreien den Vorzug giebt, iſt ſchwer zu beſtimmen. Ich meinestheils glaube nicht, daſs Einer beſſer als der Andre, und ich bin der Meinung, daſs Jeder von ihnen als Miniſter immer Daſſelbe thun wird, was auch unter denſelben Umſtänden der Andre thäte. Der wahre Miniſter, deſſen Gedanke überall zur That wird, der ſowohl gouverniert als regiert, iſt der König, Ludwig Philipp, und die erwähnten drei Staatsmänner unterſcheiden ſich nur in der Art und Weiſe, wie ſie ſich mit der Vorherrſchaft des königlichen Gedankens abfinden.

Herr Thiers ſträubt ſich im Anfang ſehr barſch, macht die redſeligſte Oppoſition, trompetet und trommelt, und thut doch am Ende, was der König wollte. Nicht bloß ſeine revolutionären Gefühle, ſondern auch ſeine ſtaatsmänniſchen Überzeugungen ſind im beſtändigen Widerſpruch mit dem königlichen Syſteme; er fühlt und weiß, daſs dieſes Syſtem auf die Länge ſcheitern muſs, und ich könnte die erſtaunlichſten Äußerungen Thiers' über die Unhaltbarkeit der jetzigen Zuſtände mittheilen. Er kennt zu gut ſeine Franzoſen und zu gut die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, um ſich dem Quietismus der ſiegreichen

Bourgeoisiepartei ganz hingeben zu können und an den Maulkorb zu glauben, den er selbst dem tausendköpfigen Ungeheuer angelegt hat; sein feines Ohr hört das innerliche Knurren, er hat sogar Furcht, einst von dem entzügelten Ungethüm zerrissen zu werden — und dennoch thut er, was der König will.

Mit Herrn Guizot ist es ganz anders. Für ihn ist der Sieg der Bourgeoisiepartei eine vollendete Thatsache, un fait accompli, und er ist mit all' seinen Fähigkeiten in den Dienst dieser neuen Macht getreten, deren Herrschaft er durch alle Künste des historischen und philosophischen Scharfsinns als vernünftig, und folglich auch als berechtigt, zu stützen weiß. Das ist eben das Wesen eines Doktrinärs, daſs er für Alles, was er thun will, eine Doktrin findet. Er steht vielleicht mit seinen geheimsten Überzeugungen über dieser Doktrin, vielleicht auch drunter, was weiß ich? Er ist zu geistesbegabt und vielseitig wissend, als daſs er nicht im Grunde ein Skeptiker wäre, und eine solche Skepsis verträgt sich mit dem Dienst, den er dem Systeme widmet, dem er sich einmal ergeben hat. Jetzt ist er der treue Diener der Bourgeoisieherrschaft, und hart wie ein Herzog von Alba wird er sie mit unerbittlicher Konsequenz bis zum letzten Momente vertheidigen.

Bei ihm ist kein Schwanken, kein Zagen, er weiß, was er will, und was er will, thut er. Fällt er im Kampfe, so wird ihn auch dieser Sturz nicht erschüttern, und er wird bloß die Achseln zucken. War doch Das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgültig. Siegt etwa einst die republikanische Partei, oder gar die der Kommunisten, so rathe ich diesen braven Leuten, den Guizot zum Minister zu nehmen, seine Intelligenz und seine Halsstarrigkeit auszubeuten, und sie werden besser dabei stehen, als wenn sie ihren erprobtesten Dummköpfen der Bürgertugend das Gouvernement in Händen geben. Ich möchte einen ähnlichen Rath den Henriquinquisten ertheilen, für den unmöglichen Fall, daſs sie einst wieder durch ein Nationalunglück, durch ein Strafgericht Gottes, in Besitz der officiellen Gewalt geriethen; nehmt den Guizot zum Minister, und ihr werdet euch dreimal vierundzwanzig Stunden länger halten können, und ich fürchte, Herrn Guizot nicht Unrecht zu thun, wenn ich die Meinung ausspreche, daſs er so tief herabsteigen könnte, um eure schlechte Sache durch seine Beredsamkeit und seine gouvernementalen Talente zu unterstützen. Seid ihr ihm doch eben so gleichgültig, wie die Spießbürger, für die er jetzt so großen Geistesaufwand macht in Wort

und That, und wie das Syſtem des Königs, dem er mit ſtoiſchem Gleichmuthe dient.

Herr Molé unterſcheidet ſich von dieſen Beiden dadurch, daſs er erſtens der eigentliche Staatsmann iſt, deſſen Perſönlichkeit ſchon den Patricier verräth, dem das Talent der Staatslenkung angeboren oder durch Familientraditionen anerzogen worden. Bei ihm iſt keine Spur vom plebejiſchen Emporkömmling, wie bei Herrn Thiers, und noch weniger hat er die Ecken eines Schulmanns, wie Herr Guizot, und bei der Ariſtokratie der fremden Höfe mag er durch eine ſolche äußere Repräſentation und diplomatiſche Leichtigkeit die Genialität erſetzen, welche wir bei Herrn Thiers und Guizot finden. Er hat kein andres Syſtem, als das des Königs, iſt auch zu ſehr Hofmann, um ein andres haben zu wollen, und Das weiß der König, und er iſt der Miniſter nach dem Herzen Ludwig Philipp's. Ihr werdet ſehen, jedesmal wenn man ihm die Wahl laſſen wird, Herrn Guizot oder Herrn Thiers zum Premierminiſter zu nehmen, wird Ludwig Philipp immer wehmüthig antworten: „Laſſt mich Molé nehmen.“ Der König erinnert mich bei dieſer Gelegenheit an einen kleinen Jungen, dem ich ein Spielzeug kaufen wollte. Als ich ihn fragte, was ihm lieber wäre, ein Chineſe oder ein Türke, ant-

wortete der Kleine: „Ich will lieber ein roth angestrichenes Holzpferdchen, mit einer Flöte im Steiß.“ Wenn Louis Philipp sagt: „Lasst mich Molé nehmen,“ so darf man nicht vergessen: Molé, Das ist er selber, und da doch einmal geschieht, was er will, so wäre es gar kein Unglück, wenn Molé wieder Minister würde.

Aber ein Glück wäre es auch nicht, denn das königliche System würde nach wie vor in Wirksamkeit bleiben, und wie sehr wir die edle Absicht des Königs hochschätzen, wie sehr wir ihm den besten Willen für das Glück Frankreichs zutrauen, so müssen wir doch bekennen, daſs die Mittel zur Ausführung nicht die richtigen sind, daſs das ganze System keinen Schuſs Pulver taugt, wenn es nicht gar einst durch einen Schuſs Pulver in die Luft springt. Ludwig Philipp will Frankreich regieren durch die Kammer, und er glaubt Alles gewonnen zu haben, wenn er durch Begünstigung ihrer Glieder bei allen Regierungsvorschlägen die parlamentarische Majorität gewonnen. Aber sein Irrthum besteht darin, daſs er Frankreich durch die Kammer repräsentiert glaubt. Dieses aber ist nicht der Fall, und er verkennt ganz die Interessen eines Volks, welche von denen der Kammer sehr verschieden sind und von letzterer nicht sonderlich beachtet werden.

Steigt ſeine Impopularität bis zu einem bedenklichen Punkte, ſo wird ihn ſchwerlich die Kammer retten können, und es iſt noch die Frage, ob jene begünſtigte Bourgeoiſie, für die er ſo Viel thut, ihm im gefährlichen Augenblicke mit Enthuſiasmus zu Hilfe eilen wird.

„Unſer Unglück iſt," ſagte mir jüngſt ein Habitué der Tuilerien, „daſs unſre Gegner, indem ſie uns ſchwächer glauben, als wir ſind, uns nicht fürchten, und daſs unſre Freunde, die zuweilen ſchmollen, uns eine größere Stärke zumuthen, als wir in der Wirklichkeit beſitzen."

LI.

Paris, den 5. Mai 1843.

Die eigentliche Politik lebt jetzt zurückgezogen in ihrem Hôtel auf dem Boulevard des Capucines. Induſtrielle und artiſtiſche Fragen ſind unterdeſſen an der Tagesordnung, und man ſtreitet jetzt, ob das Zuckerrohr oder die Runkelrübe begünſtigt werden ſolle, ob es beſſer ſei, die Nordeiſenbahn einer Kompagnie zu überlaſſen oder ſie ganz auf Koſten des Staates auszubauen, ob das klaſſiſche Syſtem in der Poeſie durch den Succeſs von „Lukretia“ wieder auf die Beine kommen werde; die Namen, die man in dieſem Augenblick am häufigſten nennt, ſind Rothſchild und Ponſard.

Die Unterſuchung über die Wahlen bildet ein kleines Intermezzo in der Kammer. Der voluminöſe Bericht über dieſe betrübſame Angelegenheit enthält

ſehr wunderliche Details. Der Verfaſſer iſt ein gewiſſer Lanyer, den ich vor zwölf Jahren als einen äußerſt ungeſchickten Arzt bei ſeinem einzigen Patienten antraf, und der ſeitdem zum Beſten der Menſchheit den Äskulapſtab an den Nagel gehängt hat. Sobald die Enquête beſeitigt, beginnen die Debatten über die Zuckerfrage, bei welcher Gelegenheit Herr von Lamartine die Intereſſen des Kolonialhandels und der franzöſiſchen Marine gegen den kleinlichen Krämerſinn vertreten wird. Die Gegner des Zuckerrohrs ſind entweder betheiligte Induſtrielle, die das Heil Frankreichs nur vom Standpunkt ihrer Bude beurtheilen, oder es ſind alte abgelebte Bonapartiſten, die an der Runkelrübe, der Lieblingsidee des Kaiſers, mit einer gewiſſen Pietät feſthalten. Dieſe Greiſe, die ſeit 1814 geiſtig ſtehen geblieben, bilden immer ein wehmüthig komiſches Seitenſtück zu unſern überrheiniſchen alten Deutſchthümlern, und wie Dieſe einſt für die deutſche Eiche und den Eichelkaffe, ſo ſchwärmen Jene für die Gloire und den Runkelrübenzucker. Aber die Zeit rollt raſch vorwärts, unaufhaltſam, auf rauchenden Dampfwagen, und die abgenutzten Helden der Vergangenheit, die alten Stelzfüße abgeſchloſſener Nationalität, die Invaliden und Inkurablen, werden wir bald aus den Augen verlieren.

Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnen, wovon die eine nach Orleans, die andere nach Rouen führt, verursacht hier eine Erschütterung, die Jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem socialen Isolierschemel steht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo Einer dem Andern den elektrischen Schlag mittheilt. Während aber die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfasst den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, dass unsre ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, dass neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muss unsern Vätern zu Muth gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch ihre ersten Schüsse ankündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt schickte. Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereignis, das der Menschheit einen neuen Umschwung giebt, das die Farbe und Gestalt des

Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abſchnitt in der Weltgeſchichte, und unſre Generation darf ſich rühmen, daſs ſie dabei geweſen. Welche Veränderungen müſſen jetzt eintreten in unſrer Anſchauungsweiſe und in unſern Vorſtellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum ſind ſchwankend geworden. Durch die Eiſenbahnen wird der Raum getödtet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anſtändig zu tödten! In vierthalb Stunden reiſt man jetzt nach Orleans, in eben ſo viel' Stunden nach Rouen. Was wird Das erſt geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutſchland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden ſein werden! Mir iſt, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche ſchon den Duft der deutſchen Linden; vor meiner Thür brandet die Nordſee.

Es haben ſich nicht bloß für die Ausführung der Nordeiſenbahn, ſondern auch für die Anlage vieler andern Linien große Geſellſchaften gebildet, die das Publikum in gedruckten Cirkularen zur Theilnahme auffordern. Jede verſendet einen Proſpektus, an deſſen Spitze in großen Zahlen das Kapital paradiert, das die Koſten der Unternehmung decken wird. Es beträgt immer einige fünfzig bis

hundert, ja ſogar mehre hundert Millionen Franks; es werden, ſobald die zur Subſkription limitierte Zeit verfloſſen, keine Subſkribenten mehr angenommen; auch wird bemerkt, daſs, im Fall die Summe des limitierten Geſellſchaftskapitals vor jenem Termin erreicht iſt, Niemand mehr zur Subſkription zugelaſſen werden kann. Ebenfalls mit koloſſalen Buchſtaben ſtehen obenangedruckt die Namen der Perſonen, die das Comité de surveillance der Societät bilden; es ſind nicht bloß Namen von Financiers, Bankiers, Receveurs-generaux, Uſinen-Inhabern und Fabrikanten, ſondern auch Namen von hohen Staatsbeamten, Prinzen, Herzögen, Marquis, Grafen, die zwar meiſt unbekannt, aber mit ihrer officiellen und feudaliſtiſchen Titulatur gar prachtvoll klingen, ſo daſs man glaubt, die Trompetenſtöße zu vernehmen, womit Bajazzo auf dem Balkon einer Marktbude das verehrungswürdige Publikum zum Hereintreten einladet. On ne paie qu'en entrant. Wer traute nicht einem ſolchen Comité de surveillance, das aber keineswegs, wie Viele glauben, eine ſolidariſche Garantie verſprochen haben will und keine feſte Stütze iſt, ſondern als Karyatide figuriert. Ich bemerkte einem meiner Freunde meine Verwunderung, daſs unter den Mitgliedern der Komités ſich auch Marineoffi-

ciere befänden, ja daſs ich auf vielen Proſpektus-Cirkularen als Präſidenten der Societät die Namen von Admirälen gedruckt ſähe. So z. B. ſähe ich den Namen des Admirals Roſamel, nach welchem ſogar die ganze Geſellſchaft und ſogar ihre Aktien genannt werden. Mein Freund, der ſehr lachluſtig, meinte, eine ſolche Beigeſellung von Secofficieren ſei eine ſehr kluge Vorſichtsmaßregel der reſpektiven Geſellſchaften, für den Fall, daſs ſie mit der Juſtiz in eine fatale Kolliſion kämen, und von einer Jury zu den Galeeren verurtheilt würden; die Mitglieder der Geſellſchaft hätten alsdann immer einen Admiral bei ſich, was ihnen zu Toulon oder Breſt, wo es viel zu rudern giebt, von Nutzen ſein möchte. Mein Freund irrt ſich. Jene Leute haben nicht zu befürchten, in Toulon oder in Breſt ans Ruder zu kommen; das Ruder, das ihren Händen einſt anheimfällt oder zum Theil ſchon anheimgefallen, gehört einer ganz andern Örtlichkeit, es iſt das Staatsruder, deſſen ſich die herrſchende Geldariſtokratie täglich mehr und mehr bemächtigt. Jene Leute werden bald nicht ſowohl das Comité de surveillance der Eiſenbahnſocietät, ſondern auch das Comité de surveillance unſerer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft bilden, und ſie werden es ſein, die uns nach Toulon oder Breſt ſchicken.

Das Haus Rothſchild, welches die Konceſſion der Nordeiſenbahn ſoumiſſioniert und ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Perſonen gewährt, iſt eine Vergünſtigung, ja, um mich ganz beſtimmt auszudrücken, ſie iſt ein Geldgeſchenk, das Herr von Rothſchild ſeinen Freunden angedeihen läſſt. Die eventuellen Aktien, die ſogenannten Promeſſen des Hauſes Rothſchild, ſtehen nämlich ſchon mehre hundert Franken über pari, und wer daher ſolche Aktien al pari von dem Baron James de Rothſchild begehrt, bettelt im wahren Sinne des Wortes. Aber die ganze Welt bettelt jetzt bei ihm, es regnet Bettelbriefe, und da die Vornehmſten mit dem würdigen Beiſpiel vorangehen, iſt jetzt das Betteln keine Schande mehr. Herr von Rothſchild iſt daher der Held des Tages, und er ſpielt überhaupt in der Geſchichte unſrer heutigen Miſère eine ſo große Rolle, daſs ich ihn oft und ſo ernſthaft als möglich beſprechen muſs. Er iſt in der That eine merkwürdige Perſon. Ich kann ſeine financielle Fähigkeit nicht beurtheilen, aber, nach Reſultaten zu ſchließen, muſs ſie ſehr groß ſein. Eine eigenthümliche Kapacität iſt bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Inſtinkt, womit er die Kapacitäten andrer Leute in jeder Sphäre, wo nicht

zu beurtheilen, doch herauszufinden versteht*). Man hat ihn ob solcher Begabnis mit Ludwig XIV. ver-

*) Der vorige Absatz und der Anfang des obigen fehlen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Dagegen findet sich dort folgende Stelle: „Wenn nur Rothschild und die Kammer sich verständigen in Bezug auf die Nordeisenbahn. Der kleinlichste Parteigeist ist hier sehr thätig, Schwierigkeiten zu säen und den nothwendigen Unternehmungseifer zu lähmen. Die Kammer, aufgeregt durch Privatchikane jeder Sorte, wird an den vorgeschlagenen Bedingungen der Rothschild'schen Societät mäkeln, und es entstehen alsdann die unleidlichsten Zögerungen und Zagnisse. Aller Augen sind bei dieser Gelegenheit auf das Haus Rothschild gerichtet, das die Societät, die sich zur Ausführung jener Eisenbahn gebildet hat, eben so solid wie rühmlich repräsentiert. Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, daß das Haus Rothschild, welches früher nur den gouvernementalen Bedürfnissen seine Thätigkeit und Hilfsquellen zuwandte, sich jetzt vielmehr an die Spitze großer Nationalunternehmungen stellt, Industrie und Volkswohlfahrt befördernd durch seine enormen Kapitalien und seinen unermeßlichen Kredit. Der größte Theil der Mitglieder dieses Hauses, oder vielmehr dieser Familie, ist gegenwärtig in Paris versammelt; doch die Geheimnisse eines solchen Kongresses sind zu gut bewahrt, als daß wir Etwas darüber berichten könnten. Unter diesen Rothschilden herrscht eine große Eintracht. Sonderbar, sie heirathen immer unter einander, und die Verwandtschaftsgrade kreuzen sich dergestalt, daß der Historiograph einst seine liebe Noth haben wird mit der Entwirrung dieses Knäuels. Das Haupt oder vielmehr der Kopf der Familie ist der Baron James,

glichen; und wirklich, im Gegensatz zu seinen Herren Kollegen, die sich gern mit einem Generalstab von Mittelmäßigkeiten umgeben, sahen wir Herrn James von Rothschild immer in intimster Verbindung mit den Notabilitäten jeder Disciplin; wenn ihm auch das Fach ganz unbekannt war, so wusste er doch immer, wer darin der beste Mann. Er versteht vielleicht keine Note Musik, aber Rossini war beständig sein Hausfreund. Ary Scheffer ist sein Hofmaler; Carême war sein Koch. Herr von Rothschild weiß sicher kein Wort Griechisch, aber der Hellenist Letronne ist der Gelehrte, den er am meisten auszeichnet. Sein Leibarzt war der geniale Dupuytren, und es herrschte zwischen Beiden die brüderlichste Zuneigung. Den Werth eines Cremieux, des großen Juristen, dem eine große Zukunft bevorsteht, hat Herr von Rothschild schon frühe begriffen, und er fand in ihm seinen treuen Anwalt. In gleicher Weise hat er die politischen Fähigkeiten Ludwig Philipp's gleich von Anfang

---

ein merkwürdiger Mann, dessen eigenthümliche Kapacität sich freilich nur in Finanzverhältnissen offenbart, der aber zugleich durch Beobachtungsgabe oder Instinkt die Kapacitäten in jeder andern Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden versteht."

Der Herausgeber.

gewürdigt, und er ſtand immer auf vertrautem Fuße mit dieſem Großmeiſter der Staatskunſt. Den Emile Pereire, den Pontifex Maximus der Eiſenbahnen, hat Herr von Rothſchild ganz eigentlich entdeckt, er machte Denſelben gleich zu ſeinem erſten Ingenieur, und durch ihn gründete er die Eiſenbahn nach Verſailles, [nämlich die des rechten Ufers, wo nie ein Unglück geſchieht.] Die Poeſie, ſowohl die franzöſiſche wie die deutſche, iſt ebenfalls in der Gunſt des Herrn von Rothſchild ſehr würdig vertreten; doch will es mich bedünken, als ob hier eine liebenswürdige Kourtoiſie im Spiele, und als ob der Herr Baron für unſre heutigen lebenden Dichter nicht ſo ſchwärmeriſch begeiſtert ſei, wie für die großen Todten, z. B. für Homer, Sophokles, Dante, Cervantes, Shakſpeare, Goethe, lauter verſtorbene Poeten, verklärte Genien, die, geläutert von allen irdiſchen Schlacken, jeder Erdennoth entrückt ſind und keine Nordeiſenbahnaktien verlangen*).

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet dieſer Satz: „Nur die Poeſie, die franzöſiſche wie die deutſche, iſt durch keine lebende Größe repräſentiert in der Gunſt des Herrn von Rothſchild; Derſelbe liebt nur Shakſpeare, Racine, Goethe, lauter verſtorbene Dichter ꝛc.“ — Es folgt dann, ſtatt obiger Fortſetzung, nur noch die Stelle: „Apropos Dichtkunſt: ich kann nicht umhin hier flüchtig zu er-

In dieſem Augenblick iſt der Stern Rothſchild im Zenith ſeines Glanzes. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht einen Mangel an Devotion zu Schulden kommen laſſe, indem ich Herrn von Rothſchild nur einen Stern nannte. Doch er wird mir nicht darob grollen, wie jener Andere, Ludwig XIV., der einſt über einen armen Dichter in Zorn gerieth, weil er die Impertinenz hatte, ihn mit einem Stern zu vergleichen, ihn, der gewohnt war, die Sonne genannt zu werden, und auch dieſen Himmelskörper als ſein officielles Sinnbild angenommen.

Ich will heute, um ganz ſicher zu gehen, Herrn von Rothſchild dennoch mit der Sonne vergleichen; erſtens koſtet es mir Nichts, und dann, wahrhaftig, ich kann es mit gutem Fug in dieſem Augenblick, wo Jeder ihm huldigt, um von ſeinen goldnen

---

wähnen, daſs Monſieur Ponſard Nichts weniger als ein großer Dichter iſt. Unverſtand und Parteigeiſt haben ihn aufs Schild gehoben und werden ihn eben ſo ſchnell wieder fallen laſſen. Ich kenne ſeine vielbeſprochene „Lukretia“ nur nach Auszügen, aber ſo Viel habe ich gleich gemerkt, daſs die Franzoſen von der Poeſie, die in dieſem Stücke enthalten, keine Indigeſtion bekommen werden. Unterdeſſen bringt jene Tragödie die alten beſtäubten Streitfragen über das Klaſſiſche und Romantiſche wieder aufs Tapet, ein Zwiſt, der für den deutſchen Zuſchauer nachgerade langweilig wird.“

Der Herausgeber.

Strahlen gewärmt zu werden. — Unter uns gesagt, dieser furor der Verehrung ist für die arme Sonne keine geringe Plage, und sie hat keine Ruhe vor ihren Anbetern, worunter Manche gehören, die wahrlich nicht werth sind, von der Sonne beschienen zu werden; diese Pharisäer psalmodieren am lautesten ihr „Lob und Preis," und der arme Baron wird von ihnen so sehr moralisch torquiert und abgehetzt, dass man ein Mitleid mit ihm haben möchte. Ich glaube überhaupt, das Geld ist für ihn mehr ein Unglück, als ein Glück; hätte er ein hartes Naturell, so würde er weniger Ungemach ausstehen, aber ein gutmüthiger, sanfter Mensch, wie er ist, muss er Viel leiden von dem Andrang des vielen Elends, das er lindern soll, von den Ansprüchen, die man beständig an ihn macht, und von dem Undank, der jeder seiner Wohlthaten auf dem Fuße folgt. Überreichthum ist vielleicht schwerer zu ertragen als Armuth. Jedem, der sich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothschild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, dass er etwas Erkleckliches bekömmt), sondern um sich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu trösten. Der arme Teufel, der zu Wenig hat und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, dass es einen Menschen giebt,

der noch weit mehr gequält ist, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in seine kosmopolitische Riesentasche geflossen, und weil er eine solche Last mit sich herumschleppen muss, während rings um ihn her der große Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt. Und welche schreckliche und gefährliche Hände! — Wie geht es Ihnen? frug einst ein deutscher Dichter den Herrn Baron. „Ich bin verrückt," erwiederte Dieser. Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen, sagte der Dichter, glaube ich es nicht. Der Baron fiel ihm aber seufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, dass ich nicht manchmal das Geld zum Fenster hinauswerfe."

Wie unglücklich sind doch die Reichen in diesem Leben, — und nach dem Tode kommen sie nicht einmal in den Himmel! „Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als dass ein Reicher ins Himmelreich käme" — dieses Wort des göttlichen Kommunisten ist ein furchtbares Anathema und zeugt von seinem bittern Hass gegen die Börse und haute finance von Jerusalem. Es wimmelt in der Welt von Philanthropen, es giebt Thierquälergesellschaften, und man thut wirklich sehr Viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar Nichts. Statt Preisfragen über

Seidenkultur, Stallfütterung und Kant'sche Philosophie aufzugeben, sollten unsre gelehrten Societäten einen bedeutenden Preis aussetzen zur Lösung der Frage, wie man ein Kamel durch ein Nadelöhr fädeln könne. Ehe diese große Kamelfrage gelöst ist und die Reichen eine Aussicht gewinnen, ins Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig sein, wenn sie nicht bloß auf Erdenglück angewiesen wären und nicht die Armen beneiden müssten, die einst dort oben in floribus sich des ewigen Lebens gaudieren. Sie sagen: Warum sollen wir hier auf Erden für das Lumpengesindel Etwas thun, da es ihm doch einst besser geht als uns, und wir jedenfalls nach dem Tode nicht mit demselben zusammentreffen. Wüssten die Reichen, dass sie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinsam hausen müssen, so würden sie sich gewiss hier auf Erden etwas genieren und sich hüten, uns gar zu sehr zu misshandeln. Lasst uns daher vor Allem die große Kamelfrage lösen.

Hartherzig sind die Reichen, Das ist wahr. Sie sind es sogar gegen ihre ehemaligen Kollegen, wenn sie etwas heruntergekommen sind. Da bin ich jüngst dem armen August Leo begegnet, und das Herz blutete mir beim Anblick des Mannes, der ehemals mit

den Häuptern der Börse, mit der Aristokratie der Spekulanten, so intim verbunden und sogar selbst ein Stück Bankier war. Aber sagt mir doch, ihr hochmögenden Herren, was hat euch der arme Leo gethan, daſs ihr ihn so schnöde ausgestoßen habt aus der Gemeinde? — ich meine nicht aus der jüdischen, ich meine aus der Finanzgemeinde. Ja, der Ärmste genießt seit einiger Zeit die Ungunst seiner Genossen in so hohem Grade, daſs man ihn von allen verdienstlichen Unternehmungen, d. h. von allen Unternehmungen, woran Etwas verdient wird, wie einen Missetsüchtigen ausschließt. Auch von dem letzten Emprunt hat man ihm Nichts zufließen lassen, und auf Betheiligung bei neuen Eisenbahn-Entreprisen muſs er gänzlich verzichten, seitdem er bei der Versailler Eisenbahn der rive gauche eine so klägliche Schlappe erlitten und seine Leute in so schreckliche Verlüste hineingerechnet hat. Keiner will mehr Etwas von ihm wissen, Jeder stößt ihn zurück, und sogar sein einziger Freund, (der, beiläufig gesagt, ihn nie ausstehen konnte), sogar sein Jonathan, der Stockjobber Läusedorf, verläſst ihn und läuft jetzt beständig hinter dem Baron Meklenburg einher, und kriecht Demselben fast zwischen die Rockschöße hinein. — Beiläufig bemerke ich ebenfalls, daſs genannter Baron Meklenburg, einer unserer

eifrigſten Agioteure und Induſtriellen, keineswegs ein Iſraelit iſt, wie man gewöhnlich glaubt, weil man ihn mit Abraham Meklenburg verwechſelt, oder weil man ihn immer unter den Starken Iſrael's ſieht, unter den Krethi und Plethi der Börſe, wo ſie ſich um ihn verſammeln; denn ſie lieben ihn ſehr. Dieſe Leute ſind keine religiöſen Fanatiker, wie man ſieht, und ihr Unmuth gegen den armen Leo iſt daher keinen intoleranten Urſachen beizumeſſen; ſie grollen ihm nicht wegen ſeiner Abtrünnigkeit von der ſchönen jüdiſchen Religion, und ſie zuckten nur mitleidig die Achſel über die ſchlechten Religions-Wechſel-Geſchäfte des armen Leo, der in dem proteſtantiſchen Bethaus der Rue des billettes jetzt das Amt eines Marguillers verſieht — Das iſt gewiſs ein bedeutendes Ehrenamt, aber ein Mann wie Auguſt Leo wäre mit der Zeit auch in der Synagoge zu großen Würden emporgeſtiegen, man hätte vielleicht bei Beſchneidungsfeierlichkeiten das Kind, dem die Vorhaut abgeſchnitten wird, oder das Meſſerchen, womit Solches geſchieht, ſeinen Händen anvertraut, oder man hätte ihn auch bei Leſung der Thora mit den koſtſpieligſten Tageswürden überhäuft, ja, da er ſehr muſikaliſch iſt und gar für Kirchenmuſik ſo viel Sinn beſitzt, wäre ihm vielleicht am Neujahrsfeſte der jüdiſchen Kirche das

Blasen mit dem Schofar, dem heiligen Horne, zu Theil worden. Nein, er ist nicht das Opfer eines religiösen oder moralischen Unwillens starrköpfiger Pharisäer, es sind nicht Fehler des Herzens, welche dem armen Leo zur Last gelegt werden, sondern Rechnungsfehler, und verlorene Millionen verzeiht selbst kein Christ. Aber habt doch endlich Erbarmen mit dem armen Gefallenen, mit der gesunkenen Größe, nehmt ihn wieder auf in Gnaden, lasst ihn wieder Theil nehmen an einem guten Geschäfte, gönnt ihm einmal wieder einen kleinen Profit, woran sich sein gebrochenes Herz erlabe, date obolum Belisario — gebt einen Obolus einem Belisar, der zwar kein großer Feldherr, aber blind gewesen*) und nie im Leben irgend einem Bedürftigen einen Obolus gegeben hat!

Auch patriotische Gründe giebt es, welche die Erhaltung des armen Leo wünschenswerth machen. Gekränktes Selbstgefühl und die großen Verlüste nöthigen, wie ich höre, den einst so wohlhabenden Mann, das sehr theure Paris zu verlassen und sich auf das Land zurückzuziehen, wo er, wie Cincinnatus, seinen selbstgepflanzten Kohl verspeisen oder, wie

*) „und dessen financielle Blindheit uns Achtung und Mitleid einflößen muß." schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

einſt Nebukadnezar, auf ſeinen eigenen Wieſen graſen kann. Das wäre nun ein großer Verluſt für die deutſche Landsmannſchaft. Denn alle deutſche Reiſende zweiten und dritten Ranges, die hieher nach Paris kamen, fanden im Hauſe des Herrn Leo eine gaſtliche Aufnahme, und Manche, die in der froſtigen Franzoſenwelt ein Unbehagen empfanden, konnten ſich mit ihrem deutſchen Herzen hieher flüchten und mit gleichgeſinnten Gemüthern wieder heimiſch fühlen. An kalten Winterabenden fanden ſie hier eine warme Taſſe Thee, etwas homöopathiſch zubereitet, aber nicht ganz ohne Zucker. Sie ſahen hier Herrn von Humboldt, nämlich in effigie an der Wand hängend als Lockvogel. Hier ſahen ſie den Naſenſtern in natura. Auch eine deutſche Gräfin fand man hier. Es zeigten ſich hier auch die vornehmſten Diplomaten von Krähwinkel, nebſt ihren kräh- und ſchiefwinklichten Gemahlinnen und ihren Töchtern mit blonden Haaren, blonden Zähnen und Händen. Hier hörte man mitunter ſehr ausgezeichnete Klavierſpieler und Geiger, neu angekommene Virtuoſen, die von Seelenverkäufern an das Haus Leo empfohlen worden und ſich in ſeinen Soiréen muſikaliſch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der Mutterſprache, ſogar der Großmutterſprache, welche hier den Deutſchen begrüßten. Hier ward die Mundart des Hamburger Dreckwalls

am reinſten geſprochen, und wer dieſe klaſſiſchen Laute vernahm, dem ward zu Muthe, als röche er wieder die Twieten des Mönckedamms. Wenn aber gar die Adelaide von Beethoven geſungen wurde, floſſen hier die ſentimentalſten Thränen! Ja, jenes Haus war eine Oaſe, eine ſehr aaſige Oaſe deutſcher Gemüthlichkeit in der Sandwüſte der franzöſiſchen Verſtandeswelt, es war eine Lauberhütte des traulichſten Kankans, wo man ruddelte wie an den Ufern des Mains, wo man klüngelte wie im Weichbilde der hil'gen Stadt Köln, wo dem vaterländiſchen Klatſch manchmal auch zur Erfriſchung ein Gläschen Bier beigeſellt ward — deutſches Herz, was verlangſt du mehr? Es wäre Jammerſchade, wenn dieſe Klatſchbude geſchloſſen würde.

LII*).

Paris, den 6. Mai 1843.

Die koſtbare Zeit wird leichtſinnig verzettelt. Ich ſage die koſtbare Zeit, und ich verſtehe darunter die Friedensjahre, die uns durch die Regierung Ludwig Philipp's verbürgt ſind. An dem Lebensfaden Deſſelben hängt die Ruhe Frankreichs, und der Mann iſt alt, und unerbittlich iſt die Schere der Parze. Statt dieſe Zeit zu benutzen und den Knäuel der innern und äußern Miſsverſtändniſſe zu entwirren, ſucht man die Verwicklungen und Schwierigkeiten noch zu ſteigern. Nichts als geſchminkte Komödie und Ränke hinter den Couliſſen. Durch dieſes Kleintreiben kann Frankreich wirklich

*) Dieſer Artikel und die angehängte „Retroſpektive Aufklärung“ fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

an den Rand des Abgrunds gerathen. Die Wetterfahnen verlaſſen ſich auf ihr berühmtes Talent der Vielſeitigkeit in der Bewegung; ſie fürchten nicht die ärgſten Stürme, da ſie immer verſtanden, ſich nach jedem Luftzug zu drehen. Ja, der Wind kann euch nicht brechen, denn ihr ſeid noch beweglicher wie der Wind. Aber ihr bedenkt nicht, daſs ihr trotz eurer windigen Verſatilität dennoch kläglich aus eurer Höhe herabpurzelt, wenn der Thurm niederſtürzt, auf deſſen Spitze ihr geſtellt ſeid! Fallen müſſt ihr mit Frankreich, und dieſer Thurm iſt untergraben, und im Norden hauſen ſehr böswillige Wettermacher. Die Schamanen an der Newa ſind in dieſem Augenblick nicht in der Ekſtaſe des Sturmbeſchwörens; aber hier hängt doch Alles von Laune ab, von der abſoluten Laune erhabenſter Willkür. Wie geſagt, mit dem Ableben Ludwig Philipp's verſchwindet alle Bürgſchaft der Ruhe; dieſer größere Hexenmeiſter hält die Stürme gebunden durch ſeine geduldige Klugheit. Wer ruhig ſchlafen will, muſs in ſeinem Nachtgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guizot wird ſich noch geraume Zeit halten, was gewiſs wünſchenswerth, da eine miniſterielle Kriſis immer mit unvorhergeſehenen Fatalitäten

verbunden ist. Ein Ministerwechsel ist bei den veränderungssüchtigen Franzosen vielleicht ein Surrogat für den periodischen Dynastienwechsel. Aber diese Umwälzungen im Personal der höchsten Staatsbeamten sind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig ist. Wegen ihrer prekären Stellung können die Minister sich in keine weitausgreifende Plane einlassen, und der nackte Erhaltungstrieb absorbiert alle ihre Kräfte. Ihr schlimmstes Missgeschick ist nicht sowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meistens verständig und heilsam ist, sondern ihre Abhängigkeit von den sogenannten Konservativen, jenen konstitutionellen Janitscharen, welche hier nach Laune die Minister absetzen und einsetzen. Erregt einer Derselben ihre Ungnade, so versammeln sie sich in ihren parlamentarischen Ortas, und pauken los auf ihre Kessel. Die Ungnade dieser Leute entspringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppenkesselinteressen; sie sind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Minister ihnen Etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünstigung, weder ein Konsulat für den ältesten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabakspriviligium für die Wittwe ihres Portiers. Es ist unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bour-

geoiſie im Allgemeinen ſpricht, man ſollte nur von dem Regimente der konſervativen Deputierten reden; Dieſe ſind es, welche das jetzige Frankreich ausbeuten in ihrem Privatintereſſe, wie einſt der Geburtsadel. Letzterer iſt von der konſervativen Partei keineswegs beſtimmt geſondert, und wir begegnen manchem alten Namen unter den parlamentariſchen Tagesherrſchern. Der Name „Konſervative“ iſt aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung, da es gewiſs nicht Allen, die wir ſolchermaßen benamſen, um die Konſervation der politiſchen Zuſtände zu thun iſt, und Manche daran ſehr gern ein biſschen rütteln möchten; ebenſo wie es in der Oppoſition ſehr viele Männer giebt, die das Beſtehende um Alles in der Welt willen nicht umſtürzen möchten, und gar beſonders vor dem Krieg eine Todesſcheu hegen. Die meiſten jener Oppoſitionsmänner wollen nur ihre Partei ans Regiment bringen, um dieſes, gleich den Konſervativen, in ihrem Privatintereſſe auszubeuten. Die Principien ſind auf beiden Seiten nur Loſungsworte ohne Bedeutung; es handelt ſich im Grunde nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrſchaft erwerbe. In dieſer Beziehung haben wir hier denſelben Kampf, der ſich jenſeits des Kanals, unter

den Namen Whigs und Tories, seit zwei Jahrhunderten hinschleppt.

Die englische konstitutionelle Regierungsform war, wie männiglich bekannt, das große Muster, wonach sich das jetzige französische parlamentarische Gemeinwesen gebildet; namentlich die Doktrinäre haben dieses Vorbild bis zur Pedanterie nachzuäffen gesucht, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daſs die allzu große Nachgiebigkeit, womit das heutige Ministerium die Usurpationen der Konservativen erduldet und sich von denselben ausbeuten läſst, am Ende aus einer gelehrten Gründlichkeit hervorginge, die ihr reiches, durch mühsame Studien erworbenes Wissen getreulichst dokumentieren möchte. Der 29. Oktober, d. h. der Herr Professor, den die Opposition mit jenem Monatsdatum bezeichnet, kennt das Räderwerk der englischen Staatsmaschine besser als irgend Jemand, und wenn er glaubt, daſs eine solche Maschine auch diesseits des Kanals nicht anders fungieren könne, als durch die unsittlichen Mittel, in deren Anwendung Walpole ein Meister und Robert Peel keineswegs ein Stümper war, so ist eine solche Ansicht gewiſs sehr zu beklagen, aber wir können ihr nicht mit hinlänglicher Gelehrsamkeit und Geschichtskenntnis widersprechen. Wir müssen sagen, die Maschine selbst taugt Nichts; aber fehlt uns

dieſer Muth, ſo können wir den dirigierenden Maſchinenmeiſter keiner allzu herben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende dieſe Kritik? Was hülfe es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine geſündigt wird? Die Oppoſition eines Ausländers in ausländiſchen Blättern, wo es ſich um Gebreſte der innern Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Rodomontade, die eben ſo ungeziemend wie närriſch. Nicht die innere Adminiſtration, ſondern nur Akte der Politik, die auch auf unſer eignes Vaterland einen Einfluſs üben könnten, ſoll ein Korreſpondent beſprechen. Ich werde daher die jetzige Korruption, das Beſtechungsſyſtem, womit meine Kollegen in deutſchen Zeitungen ſo viele Kolumnen anfüllen, weder in Frage ſtellen noch rechtfertigen. Was geht Das uns an, wer in Frankreich die beſten Ämter, die fetteſten Sinekuren, die prachtvollſten Orden erſchleicht oder an ſich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken iſt, der die goldenen Gedärme des Budgets einſteckt? Wir haben nur dafür zu ſorgen, daſs wir uns ſelbſt in der reſpektiven Heimath von unſern heimiſchen Tories oder Whigs durch kein Ämtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen erkaufen laſſen, wenn es gilt, für die Intereſſen des deutſchen

Volks zu reden oder zu ſtimmen! Warum ſollen wir jetzt über den Splitter, den wir in franzöſiſchen Augen bemerkt, ſo viel Zeter ſchreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unſrer deutſchen Behörden entweder gar nicht oder ſehr kleinlaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutſchland beurtheilen, ob der Franzoſe, dem das franzöſiſche Miniſterium eine Stelle oder Gunſt gewährt, dieſelbe verdienter- oder unverdienterweiſe empfing? Die Ämterjägerei wird nicht aufhören unter einem Miniſterium Thiers oder Barrot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner ans Ruder, ſo würde die Korruption ſich mehr im Gewande der Hypokriſie zeigen, ſtatt daſs ſie jetzt ohne Schminke, ſchier naiv cyniſch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüſſel vorſetzen. Einen entſetzlich grauenhaften Anblick böte uns gewiſs die Stunde, „wo ſich das Laſter erbricht und die Tugend zu Tiſche ſetzt!“ Mit welcher Wolfsgier würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Faſtenzeit ſich über die guten Speiſen herſtürzen! Wie mancher Cato würde ſich bei dieſer Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verräthern, die ſich ſatt gegeſſen und ſogar Repphühner und Trüffeln gegeſſen und Champagner getrunken während unſrer

jetzigen Zeit der Verderbnis, der Bestechung, der Guizot'schen Korruption!

Ich will nicht untersuchen, von welcher Beschaffenheit diese sogenannte Guizot'sche Korruption ist, und welche Beklagnisse die verletzten Interessen anführen. Muss der große Puritaner wirklich seiner Selbsterhaltung wegen zu dem anglikanischen Bestechungssystem seine Zuflucht nehmen, so ist er gewiss sehr zu bedauern; eine Vestalin, welche einer maison de tolérance vorstehen müsste, befände sich gewiss in keiner minder unpassenden Lage. Vielleicht besticht ihn selbst der Gedanke, dass von seiner Selbsterhaltung auch der Fortbestand des ganzen jetzigen gesellschaftlichen Zustandes von Frankreich abhängig sei. Das Zusammenbrechen desselben ist für ihn der Beginn aller möglichen Schrecknisse. Guizot ist der Mann des geregelten Fortschrittes, und er sieht die theuern, bluttheuern Erwerbenheiten der Revolution jetzt mehr als je gefährdet durch ein düster heranziehendes Weltgewitter. Er möchte gleichsam Zeit gewinnen, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. In der That, die Fortdauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingescheuert werden können, ist unser erstes Bedürfnis. Die Saat der liberalen Principien ist erst grünlich abstrakt emporgeschossen, und Das muss

erſt ruhig einwachſen in die konkret knorrigſte Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hie und da Menſch geworden, muſs auch in die Maſſen ſelbſt, in die unterſten Schichten der Geſellſchaft übergehen und Volk werden. Dieſe Volkwerdung der Freiheit, dieſer geheimnisvolle Proceſs, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als nothwendige Bedingnis Zeit und Ruhe begehrt, iſt gewiſs nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Principien war, womit ſich unſre Vorgänger beſchäftigt haben. Das Wort wird Fleiſch, und das Fleiſch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid, als unſre Vorgänger, welche glaubten, Alles ſei glücklich zu Ende gebracht, nachdem die heiligen Freiheits- und Gleichheitsgeſetze feierlich proklamiert und auf hundert Schlachtfeldern ſanktioniert worden. Ach! Das iſt noch jetzt der leidige Irrthum ſo vieler Revolutionsmänner, welche ſich einbilden, die Hauptſache ſei, daſs ein Fetzen Freiheit mehr oder weniger abgeriſſen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht; ſie ſind zufrieden, wenn nur die Ordonanz, die irgend ein demokratiſches Grundgeſetz promulgiert, recht hübſch, ſchwarz auf weiß, abgedruckt ſteht im „Moniteur.“ Da erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette beſuchte, drückte Derſelbe mir

beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoktors, der uns ein Universalelixir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menschenrechte, die der Alte vor sechzig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radikal kurieren könne. Nein, mit dem bloßen Recept ist dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerläßlich ist, er bedarf auch der Tausendmischerei des Apothekers, der Sorgfalt der Wärterin, er bedarf der Ruhe, er bedarf der Zeit.

Retrospektive Aufklärung.

(August 1854.)

Als ich in obigem Berichte, vielleicht etwas zu beschaulich indifferent, aber mit gutem Gewissen, ganz ohne heuchlerische Tugendgrämelei, über die sogenannte Guizot'sche Korruption schrieb, kam es mir wahrlich nicht in den Sinn, daß ich selber fünf Jahre später als Theilnehmer einer solchen Korruption angeklagt werden sollte! Die Zeit war sehr gut gewählt, und die Verleumdung hatte freien Spiel-

raum in der Sturm- und Drangperiode vom Februar 1848, wo alle politiſchen Leidenſchaften, plötzlich entzügelt, ihren raſenden Veitstanz begannen. Es herrſchte überall eine Verblendung, wie ſie nur bei den Hexen auf dem Blocksberg oder bei dem Jakobinismus in ſeinen roheſten Schreckenstagen vorgekommen. Es gab wieder unzählige Klubs, wo von den ſchmutzigſten Lippen der unbeſcholtenſte Leumund angeſpuckt ward; die Mauern aller Gebäude waren mit Schmähungen, Denunciationen, Aufruhrpredigten, Drohungen, Invektiven in Verſen und in Proſa beſudelt, — eine ſchmierige Mordbrandliteratur. Sogar Blanqui, der inkarnierte Terrorismus und der bravſte Kerl unter der Sonne, ward damals der gemeinſten Angeberei und eines Einverſtändniſſes mit der Polizei bezichtigt. — Keine honnette Perſon vertheidigte ſich mehr. Wer einen ſchönen Mantel beſaß, verhüllte darin das Antlitz. In der erſten Revolution muſſte der Name Pitt dazu dienen, die beſten Patrioten als verkaufte Verräther zu beflecken — Danton, Robespierre, ja ſogar Marat denuncierte man als beſoldet von Pitt. Der Pitt der Februarrevolution hieß Guizot, und den lächerlichſten Verdächtigungen muſſte der Name Guizot Vorſchub leiſten. Erregte man den Neid eines jener Tageshelden, die ſchwach von Geiſt waren,

aber lange in Sainte-Pelagie oder gar auf dem Mont Saint-Michel geſeſſen, ſo konnte man darauf rechnen, nächſtens in ſeinem Klub als ein Helfershelfer Guizot's, als ein feiler Söldner des Guizot'ſchen Beſtechungsſyſtems angeklagt zu werden. Es gab damals keine Guillotine, womit man die Köpfe abſchnitt, aber man hatte eine Guizotine erfunden, womit man uns die Ehre abſchnitt. Auch der Name des Schreibers dieſer Blätter entging nicht der Verunglimpfung in jener Tollzeit, und ein Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung" entblödete ſich nicht, in einem anonymen Artikel von den unwürdigſten Stipulationen zu ſprechen, wodurch ich für eine namhafte Summe meine literariſche Thätigkeit den gouvernementalen Bedürfniſſen des Miniſteriums Guizot verkauft hätte.

Ich enthalte mich jeder Beleuchtung der Perſon jenes fürchterlichen Anklägers, deſſen rauhe Tugend durch die herrſchende Korruption ſo ſehr in Harniſch gerathen; ich will dieſem muthigen Ritter nicht das Viſier ſeiner Anonymität abreißen, und nur beiläufig bemerke ich, daſs er kein Deutſcher, ſondern ein Italiäner iſt, der, in Jeſuitenſchulen erzogen, ſeiner Erziehung treu blieb, und zu dieſer Stunde in den Büreaux der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Paris eine kleine Anſtellung genießt. Ich bin tole-

rant, gestatte Jedem sein Handwerk zu treiben, wir können nicht Alle ehrliche Leute sein, es muss Käuze von allen Farben geben, und wenn ich mir etwa eine Rüge gestatte, so ist es nur die raffinierte Treulosigkeit, womit mein ultramontaner Brutus sich auf die Autorität eines französischen Flugblattes berief, das, der Tagesleidenschaft dienend, nicht rein von Entstellungen und Missdeutungen jeder Art war, aber in Bezug auf mich selbst sich auch kein Wort zu Schulden kommen ließ, welches obige Bezichtigung rechtfertigen konnte. Wie es kam, dass die sonst so behutsame „Allgemeine Zeitung" ein Opfer solcher Mystifikation wurde, will ich später andeuten. Ich begnüge mich hier, auf die Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 23. Mai 1848, Außerordentliche Beilage, zu verweisen, wo ich in einer öffentlichen Erklärung*) über die saubere Insinua-

*) Dieselbe lautet in unverkürzter Fassung, wie folgt:

„Erklärung.

„Die „Revue Retrospective" erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizot's. Der Umstand, dass der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war,

tion ganz unumwunden, nicht der geringsten Zweideutigkeit Raum lassend, mich aussprach. Ich unter-

---

lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellung, wozu keinerlei Berechtigung durch die „Revue Retrospective" vorlag, diente einem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung" zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft, um seine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für Das, was ich schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für Das, was ich nicht schrieb." Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung," die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch Das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch Das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizot'schen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten, besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß

drückte alle verschämten Gefühle der Eitelkeit, und in öffentlicher „Allgemeinen Zeitung" machte ich das

---

Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hilfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch financiell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch Alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfsgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, und zwar auf die Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die andern Kassen dermalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich preußischen Freunde

traurige Geſtändnis, daſs auch mich am Ende die ſchreckliche Krankheit des Exils, die Armuth, heimgeſucht hatte, und daſs auch ich meine Zuflucht nehmen muſſte zu jenem „großen Almoſen, welches das franzöſiſche Volk an ſo viele Tauſende von

---

mit ſolchen Reklamationen die franzöſiſche Regierung behelligten, iſt männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweiſung und zahlte mir jeden Monat meine Penſion, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringſten Dienſt. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daſs er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortſetzung meiner Penſion notificieren ließ, antwortete er mit melancholiſcher Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutſchen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Dieſe Worte ſagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erſte und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daſs ich die Ehre hatte, ihn zu ſprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retroſpective“ die Beweiſe geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden, und aus den authentiſchen Quellen, die ihr zugänglich ſind, mag ſie jetzt, wie es franzöſiſcher Loyauté ziemt, ſich über die Bedeutung und den Urſprung der in Rede ſtehenden Penſion ausſprechen.

„Paris, den 15. Mai 1848.

„Heinrich Heine.“

Der Herausgeber.

Fremden ſpendete, die ſich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gaſtlichen Herde Frankreichs eine Freiſtätte ſuchten."

Dieſes waren meine nackten Worte in der beſagten Erklärung, ich nannte die Sache bei ihrem betrübſamſten Namen. Obgleich ich wohl andeuten konnte, daſs die Hilfsgelder, welche mir als eine „allocution annuelle d'une pension de secours" zuerkannt worden, auch wohl als eine hohe Anerkennung meiner literariſchen Reputation gelten mochten, wie man mir mit der zarteſten Kourtoiſie notificiert hatte, ſo ſetzte ich doch jene Penſion unbedingt auf Rechnung der Nationalgroßmuth, der politiſchen Bruderliebe, welche ſich hier ebenſo rührend ſchön kundgab, wie es die evangeliſche Barmherzigkeit jemals gethan haben mag. Es gab hochfahrende Geſellen unter meinen Exilkollegen, welche jede Unterſtützung nur Subvention nannten; bettelſtolze Ritter, welche alle Verpflichtung haſſten, nannten ſie ein Darlehen, welches ſie ſpäter wohlverzinſt den Franzoſen zurückzahlen würden — ich jedoch demüthigte mich vor der Nothwendigkeit, und gab der Sache ihren wahren Namen. In der erwähnten Erklärung hatte ich hinzugeſetzt: „Ich

nahm ſolche Hilfsgelder in Anſpruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erſchienen, die mich, als den Chorführer eines ſogenannten jungen Deutſchlands, auch financiell zu verderben ſuchten, indem ſie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, ſondern auch Alles, was ſpäterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich ſolchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht."

Ja, „ohne Urtheil und Recht." — Ich glaube mit Fug ſolchermaßen ein Verfahren bezeichnen zu dürfen, das unerhört war in den Annalen abſurder Gewaltthätigkeit. Durch ein Dekret meiner heimiſchen Regierung wurden nicht bloß alle Schriften verboten, die ich bisher geſchrieben, ſondern auch die künftigen, alle Schriften, welche ich hinfüro ſchreiben würde; mein Gehirn wurde konfisciert, und meinem armen unſchuldigen Magen ſollten durch dieſes Interdikt alle Lebensmittel abgeſchnitten werden. Zugleich ſollte auch mein Name ganz ausgerottet werden aus dem Gedächtnis der Menſchen, und an alle Cenſoren meiner Heimat erging die ſtrenge Verordnung, daſs ſie ſowohl in Tagesblättern, wie in Broſchüren und Büchern jede Stelle ſtreichen ſollten, wo von mir die Rede ſei, gleichviel ob

günſtig oder nachtheilig. Kurzſichtige Thoren! ſolche Beſchlüſſe und Verordnungen waren ohnmächtig gegen einen Autor, deſſen geiſtige Intereſſen ſiegreich aus allen Verfolgungen hervorgingen, wenn auch ſeine zeitlichen Finanzen ſehr gründlich zu Grunde gerichtet wurden, ſo daſs ich noch heute die Nachwirkung der kleinlichen Nücken verſpüre. Aber verhungert bin ich nicht, obgleich ich in jener Zeit von der bleichen Sorge hart genug bedrängt ward. Das Leben in Paris iſt ſo koſtſpielig, beſonders wenn man hier verheirathet iſt und keine Kinder hat. Letztere, dieſe lieben kleinen Puppen vertreiben dem Gatten und zumal der Gattin die Zeit, und da brauchen ſie keine Zerſtreuung außer dem Hauſe zu ſuchen, wo Dergleichen ſo theuer. Und dann habe ich nie die Kunſt gelernt, wie man die Hungrigen mit bloßen Worten abſpeiſt, um ſo mehr, da mir die Natur ein ſo wohlhabendes Äußere verliehen, daſs Niemand an meine Dürftigkeit geglaubt hätte. Die Nothleidenden, die bisher meine Hilfe reichlich genoſſen, lachten, wenn ich ſagte, daſs ich künftig ſelber darben müſſe. War ich nicht der Verwandte aller möglichen Millionäre? Hatte nicht der Generaliſſimus aller Millionäre, hatte nicht dieſer Millionäriſſimus mich ſeinen Freund genannt, ſeinen Freund? Ich konnte nie meinen Klienten

begreiflich machen, daſs der große Millionärissimus mich eben deſshalb ſeinen Freund nenne, weil ich kein Geld von ihm begehre; verlangte ich Geld von ihm, ſo hätte ja gleich die Freundſchaft ein Ende! Die Zeiten von David und Jonathan, von Oreſtes und Pylades ſeien vorüber. Meine armen, hilfsbedürftigen Dummköpfe glaubten, daſs man ſo leicht Etwas von den Reichen erhalten könne. Sie haben nicht, wie ich, geſehen, mit welchen ſchrecklichen eiſernen Schlöſſern und Stangen ihre großen Geldkiſten verwahrt ſind. Nur von Leuten, welche ſelbſt Wenig haben, läſſt ſich allenfalls Etwas erborgen, denn erſtens ſind ihre Kiſten nicht von Eiſen, und dann wollen ſie reicher ſcheinen, als ſie ſind.

Ja, zu meinen ſonderbaren Miſsgeſchicken gehörte auch, daſs nie Jemand an meine eignen Geldnöthen glauben wollte. In der Magna Charta, welche, wie uns Cervantes berichtet, der Gott Apollo den Poeten oktroyiert hat, lautet freilich der erſte Paragraph: „Wenn ein Poet verſichert, daſs er kein Geld habe, ſolle man ihm auf ſein bloßes Wort glauben, und keinen Eidſchwur verlangen“ — ach! ich berief mich vergebens auf dieſes Vorrecht meines Poetenſtandes. So geſchah es auch, daſs die Verleumdung leichtes Spiel hatte, als ſie die

Motive, welche mich bewogen, die in Rede ſtehende Penſion anzunehmen, nicht den natürlichſten Nöthen und Befugniſſen zuſchrieb. Ich erinnere mich, als damals mehre meiner Landsleute, darunter der Entſchiedenſte und Geiſtreichſte, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über den verleumderiſchen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ auszuſprechen, riethen ſie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem ſie ſelbſt bereits in deutſchen Blättern ſich dahin geäußert hätten, daſs ich die empfangene Penſion gewiſs nur in der Abſicht angenommen, um meine ärmern Parteigenoſſen thätiger unterſtützen zu können. Solches ſagten mir ſowohl der ehemalige Herausgeber der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“ als auch die Freunde, welche ſeinen Generalſtab bildeten; ich aber dankte für die liebreiche Theilnahme, und ich verſicherte dieſen Freunden, daſs ſie ſich geirrt, daſs ich gewöhnlich jene Penſion ſehr gut für mich ſelbſt brauchen konnte, und daſs ich dem böswilligen anonymen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ nicht indirekt durch meine Freunde, ſondern direkt mit eigner Namensunterſchrift entgegentreten müſſe.

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch erwähnen, daſs die Redaktion des franzöſiſchen Flugblattes, die „Revue Retroſpective,“ auf welches ſich der

Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung“ berief, ihren Unwillen über eine ſolche Citation in einer beſtimmten Abwehr bezeigen wollte, die übrigens ganz überflüſſig geweſen wäre, da der flüchtigſte Anblick auf jenes franzöſiſche Blatt hinlänglich darthat, daſs daſſelbe an jeder Verunglimpfung meines Namens unſchuldig; doch die Exiſtenz jenes Blattes, welches in zwangloſen Lieferungen erſchien, war ſehr ephemer, und es ward von dem tollen Tagesſtrudel verſchlungen, bevor es die projektierte Abwehr bringen konnte. Der Redakteur en chef jener retroſpektiven Revue war der Buchhändler Paulin, ein wackerer, ehrlicher Mann, der ſich mir ſeit zwei Decennien immer ſehr theilnehmend und dienſtwillig erwieſen; durch Geſchäftsbezüge und gemeinſchaftliche intime Freunde hatten wir Gelegenheit, uns wechſelſeitig hochſchätzen und achten zu lernen. Paulin war der Aſſocié meines Freundes Dubochet, er liebt wie einen Bruder meinen vielberühmten Freund Mignet und er vergöttert Thiers, welcher, unter uns geſagt, die „Revue Retroſpective“ heimlich patroniſierte; jedenfalls ward ſie von Perſonen ſeiner Koterie geſtiftet und geleitet, und dieſen Perſonen konnte es wohl nicht in den Sinn kommen, einen Mann zu verunglimpfen, von welchem ſie

wuſſten, daſs ihr Gönner ihn mit ſeiner beſondern Vorliebe beehrte.

Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ hatte in keinem Fall jenes franzöſiſche Blatt gekannt, ehe ſie den ſaubern Korruptionsartikel druckte. In der That, der flüchtigſte Anblick hätte ihr die abgefeimte Argliſt ihres Korreſpondenten entdeckt. Dieſe beſtand darin, daſs er mir eine Solidarität mit Perſonen auflud, die von mir gewiſs eben ſo entfernt und eben ſo verſchieden waren, wie ein Cheſterkäſe vom Monde. Um zu zeigen, wie das Guizot'ſche Miniſterium nicht bloß durch Ämtervertheilung, ſondern auch durch bare Geldſpenden ſein Korruptionsſyſtem übte, hatte die erwähnte franzöſiſche Revue das Budget, Einnahme und Ausgabe des Departements, dem Guizot vorſtand, abgedruckt, und hier ſahen wir allerdings jedes Jahr die ungeheuerſten Summen verzeichnet für ungenannte Ausgaben, und das anklagende Blatt hatte gedroht, in ſpätern Nummern die Perſonen namhaft zu machen, in deren Säckel jene Schätze gefloſſen. Durch das plötzliche Eingehen des Blattes kam die Drohung nicht zur Ausführung, was uns ſehr leid war, da Jeder alsdann ſehen konnte, wie wir bei ſolcher geheimen Munificenz, welche direkt vom Miniſter oder ſeinem Sekretär ausging und eine Gra-

tifikation für beſtimmte Dienſte war, niemals betheiligt geweſen. Von ſolchen ſogenannten Bons du ministre, den wirklichen Geheimfonds, ſind ſehr zu unterſcheiden die Penſionen, womit der Miniſter ſein Budget ſchon belaſtet vorfindet zu Gunſten beſtimmter Perſonen, denen jährlich beſtimmte Summen als Unterſtützung zuerkannt worden. Es war eine ſehr ungroßmüthige, ich möchte ſagen eine ſehr unfranzöſiſche Handlung, daſs das retroſpektive Flugblatt, nachdem es in Bauſch und Bogen die verſchiedenen Geſandtſchaftsgehalte und Geſandtſchaftsausgaben angegeben, auch die Namen der Perſonen druckte, welche Unterſtützungspenſionen genoſſen, und wir müſſen Solches um ſo mehr tadeln, da hier nicht bloß in Dürftigkeit geſunkene Männer des höchſten Ranges vorkamen, ſondern auch große Damen, die ihre gefallene Größe gern unter einigen Putzflittern verbargen, und jetzt mit Kummer ihr vornehmes Elend enthüllt ſahen. Von zarterem Takte geleitet, wird der Deutſche dem unartigen Beiſpiel der Franzoſen nicht folgen, und wir verſchweigen hier die Nomenklatur der hochadligen und durchlauchtigen Frauen, die wir auf der Liſte der Penſionsfonds im Departemente Guizot's verzeichnet fanden. Unter den Männern, welche auf derſelben Liſte mit jährlichen Unterſtützungsſummen genannt

waren, ſahen wir Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und St. Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürſten, Generälen und Exminiſtern, von Prieſtern ſogar, gleichſam eine Ariſtokratie der Armuth bildend, während auf den Liſten der Kaſſen andrer Departemente minder brillante arme Teufel paradierten. Der deutſche Poet brauchte ſich wahrlich ſeiner Genoſſenſchaft nicht zu ſchämen, und er befand ſich in Geſellſchaften von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks, deren Schickſal erſchütternd. Dicht neben meinem Namen auf der erwähnten Penſionsliſte, in derſelben Rubrik und in derſelben Kategorie, fand ich den Namen eines Mannes, der einſt ein Reich beherrſchte größer als die Monarchie des Ahasverus, der da König war von Haude bis Kuſch, von Indien bis an die Mohren, über hundert und ſiebenundzwanzig Länder; — es war Godoi, der Prince de la Paix, der unumſchränkte Günſtling Ferdinand's VII. und ſeiner Gattin, die ſich in ſeine Naſe verliebt hatte — nie ſah ich eine umfangreichere, kurfürſtlichere Purpurnaſe, und ihre Füllung mit Schnupftabak muſs gewiſs dem armen Godoi mehr gekoſtet haben, als ſein franzöſiſches Jahrgehalt betrug. Ein anderer

Name, den ich neben dem meinigen erblickte, und der mich mit Rührung und Ehrfurcht erfüllte, war der meines Freundes und Schicksalsgenossen, des eben so glorreichen wie unglücklichen Augustin Thierry, des größten Geschichtschreibers unserer Zeit. Aber anstatt neben solchen respektabeln Leuten meinen Namen zu nennen, wusste der ehrliche Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" aus den erwähnten Budgetlisten, wo freilich auch pensionierte diplomatische Agenten verzeichnet standen, just zwei Namen der deutschen Landsmannschaft herauszuklauben, welche Personen gehörten, die gewiss besser sein mochten als ihr Ruf, aber jedenfalls dem meinigen schaden mussten, wenn man mich damals mit ihnen zusammenstellte*). Der Eine war ein deutscher Gelehrter aus Göttingen, ein Legationsrath, der von jeher der Sündenbock der liberalen Partei gewesen und das Talent besaß, durch eine zur Schau getragene diplomatische Geheimthuerei für das Schlimmste zu

*) Vgl. den Korrespondenzartikel in der Beilage zu Nr. 119 der „Allgemeinen Zeitung" vom 28. April 1848. Außer Heine, dessen monatliche Pension nur 400 Franks betrug, waren dort noch drei deutsche Namen: Schmider (?), Baron von Klindworth und Dr. Weil — Letzterer als Redakteur der „Stuttgarter Zeitung" mit einem Jahrgehalte von 18,000 Franks — aufgeführt.

Der Herausgeber.

gelten. Begabt mit einem Schatz von Kenntniſſen und einem eiſernen Fleiße, war er für viele Kabinette ein ſehr brauchbarer Arbeiter geweſen, und ſo arbeitete er ſpäter gleichfalls in der Kanzlei Guizot's, welcher ihn auch mit verſchiedenen Miſſionen betraute, und dieſe Dienſte rechtfertigen ſeine Beſoldung, die ſehr beſcheiden war. Die Stellung des andern Landsmanns, mit welchem der ehrliche Korruptionskorreſpondent mich zuſammen nannte, hatte mit der meinigen eben ſo wenig Analogie, wie die des Erſteren; er war ein Schwabe, der bisher als unbeſcholtener Spießbürger in Stuttgart lebte, aber jetzt in einem fatal zweideutigen Lichte erſchien, als man ſah, daſs er auf dem Budget Guizot's mit einer Penſion verzeichnet ſtand, die faſt eben ſo groß war wie das Jahrgehalt, das aus derſelben Kaſſe der Oberſt Guſtavſon, Exkönig von Schweden, bezog; ja, ſie war drei- oder viermal ſo groß, wie die auf demſelben Guizot'ſchen Budget eingezeichneten Penſionen des Baron von Eckſtein und des Herrn Capefigue, welche Beide, nebenbei geſagt, ſeit undenklicher Zeit Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung" ſind. Der Schwabe konnte in der That ſeine fabelhaft große Penſion durch kein notoriſches Verdienſt rechtfertigen, er lebte nicht als Verfolgter in Paris, ſondern, wie geſagt, in

Stuttgart als ein ſtiller Unterthan des Königs von Würtemberg, er war kein großer Dichter, er war kein Lumen der Wiſſenſchaft, kein Aſtronom, kein berühmter Staatsmann, kein Heros der Kunſt, er war überhaupt kein Heros, im Gegentheil, er war ſehr unkriegeriſch, und als er einſt die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ beleidigt hatte, und dieſe letztere ſpornſtreichs von Augsburg nach Stuttgart reiſte, um den Mann auf Piſtolen herauszufordern: — da wollte der gute Schwabe kein Bruderblut vergießen (denn die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ iſt von Geburt eine Schwäbin), und er lehnte das Piſtolenduell noch aus dem ganz beſondern Sanitätsgrunde ab, weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne und ſein Bauch nur an gebackene Schalotkugeln und ſchwäbiſche Knödeln gewöhnt ſei.

Korſen, nordamerikaniſche Indianer und Schwaben verzeihen nie; und auf dieſe ſchwäbiſche Vendetta rechnete der Jeſuitenzögling, als er ſeinen korrupten Korruptionsartikel der „Allgemeinen Zeitung“ einſchickte; und die Redaktion derſelben ermangelte nicht, brühwarm eine Pariſer Korreſpondenz abzudrucken, welche den guten Leumund des unerſchoſſenen ſchwäbiſchen Landsmanns den unheimlichſten und ſchändlichſten Hypotheſen und Konjekturen überlieferte. Die Redaktion der „Allgemeinen

Zeitung“ konnte ihre Unparteilichkeit bei der Aufnahme dieses Artikels um so glänzender zur Schau stellen, da darin einer ihrer befreundeten Korrespondenten nicht minder bedenklich bloßgestellt war. Ich weiß nicht, ob sie der Meinung gewesen, daß sie mir durch den Abdruck schmählicher, aber haltloser Beschuldigungen einen Dienst erweise, indem sie mir dadurch Gelegenheit böte, jedem unwürdigen Gerede, jeder im Nebel schleichenden Insinuation mit einer bestimmten Erklärung entgegen zu treten —*) Genug, die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ druckte den eingesandten Korruptionsartikel, doch sie begleitete denselben mit einer Note, worin sie in Bezug auf meine Pension die Bemerkung machte,

*) Im Originalmanuskript der „Lutetia“ findet sich hier noch folgende, später von Heine durchstrichene Stelle „Sie, die Redaktion, glaubte vielleicht auch, daß die Erwähnung meines Namens in jenem Artikel mir in keinem Fall sehr schädlich sein könne, da sie selbst wohl wusste, wie leicht es mir war, der absurden Anschuldigung ein Dementi zu geben — jedenfalls hatte sie oft genug die Beweise in Händen gehabt, wie wenig die Anklage eines feilen Servilismus auf mich passte, und es war ihr genugsam bekannt, daß ich seit Jahren kein Wort geschrieben, welches den Vorwurf einer Beschönigung der Guizot'schen Administration oder die Annahme einer ministeriellen Kompärschaft nur halbwegs rechtfertigen konnte —“

Der Herausgeber.

„daſs ich dieſelbe in keinem Falle für Das, was ich ſchrieb, ſondern nur für Das, was ich nicht ſchrieb, empfangen haben könne.“

Ach, dieſe gewiſs wohlgemeinte, aber wegen ihrer allzu witzigen Abfaſſung ſehr verunglückte Ehrenrettungsnote war ein wahres Pavé, ein Pflaſterſtein, wie die franzöſiſchen Journaliſten in ihrer Koteriſprache eine ungeſchickte Vertheidigung nennen, welche den Vertheidigten todtſchägt, wie es der Bär in der Fabel that, als er von der Stirn des ſchlafenden Freundes eine Schmeißfliege verſcheuchen wollte, und mit dem Quaderſtein, den er auf ſie ſchleuderte, auch das Hirn des Schützlings zerſchmetterte.

Das Augsburgiſche Pavé muſſte mich empfindlicher verletzen, als der Korreſpondenzartikel der armſeligen Schmeißfliege, und in der Erklärung, die ich damals, wie oben erwähnt, in der „Allgemeinen Zeitung drucken ließ, ſagte ich darüber folgende Worte: „Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ begleitet jene Korreſpondenz mit einer Note, worin ſie vielmehr die Meinung ausſpricht, daſs ich nicht für Das, was ich ſchrieb, jene Unterſtützung empfangen haben möge, ſondern für Das, was ich nicht ſchrieb. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ die ſeit zwanzig Jahren nicht ſowohl durch Das, was ſie von mir druckte, als vielmehr durch Das,

was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte, zu merken, daſs ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läſst — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können."

Zeit, Ort und Umstände erlaubten damals keine weitern Erörterungen, doch heute, wo alle Rücksichten erloschen, ist es mir erlaubt, noch viel thatsächlicher darzuthun, daſs ich weder für Das, was ich schrieb, noch für Das, was ich nicht schrieb, vom Ministerium Guizot bestochen sein konnte. Für Menschen, die mit dem Leben abgeschlossen, haben solche retrospektive Rechtfertigungen einen sonderbar wehmüthigen Reiz, und ich überlasse mich demselben mit träumerischer Indolenz. Es ist mir zu Sinne, als ob ich einem Längstverstorbenen eine fromme Genugthuung verschaffe; jedenfalls stehen hier am rechten Platze die folgenden Erläuterungen über französische Zustände zur Zeit des Ministeriums Guizot.

Das Ministerium vom 29. November 1840 sollte man eigentlich nicht das Ministerium Guizot, sondern vielmehr das Ministerium Soult nennen, da Letzterer Präsident des Ministerkonseils war. Aber Soult war nur dessen Titularoberhaupt, ungefähr wie der jedesmalige König von Hannover

immer den Titel eines Rektors der Universität Georgia-Augusta führt, während Se. Magnificenz, der zeitliche Prorektor zu Göttingen, die wirkliche Rektoratsgewalt ausübt. Trotz der officiellen Machtvollkommenheit Soult's war von ihm nie die Rede; nur daſs zuweilen die liberalen Blätter, wenn sie mit ihm zufrieden waren, ihn den Sieger von Toulouse nannten; hatte er aber ihr Misfallen erregt, so verhöhnten sie ihn, steif und fest behauptend, daſs er die Schlacht bei Toulouse nicht gewonnen habe. Man sprach nur von Guizot, und Dieser stand während mehren Jahren im Zenith seiner Popularität bei der Bourgeoisie, die von der Kriegslust seines Vorgängers ins Bockshorn gejagt worden; es versteht sich von selbst, daſs der Nachfolger von Thiers noch größere Sympathie jenseits des Rheins erregte. Wir Deutschen konnten dem Thiers nicht verzeihen, daſs er uns aus dem Schlaf getrommelt, aus unserm gemüthlichen Pflanzenschlaf, und wir rieben uns die Augen und riefen: „Vivat Guizot!" Besonders die Gelehrten sangen das Lob Desselben, in Pindar'schen Hymnen, wo auch die Prosodie, das antike Silbenmaß, treu nachgeahmt war, und ein hier durchreisender deutscher Professor der Philologie versicherte mir, daſs Guizot eben so groß sei wie Thiersch. Ja, eben so groß wie mein lieber,

menſchenfreundlicher Freund Thierſch, der Verfaſſer der beſten griechiſchen Grammatik! Auch die deutſche Preſſe ſchwärmte für Guizot, und nicht bloß die zahmen Blätter, ſondern auch die wilden, und dieſe Begeiſterung dauerte ſehr lange; ich erinnere mich, noch kurz vor dem Sturz des vielgefeierten Lieblings der Deutſchen fand ich im radikalſten deutſchen Journal, in der „Speierer Zeitung," eine Apologie Guizot's aus der Feder eines jener Tyrannenfreſſer, deren Tomahawk und Skalpiermeſſer keine Barmherzigkeit jemals kannte. Die Begeiſterung für Guizot ward in der „Allgemeinen Zeitung" fürnehmlich vertreten von meinem Kollegen mit dem Venuszeichen und von meinem Kollegen mit dem Pfeil*); Erſterer ſchwang das Weihrauchfaß mit ſacerdotaler Weihe, Letzterer bewahrte ſelbſt in der Extaſe ſeine Süße und Zierlichkeit; Beide hielten aus bis zur Kataſtrophe.

Was mich betrifft, ſo hatte ich, ſeitdem ich mich ernſtlich mit franzöſiſcher Literatur beſchäftigt, die ausgezeichneten Verdienſte Guizot's immer erkannt und begriffen, und meine Schriften zeugen von meiner frühen Verehrung des weltberühmten Mannes. Ich liebte mehr ſeinen Nebenbuhler Thiers,

*) Baron von Eckſtein und Dr. Seuffert.
Der Herausgeber.

aber nur seiner Persönlichkeit wegen, nicht ob seiner Geistesrichtung, die eine borniert nationale ist, so daſs er fast ein französischer Altdeutscher zu nennen wäre, während Guizot's kosmopolitische Anschauungsweise meiner eignen Denkungsart näher stand. Ich liebte vielleicht in Ersterem manche Fehler, deren man mich selber zieh, während die Tugenden des Andern beinahe abstoßend auf mich wirkten. Erstern musste ich oft tadeln, doch geschah es mit Widerstreben; wenn mir Letzterer Lob abzwang, so ertheilte ich es gewiſs erst nach strengster Prüfung. Wahrlich, nur mit unabhängiger Wahrheitsliebe besprach ich den Mann, welcher damals den Mittelpunkt aller Besprechungen bildete, und ich referierte immer getreu, was ich hörte. Es war für mich eine Ehrensache, die Berichte, worin ich den Charakter und die gouvernementalen Ideen (nicht die administrativen Akte) des großen Staatsmannes am wärmsten würdigte, hier in diesem Buche ganz unverändert abzudrucken, obgleich dadurch manche Wiederholungen entstehen mussten. Der geneigte Leser wird bemerken, diese Besprechungen gehen nicht weiter als bis gegen Ende des Jahres 1843, wo ich überhaupt aufhörte, politische Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ zu schreiben, und mich darauf beschränkte, dem Redakteur derselben in unserer Pri-

vatkorrespondenz manchmal freundschaftliche Mittheilungen zu machen; nur dann und wann veröffentlichte ich einen Artikel über Wissenschaft und schöne Künste.

Das ist nun das Schweigen, das Nichtschreiben, wovon die „Allgemeine Zeitung" spricht, und das mir als einen Verkauf meiner Redefreiheit ausgedeutet werden sollte. Lag nicht viel näher die Annahme, dass ich um jene Zeit in meinem Glauben an Guizot schwankend, überhaupt an ihm irre geworden sein mochte? Ja, Das war der Fall, doch im März 1848 geziemte mir kein solches Geständnis. Das erlaubten damals weder Pietät noch Anstand. Ich musste mich darauf beschränken, der treulosen Insinuation, welche mein plötzliches Verstummen der Bestechung zuschrieb, in der erwähnten Erklärung bloß das rein Faktische meines Verhältnisses zum Guizot'schen Ministerio entgegenzustellen. Ich wiederhole hier diese Thatsachen. Vor dem 29. November 1840, wo Herr Guizot das Ministerium übernahm, hatte ich nie die Ehre gehabt, Denselben zu sehen. Erst einen Monat später machte ich ihm einen Besuch, um ihm dafür zu danken, dass die Komptabilität seines Departements von ihm die Weisung erhalten hatte, mir auch unter dem neuen Ministerium meine jährliche Unterstützungspension

nach wie vor in monatlichen Terminen auszuzahlen. Jener Besuch war der erste und zugleich der letzte, den ich in diesem Leben dem illustren Manne abstattete. In der Unterredung, womit er mich beehrte, sprach er mit Tiefsinn und Wärme seine Hochschätzung für Deutschland aus, und diese Anerkennung meines Vaterlandes, so wie auch die schmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eignen literarischen Erzeugnisse sagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich bestochen hat. Nie fiel es ihm ein, irgend einen Dienst von mir zu verlangen. Und am allerwenigsten mochte es dem stolzen Manne, der nach Impopularität lechzte, in den Sinn kommen, eine kümmerliche Lobspende in der französischen Presse oder in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" von mir zu verlangen, von mir, der ihm bisher ganz fremd war, während weit gravitätischere und also zuverlässigere Leute, wie der Baron von Eckstein oder der Historiograph Capefigue, welche Beide, wie oben bemerkt, ebenfalls Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" waren, mit Herrn Guizot in vieljährigem gesellschaftlichen Verkehr gestanden, und gewiss ein delikates Vertrauen verdient hätten. Seit der erwähnten Unterredung habe ich Herrn Guizot nie wieder gesehen; nie sah ich seinen Sekretär oder sonst Jemand, der in sei-

nem Büreau arbeitete. Nur zufällig erfuhr ich einst, daſs Herr Guizot von transrhenaniſchen Geſandtſchaften oft und dringend angegangen worden, mich aus Paris zu entfernen. Nicht ohne Lachen konnte ich dann an die ärgerlichen Geſichter denken, welche jene Reklamanten geſchnitten haben mochten, als ſie entdeckten, daſs der Miniſter, von welchem ſie meine Ausweiſung verlangt, mich obendrein durch ein Jahrgehalt unterſtützte. Wie wenig Derſelbe wünſchte, dieſes edle Verfahren divulgiert zu ſehen, begriff ich ohne beſondern Wink, und diskrete Freunde, denen ich Nichts verhehlen kann, theilten meine Schadenfreude.

Für dieſe Beluſtigung und die Großmuth, womit er mich behandelt, war ich Herrn Guizot gewiſs zu großem Dank verpflichtet. Doch als ich in meinem Glauben an ſeine Standhaftigkeit gegen königliche Zumuthungen irre ward, als ich ihn vom Willen Ludwig Philipp's allzu verderblich beherrſcht ſah, und den großen, entſetzlichen Irrthum dieſes autokratiſchen Starrwillens, dieſes unheilvollen Eigenſinns begriff: da würde wahrlich nicht der pſychiſche Zwang der Dankbarkeit mein Wort gefeſſelt haben, ich hätte gewiſs mit ehrfurchtsvoller Betrübnis die Miſsgriffe gerügt, wodurch das allzu nachgiebige Miniſterium, oder vielmehr der bethörte

König, das Land und die Welt dem Untergang entgegenführte. Aber es knebelten meine Feder auch brutale physische Hindernisse, und diese reelle Ursache meines Schweigens, meines Nichtschreibens, kann ich erst heute öffentlich enthüllen.

Ja, im Fall ich auch das Gelüste empfunden hätte, in der „Allgemeinen Zeitung" gegen das unselige Regierungssystem Ludwig Philipp's nur eine Silbe drucken zu lassen, so wäre mir Solches unmöglich gewesen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil der kluge König schon vor dem 29. November gegen einen solchen verbrecherischen Korrespondenten-Einfall, gegen ein solches Attentat, seine Maßregeln genommen, indem er höchstselbst geruhte, den damaligen Censor der „Allgemeinen Zeitung" zu Augsburg nicht bloß zum Ritter, sondern sogar zum Officier der französischen Ehrenlegion zu ernennen. So groß auch meine Vorliebe für den seligen König war, so fand doch der Augsburger Censor, daſs ich nicht genug liebte, und er strich jedes misſliebige Wort, und sehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt. Aber kurz nach der Februarrevolution, wo mein armer Ludwig Philipp ins Exil gewandert war, erlaubte mir weder die Pietät noch der Anstand die Veröffentlichung einer solchen Thatsache, selbst im Fall der

Augsburger Censor ihr sein Imprimatur verliehen hätte.

Ein anderes, ähnliches Geständnis gestattete damals nicht die Censur des Herzens, die noch weit ängstlicher, als die der „Allgemeinen Zeitung." Nein, kurz nach dem Sturze Guizot's durfte ich nicht öffentlich eingestehen, dass ich vorher auch aus Furcht schwieg. Ich musste mir nämlich Anno 1844 gestehen, dass, wenn Herr Guizot von meiner Korrespondenz erführe und die darin enthaltene Kritik ihm einigermaßen missfiele, der leidenschaftliche Mann wohl fähig gewesen wäre, die Gefühle der Großmuth überwindend, dem unbequemen Kritiker in einer sehr summarischen Weise das Handwerk zu legen. Mit der Ausweisung des Korrespondenten aus Paris hätte auch seine Pariser Korrespondenz nothwendigerweise ein Ende gehabt. In der That, Seine Magnificenz hatte die Fasces der Gewalt in Händen, er konnte mir zu jeder Zeit das consilium abeundi ertheilen, und ich musste dann auf der Stelle den Ranzen schnüren. Seine Pedelle in blauer Uniform mit citronengelben Aufschlägen hätten mich bald meinen Pariser kritischen Studien entrissen und bis an jene Pfähle begleitet, „die wie das Zebra sind gestreift," wo mich andere Pedelle mit noch viel fataleren Livréen und germanisch

ungeschliffenern Manieren in Empfang genommen hätten, um mir die Honneurs des Vaterlandes zu machen — —

Aber, unglücklicher Poet, warst du nicht durch deine französische Naturalisation hinlänglich geschützt gegen solche Ministerwillkür?

Ach, die Beantwortung dieser Frage entreißt mir ein Geständnis, das vielleicht die Klugheit geböte zu verschweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben schon lange nicht mehr aus derselben Kumpe gegessen — und ich will heute rücksichtslos bekennen, daſs ich mich nie in Frankreich naturalisieren ließ, und meine Naturalisation, die für eine notorische Thatsache gilt, dennoch nur ein deutsches Märchen ist. Ich weiß nicht, welcher müßige oder listige Kopf dasselbe ersonnen. Mehre Landsleute wollten freilich aus authentischer Quelle diese Naturalisation erschnüffelt haben; sie referierten darüber in deutschen Blättern, und ich unterstützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben literarischen und politischen Gegner in der Heimat, und manche sehr einflusreiche intime Feinde hier in Paris, wurden dadurch irre geleitet und glaubten, ich sei durch ein französisches Bürgerrecht gegen mancherlei Vexationen und Machinationen geschützt, womit der Fremde, der hier einer exceptionellen Juris-

diktion unterworfen ist, so leicht heimgesucht werden kann. Durch diesen wohlthätigen Irrthum entging ich mancher Böswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Industriellen, die in geschäftlichen Konflikten ihre Bevorrechtung benutzt hätten. Eben so widerwärtig wie kostspielig wird auf die Länge in Paris der Zustand des Fremden, der nicht naturalisiert ist. Man wird geprellt und geärgert, und zumeist eben von naturalisierten Ausländern, die am schäbigsten darauf erpicht sind, ihre erworbenen Befugnisse zu missbrauchen. Aus missmüthiger Fürsorge erfüllte ich einst die Formalitäten, die zu Nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nöthigstenfalls die Rechte der Naturalisation ohne Zögernis zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche Scheu vor dem definitiven Akt. Durch dieses Bedenken, durch diese tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Naturalisation, gerieth ich in eine falsche Stellung, die ich als die Ursache aller meiner Nöthen, Kümmernisse und Fehlgriffe während meinem dreiundzwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muss. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen kostspieligen Haushalt und die Bedürfnisse einer nicht sowohl launischen als vielmehr menschlich freien Lebensweise hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturalisation war mir

der Staatsdienſt verſchloſſen. Hohe Würden und fette Sinekuren ſtellten mir meine Freunde lockend genug in Ausſicht, und es fehlte nicht an Beiſpielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendſten Stufen der Macht und der Ehre erſtiegen — Und ich darf es ſagen, ich hätte weniger als Andere mit einheimiſcher Schelſucht zu kämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutſcher in ſo hohem Grade, wie ich, die Sympathie der Franzoſen gewonnen, ſowohl in der literariſchen Welt, als auch in der hohen Geſellſchaft, und nicht als Gönner, ſondern als Kamerad pflegte der Vornehmſte meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der dem Throne am nächſten ſtand, und nicht bloß ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann war, ſondern auch das „Buch der Lieder“ im Original las, hätte mich gar zu gern in franzöſiſchen Dienſten geſehen, und ſein Einfluſs wäre groß genug geweſen, um mich in ſolcher Laufbahn zu fördern. Ich vergeſſe nicht die Liebenswürdigkeit, womit einſt im Garten des Schloſſes einer fürſtlichen Freundin der große Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präſident des Konſeils war, meinen Arm ergriff und, mit mir ſpazieren gehend, lange und lebhaft in mich drang, daſs ich ihm ſagen mochte, was mein Herz begehre, und daſs er ſich

anheischig mache, mir Alles zu verschaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der schmeichlerische Klang seiner Stimme, in der Nase prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit seinen alabasterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, so prachtvoll, so stolz, wie damals, in den Tagen seines Glückes, das Herz des deutschen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf Das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich Etwas thun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterlande erscheinen mochte. Auch im Gemüth des Aufgeklärtesten nistet immer ein kleines Alräunchen des alten Aberglaubens, das sich nicht ausbannen lässt; man spricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimsten Schlupfwinkeln unsrer Seele sein unkluges Wesen. Die Ehe, welche ich mit unsrer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche gewesen. Ich erin-

nere mich wohl noch einiger ſchönen Mondſcheinnächte, wo ſie mich zärtlich preſſte an ihren großen Buſen mit den tugendhaften Zitzen — doch dieſe ſentimentalen Nächte laſſen ſich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrießlich gähnende Kühle ein, und begann das Keifen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tiſch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung ſollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszuſagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit iſt mir verhaſſt, und ich hätte mich von keiner deutſchen Katze losſagen mögen, nicht von einem deutſchen Hund, wie unausſtehlich mir auch ſeine Flöhe und Treue. Das kleinſte Ferkelchen meiner Heimat kann ſich in dieſer Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geiſtreichen Säuen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und ſich damit mäſten, verleugnete ich nicht die beſcheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländiſchen Eiche ſich atzen aus ſchlichtem Holztrog, wie einſt ihre frommen Vorfahren, zur Zeit als Arminius den Varus ſchlug. Ich habe auch nicht eine Borſte meines Deutſchthums, keine einzige Schelle an meiner deutſchen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die ſchwarz-roth-goldene Kokarde

zu heften. Ich darf noch immer zu Maßmann sagen: „Wir deutsche Esel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturalisieren lassen, würde mir Maßmann antworten können: „Nur ich bin ein deutscher Esel, du aber bist es nicht mehr“ — und er schlüge dabei einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, solcher Schmach habe ich mich nicht ausgesetzt. Die Naturalisation mag für andre Leute passen; ein versoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eisernen Stirn und einer kupfernen Nase, mag immerhin, um ein Schulmeisteramt zu erschnappen, ein Vaterland aufgeben, das Nichts von ihm weiß und nie Etwas von ihm erfahren wird — aber Dasselbe geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müsste, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose. — Ich käme mir selber vor wie eine jener Missgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf finge auf einmal an, im französischen Truthahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu skandieren, während der andere in den angebornen

wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine Gefühle ergösse. Und, ach! unausstehlich sind mir, wie die Metrik, so die Verse der Franzosen, dieser parfümierte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz geruchlosen besseren Dichter. — Wenn ich jene sogenannte Poésie lyrique der Franzosen betrachte, erkenne ich erst ganz die Herrlichkeit der deutschen Dichtkunst, und ich könnte mir alsdann wohl Etwas darauf einbilden, dass ich mich rühmen darf, in diesem Gebiete meine Lorbern errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon aufgeben, und der Steinmetz, der unsre letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: „Hier ruht ein deutscher Dichter."

LIII.

Paris, den 1. Juni 1843.

Der Kampf gegen die Univerſität, der von klerikaler Seite noch immer fortgeſetzt wird, ſo wie auch die entſchiedene Gegenwehr, wobei ſich beſonders Michelet und Quinet hervorthaten, beſchäftigt noch immer das große Publikum. Vielleicht wird dieſes Intereſſe bald wieder verdrängt von irgend einer neuen Tagesfrage; aber der Zwiſt ſelbſt wird ſo bald nicht geſchlichtet ſein, denn er wurzelt in einem Zwieſpalt, der Jahrhunderte alt iſt, und vielleicht als der letzte Grund aller Umwälzungen im franzöſiſchen Staatsleben betrachtet werden dürfte. Es handelt ſich hier weder um Jeſuiten noch um Freiheit des Unterrichts; Beides ſind nur Loſungsworte*), ſie ſind keineswegs der Ausdruck Deſſen,

*) Statt der nächſten 18 Zeilen, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „aber, wie oft, birgt ſich

was die kriegführenden Parteien denken und wollen. Etwas ganz Anderes, als man zu gestehen wagt, wo nicht gar das Gegentheil der innern Überzeugung, wird auf beiden Seiten ausgesprochen. Man schlägt manchmal auf den Sack und meint den Esel, heißt das altdeutsche Sprichwort. Wir hegen eine zu gute Meinung von dem Verstande der Universitätsprofessoren, als daſs wir annehmen dürften, sie polemisierten im vollsten Ernst gegen den todten Ritter Ignaz von Loyola und seine Grabesgenossen. Wir schenken hingegen dem Liberalismus der Gegner zu wenig Glauben, als daſs wir ihre radikalen Grundsätze in Betreff der Lehrfreiheit, ihre eifrige Anpreisung der Freiheit des Unterrichts, für bare Münze nehmen möchten. Das öffentliche Feldgeschrei ist hier im Widerspruch mit dem geheimen Gedanken. Gelehrte List und fromme Lüge. Die wahre Bedeutung dieser Zwiste ist nichts Anderes, als die uralte Opposition zwischen Philosophie und Religion, zwischen Vernunfterkenntnis und Offenbarungsglauben, eine Opposition, die, von den Männern der Wissenschaft geleitet, sowohl im Adel wie in der Bürgerschaft beständig gährte, und in den neunziger

hinter solchen ein Gedanke, ein Wille, der sich noch nicht reif fühlt, um frei hervorzutreten. Die wahre ꝛc."

Der Herausgeber.

Jahren den Sieg erfocht. Ja bei einigen überlebenden Akteurs der französischen Staatstragödie, bei Politikern von tiefster Erinnerung, erlauschte ich nicht selten das Bekenntnis, daſs die ganze französische Revolution zuletzt doch nur durch den Haſs gegen die Kirche entstanden sei, und daſs man den Thron zertrümmerte, weil er den Altar schützte. Die konstitutionelle Monarchie hätte sich, ihrer Meinung nach, schon unter Ludwig XVI. festsetzen können; aber man fürchtete, daſs der strenggläubige König der neuen Verfassung nicht treu bleiben könne aus frommen Gewissensskrupeln, man fürchtete, daſs ihm seine religiösen Überzeugungen höher gelten würden, als seine irdischen Interessen — und Ludwig XVI. ward das Opfer dieser Furcht, dieses Argwohns, dieses Verdachtes! Il était suspect; Das war in jener Schreckenszeit ein Verbrechen, worauf die Todesstrafe stand.

Obgleich Napoleon die Kirche in Frankreich wieder herstellte und begünstigte, so galt doch sein eiserner Willensstolz für eine hinlängliche Bürgschaft, daſs die Geistlichkeit unter seiner Regierung sich nicht allzusehr überheben oder gar zur Herrschaft emporschwingen würde; er hielt sie eben so sehr im Zaum wie uns Andre, und seine Grenadiere, welche mit blankem Gewehr neben der Pro-

ceſſion einher marſchierten, ſchienen weniger die Ehrengarde, als vielmehr die Gefangenſchaftseskorte der Religion zu ſein. Der gewaltige Imperator wollte allein regieren, wollte auch mit dem Himmel ſeine Gewalt nicht theilen, das wuſſte Jeder. Im Beginn der Reſtauration wurden ſchon die Geſichter länger, und die Männer der Wiſſenſchaft fühlten wieder ein geheimes Grauen. Aber Ludwig XVIII. war ein Mann ohne religiöſes Bewuſſtſein, ein Witzling, der ſehr dick war, ſchlechte lateiniſche Verſe machte und gute Leberpaſteten aß; Das beruhigte das Publikum. Man wuſſte, daſs er Krone und Haupt nicht gefährden werde, um den Himmel zu gewinnen, und je weniger man ihn als Menſch achtete, deſto größeres Vertrauen flößte er ein als König von Frankreich; ſeine Frivolität war eine Garantie, dieſe ſchützte ihn ſelbſt vor dem Verdacht, den ſchwarzen Erbfeind zu begünſtigen, und wäre er am Leben geblieben, ſo hätten die Franzoſen keine neue Revolution gemacht. Dieſe machten ſie unter der Regierung Karl's X., eines Königs, der perſönlich die höchſte Achtung verdiente, und von dem man im Voraus überzeugt war, daſs er, dem Heile ſeiner Seele alle Erdengüter opfernd, mit ritterlichem Muthe bis zum letzten Athemzuge für die Kirche kämpfen werde, gegen Satan und die

revolutionären Heiden. Man stürzte ihn vom Thron, eben weil man ihn für einen edlen, gewissenhaften, ehrlichen Mann hielt. Ja, er war es, ebenso wie Ludwig XVI., aber 1830 wäre der bloße Verdacht ebenfalls hinreichend gewesen, um Karl X. dem Untergang zu widmen. Dieser Verdacht ist auch der wahre Grund, weßhalb sein Enkel in Frankreich keine Zukunft hat; man weiß, daß ihn die Geistlichkeit erzogen, und das Volk nannte ihn immer le petit jésuite.

Es ist ein wahres Glück für die Julinsdynastie, daß sie durch Zufall und Zeitumstände diesem tödlichen Verdachte entgangen ist. Der Vater Ludwig Philipp's war wenigstens kein Frömmler, Das gestehen selbst seine ärgsten Verleumder. [(Nebenbei gesagt, nie ist Jemand so unerbittlich verleumdet worden, wie dieser unglückliche Fürst.)] Er gestattete dem Sohne die freie Ausbildung seines Geistes, und Dieser hat mit der Ammenmilch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts eingesogen. Auch knutet der Refrain aller legitimistischen Klagen, daß der jetzige König nicht gottesfürchtig genug sei, daß er immer ein liberaler Freigeist gewesen, und daß er sogar seine Kinder in Unglauben heranwachsen lasse. In der That, seine Söhne sind ganz die Söhne des neuen Frankreichs, in dessen öffentlichen Kolle-

gien sie ihren Unterricht genossen. Der verstorbene Herzog von Orleans war der Stolz der jungen Generation, die mit ihm in die Schule gegangen und wahrhaftig Viel gelernt hätte*). Der Umstand, daſs die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Protestantin, ist von unabsehbarer Wichtigkeit. Der Verdacht der Bigotterie, der der ältern Dynastie so fatal geworden, wird die Orleans nicht treffen.

Der Kampf gegen die Kirche wird nichtsdestoweniger seine groſse politische Bedeutung behalten. Wie gewaltig auch die Macht des Klerus in der letzten Zeit emporblühte, wie bedeutend auch seine Stellung in der Gesellschaft, wie sehr er auch ge-

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieses Absatzes: „Der Herzog von Nemours soll ihm nicht nachstehen in aufgeklärter Denkweise, er soll in dieser Beziehung ganz das Ebenbild seines Vaters sein. Was vielleicht zur Vermittelung der allzu schroffen Gegensätze beiträgt, ist der Umstand, daſs die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Protestantin ist, sowie es auch von unabsehbarer Wichtigkeit sein mag, daſs Ludwig Philipp noch bei Lebzeiten die Erziehung seines Enkels anordnen konnte. In welcher Weise Dieses geschehen, ist bekannt. Jener der ältern Dynastie so fatal gewordene Verdacht von Seiten der Vielen, welchen die Religion fremd und ihre Pfleger verhasst sind, wird die Orleans nicht treffen."

Der Herausgeber.

deiht, so sind doch die Gegner immer gerüstet, ihm die Stirne zu bieten, und wenn bei nächtlichem Überfall der Liberalismus sein „Bursche heraus!“ ruft, kommen gleich an allen Fenstern die Lichter zum Vorschein, und Jung und Alt rennt heran mit allen möglichen Schlägern, wo nicht gar mit den Piken des Jakobinismus. Der Klerus will, wie er es immer wollte, in Frankreich zur Oberherrschaft gelangen, und wir sind unparteiisch genug, um seine geheimen und öffentlichen Bestrebungen nicht den kleinen Trieben des Ehrgeizes, sondern den uneigennützigsten Besorgnissen für das Seelenheil des Volkes zuzuschreiben. Die Erziehung der Jugend ist ein Mittel, wodurch der heilige Zweck am klügsten befördert wird, auch ist auf diesem Wege schon das Unglaublichste geschehen, und der Klerus musste nothwendigerweise mit den Befugnissen der Universität in Kollision gerathen. Um die Oberaufsicht des vom Staat organisierten liberalen Unterrichts zu vernichten, suchte man die revolutionären Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Interesse zu ziehen, und die Männer, welche, gelangten sie zur Herrschaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, schwärmen jetzt mit begeisterten Phrasen für Lehrfreiheit, und klagen über Geistesmonopol. Der Kampf mit der Universität war also

kein zufälliges Scharmützel, und musste früh oder spät ausbrechen; der Widerstand war ebenfalls ein Akt der Nothwendigkeit, und obgleich wider Willen und Lust, musste dennoch die Universität den Fehdehandschuh aufnehmen. Aber selbst den Gemäßigtsten stieg bald das kochende Blut der Leidenschaft zu Häupten, und es war Michelet, der weiche, mondscheinsanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im öffentlichen Auditorium des College de France die Worte ausrief: „Um euch fortzujagen, haben wir eine Dynastie gestürzt, und ist es nöthig, so werden wir noch sechs Dynastien umstürzen, um euch fortzujagen!“

Dass eben Menschen wie Michelet und sein wahlverwandter Freund Edgar Quinet als die heftigsten Kämpen aufgetreten gegen die Klerisei, ist eine merkwürdige Erscheinung, die ich mir nie träumen ließ, als ich zuerst die Schriften dieser Männer las, Schriften, die auf jeder Seite Zeugnis geben von tiefster Sympathie für das Christenthum. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der französischen Geschichte von Michelet, wo der Verfasser von der Liebesangst spricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu besprechen habe; es sei ihm dann zu Muthe, wie damals, als er seine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbette sich durch-

gelegen hatte, so dass er nur mit aller erſinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wagte. Es zeugt gewiſs nicht von jener Klugheit, die man ſonſt als Jeſuitismus bezeichnet hat, dass man Leute wie Michelet und Quinet zum zornigſten Widerſtand aufſtachelte. Der Ernſt möchte uns ſchier verlaſſen, indem wir dieſen Miſsgriff hervorheben, zumal in Bezug auf Michelet. Dieſer Michelet iſt ein geborner Spiritualiſt, Niemand hegt einen tiefern Abſcheu vor der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, vor dem Materialismus, vor der Frivolität, vor jenen Voltairianern, deren Name noch immer Legion iſt, und mit denen er ſich jetzt dennoch verbündete. Er hat ſogar zur Logik ſeine Zuflucht nehmen müſſen! Hartes Schickſal für einen Mann, der ſich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimiſch fühlt, der ſich am liebſten auf myſtiſch blauen Gefühlswogen ſchaukelt, und ſich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht ſymboliſch vermummt! Über ſeine Sucht der Symbolik, über ſein beſtändiges Hinweiſen auf das Symboliſche, habe ich im Quartier Latin zuweilen ſehr anmuthig ſcherzen hören, und Michelet heißt dort Monſieur Symbole. Die Vorherrſchaft der Phantaſie und des Gemüthes übt aber einen gewaltigen Reiz auf die ſtudierende Jugend, und ich habe mehrmals ver-

gebens verſucht, bei Monſieur Symbole im Collége de France zu hoſpitieren; ich fand den Hörſaal immer überfüllt von Studenten, die mit Begeiſterung ſich um den Gefeierten drängten. Seine Wahrheitsliebe und ſtrenge Redlichkeit iſt vielleicht ebenfalls der Grund, warum man ihn ſo ehrt und liebt. Als Schriftſteller behauptet Michelet den erſten Rang. Seine Sprache iſt die holdſeligſte, die man ſich denken kann, und alle Edelſteine der Poeſie glänzen in ſeiner Darſtellung. Soll ich einen Tadel ausſprechen, ſo möchte ich zunächſt den Mangel an Dialektik und Ordnung bedauern; wir begegnen hier einer bis zur Fratze geſteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauſchten Übermaß, wo das Erhabene überſchlägt ins Skurrile und das Sinnige ins Läppiſche. Iſt er ein großer Hiſtoriker? Verdient er, neben Thiers, Mignet, Guizot und Thierry, dieſen ewigen Sternen, genannt zu werden? Ja, er verdient es, obgleich er die Geſchichte in einer ganz andern Weiſe ſchreibt. Soll der Hiſtoriker, nachdem er geforſcht und gedacht, uns die Vorfahren und ihr Treiben, die That der Zeit zur Anſchauung bringen; ſoll er durch die Zaubergewalt des Wortes die todte Vergangenheit aus dem Grabe beſchwören, daſs ſie lebendig vor unſre Seele tritt — iſt Dieſes die Aufgabe, ſo können wir verſichern, daſs Michelet ſie

vollſtändig löſt. Mein großer Lehrer, der ſelige Hegel, ſagte mir einſt: „Wenn man die Träume aufgeſchrieben hätte, welche die Menſchen während einer beſtimmten Periode geträumt haben, ſo würde einem aus der Lektüre dieſer geſammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiſte jener Periode aufſteigen.“ Michelet's franzöſiſche Geſchichte iſt eine ſolche Kollektion von Träumen, ein ſolches Traumbuch — das ganze träumende Mittelalter ſchaut daraus hervor mit ſeinen tiefen, leidenden Augen, mit dem geſpenſtigen Lächeln, und wir erſchrecken faſt ob der grellen Wahrheit der Farbe und Geſtalt. In der That, für die Schilderung jener ſomnambülen Zeit paſſte eben ein ſomnambüler Geſchichtſchreiber, wie Michelet.

In derſelben Weiſe, wie gegen Michelet, hat gegen Quinet ſowohl die klerikale Partei als auch die Regierung ein höchſt unkluges Verfahren eingeſchlagen. Daſs Erſtere, die Männer der Liebe und des Friedens, ſich in ihrem frommen Eifer weder klug noch ſanftmüthig zeigen würden, ſetzt mich nicht in Verwunderung. Aber eine Regierung, an deren Spitze ein Mann der Wiſſenſchaft, hätte ſich doch milder und vernünftiger benehmen können. Iſt der Geiſt Guizot's ermüdet von den Tageskämpfen? Oder hätten wir uns in ihm geirrt, als wir ihn

für den Kämpen hielten, der die Eroberungen des menſchlichen Geiſtes gegen Lug und Kleriſei am ſtandhafteſten vertheidigen würde? Als er nach dem Sturz von Thiers ans Ruder kam, ſchwärmten für ihn alle Schulmeiſter Germania's, und wir machten Chorus mit dem aufgeklärten Gelehrtenſtand. Dieſe Hoſiannatage ſind vorüber, und es ergreift uns eine Verzagnis, ein Zweifel, ein Miſsmuth, der nicht auszuſprechen weiß, was er nur dunkel empfindet und ahnt, und der ſich endlich in ein grämliches Stillſchweigen verſenkt. Da wir wirklich nicht recht wiſſen, was wir ſagen ſollen, da wir an dem alten Meiſter irre geworden, ſo dürfte es wohl am rathſamſten ſein, von andern Dingen zu ſchwatzen, als von der Tagespolitik im gelangweilten, ſchläfrigen und gähnenden Frankreich. — Nur über das Verfahren gegen Edgar Quinet wollen wir noch unſre unmaßgebliche Rüge ausſprechen. Wie den Michelet, hätte man auch den Edgar Quinet nicht ſo ſchnöde reizen dürfen, daſs auch Dieſer, jetzt ganz ſeinem innerſten Naturell zuwider, getrieben ward, das Chriſtkind mitſammt dem Bade auszuſchütten und in die Reihen jener Kohorten zu treten, welche die äußerſte Linke der revolutionären Armada bilden. Spiritualiſten ſind Alles fähig, wenn man ſie raſend macht, und ſie können alsdann ſogar in den

nüchtern vernünftigſten Rationalismus überſchnappen. Wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die kraſſeſten Jakobiner werden, die tollſten Vernunftanbeter, fanatiſche Nachfrevler von Robespierre und Marat.

Michelet und Quinet ſind nicht bloß gute Kameraden, getreue Waffenbrüder, ſondern auch wahlverwandte Geiſtesgenoſſen. Dieſelben Sympathien, dieſelben Antipathien. Nur iſt das Gemüth des Einen weicher, ich möchte ſagen: indiſcher; der Andere hat hingegen in ſeinem Weſen etwas Derbes, etwas Gothiſches. Michelet mahnt mich an die großblumig ſtarkgewürzten Rieſengedichte des Mahabarata; Quinet erinnert vielmehr an die eben ſo ungeheuerlichen, aber ſchrofferen und felſenhafteren Lieder der Edda. Quinet iſt eine nordiſche Natur, man kann ſagen: eine deutſche, ſie hat ganz den deutſchen Charakter, im guten wie im üblen Sinne; Deutſchlands Odem weht in allen ſeinen Schriften. Wenn ich den „Ahasver“ oder andre Quinet'ſche Poeſien leſe, wird mir ganz heimatlich zu Muthe, ich glaube die vaterländiſchen Nachtigallen zu vernehmen, ich rieche den Duft der Gelbveiglein, wohlbekannte Glockentöne ſummen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingeln; deutſchen Tiefſinn, deutſchen Denkerſchmerz, deutſche

Gemüthlichkeit, deutsche Maikäfer, mitunter sogar ein bisschen deutsche Langeweile, finde ich in den Schriften unseres Edgar Quinet. Ja, er ist der Unsrige, er ist ein Deutscher, eine gute deutsche Haut, obgleich er sich in jüngster Zeit als ein wüthender Germanenfresser gebärdete. Die rauhe, etwas täppische Weise, womit er in der „Revue des deux mondes,“*) gegen uns loszog, war Nichts weniger als französisch, und eben an dem tüchtigen Faustschlag und der echten Grobheit erkannten wir den Landsmann. Edgar ist ganz ein Deutscher, nicht bloß dem Geiste, sondern auch der äußern Erscheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiss für irgend einen Halle'schen Theologen, der eben durchs Examen gefallen und, um sich zu erholen, nach Frankreich gedämmert. Eine kräftige, vierschrötige, ungekämmte Gestalt. Ein liebes, ehrliches, wehmüthiges Gesicht. Grauer, schlottriger Oberrock, den Jung-Stilling genäht zu haben scheint. Stiefel, die vielleicht einst Jakob Böhm besohlte.

Quinet hat lange Zeit jenseits des Rheines gelebt, namentlich in Heidelberg, wo er studierte

*) Der in Rede stehende Artikel findet sich in dem Heft jener Revue vom 15. December 1842, und führt die Überschrift: „De la Teutomanie.“ Der Herausgeber.

und ſich täglich in Creuzer's Symbolik berauſchte. Er durchwanderte ganz Deutſchland zu Fuß, beſah alle unſere gothiſchen Ruinen und ſchmollierte dort mit den ausgezeichnetſten Geſpenſtern. Im Teutoburger Walde, wo Hermann den Varus ſchlug, hat er weſtphäliſchen Schinken mit Pumpernickel gegeſſen; auf dem Sonnenſtein gab er ſeine Karte ab. Ob er auch zu Mölln Eulenſpiegel's Grab beſuchte, kann ich nicht behaupten. Was ich aber ganz beſtimmt weiß, Das iſt: Es giebt jetzt in der ganzen Welt keine drei Dichter, die ſo viel Phantaſie, Ideenreichthum und Genialität beſitzen, wie Edgar Quinet.

LIV.

Paris, den 21. Juni 1843.

Alle Jahre beſuche ich regelmäßig die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin, wo man ſich ſtundenlang vorher einfinden muſs, um Platz zu finden unter der Elite der Geiſtesariſtokratie, wozu glücklicherweiſe die ſchönſten Damen gehören. Nach langem Warten kommen endlich durch eine Seitenthür die Herren Akademiker, die Mehrzahl aus Leuten beſtehend, die ſehr alt oder wenigſtens nicht ſehr geſund ſind; Schönheit darf hier nicht geſucht werden. Sie ſetzen ſich auf ihre langen harten Holzbänke; man ſpricht zwar von den Fauteuils der Akademie, aber dieſe exiſtieren nicht in der Wirklichkeit und ſind nur eine Fiktion. Die Sitzung beginnt mit einer langen, langweiligen Rede über die Jahresarbeiten und die eingegan-

genen Preisschriften, die der temporäre Präsident zu halten pflegt. Hierauf erhebt sich der Sekretär, der perpetuelle, dessen Amt ein ewiges ist, wie das Königthum. Die Sekretäre der Akademie und Ludwig Philipp sind Personen, die nicht durch Minister- oder Kammerlaune abgesetzt werden können. Leider ist Ludwig Philipp schon hochbejahrt, und wir wissen noch nicht, ob sein Nachfolger uns mit gleichem Talent die schöne Friedensruhe erhalten wird. Aber Mignet ist noch jung, oder, was noch besser, er ist der Typus der Jugendlichkeit selbst, er bleibt verschont von der Hand der Zeit, die uns Andern die Haare weiß färbt, wo nicht gar ausrauft, und die Stirne so häßlich fältelt; der schöne Mignet trägt noch seine goldlockichte Frisur wie vor zwölf Jahren, und sein Antlitz ist noch immer blühend wie das der Olympier. Sobald der Perpetuelle auf die Rednerbühne getreten, nimmt er seine Lorgnette und beäugelt das Publikum. —

„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, es fehlt kein theures Haupt."

Hierauf betrachtet er auch die um ihn her sitzenden Kollegen, und, wenn ich boshaft wäre, würde ich seinen Blick ganz eigen kommentieren. Er kommt

mir in ſolchen Momenten immer vor wie ein Hirt, der ſeine Herde muſtert. Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der ſie alle überleben und ſie früh oder ſpät in ſeinen Précis historiques ſecieren und einbalſamieren wird. Er ſcheint einen Jeden Geſundheitszuſtand zu prüfen, um ſich zu der künftigen Rede vorbereiten zu können. Der alte Ballanche ſieht ſehr krank aus, und Mignet ſchüttelt den Kopf. Da jener arme Mann gar kein Leben gelebt und auf dieſer Erde gar nichts Anderes gethan hat, als daſs er zu den Füßen von Madame Recamier ſaß und Bücher ſchrieb, die Niemand lieſt und Jeder lobt, ſo wird Mignet wirklich ſeine Noth haben, ihm in ſeinem Précis historique eine menſchliche Seite abzugewinnen, und ihn genießbar zu machen.

In der heurigen Sitzung war der verſtorbene Daunou der Gegenſtand, den Mignet behandelte*).

*) Statt des obigen Briefanfangs, heißt es in der „Zeitung für die elegante Welt“: „In der Académie des sciences morales et politiques, jener Sektion des Inſtitut de France, die am meiſten Lebenskraft äußert und die verjährten Spötteleien gegen Akademiker ganz zu Schanden macht, wurden jüngſt auch neue Arbeiten über deutſche Philoſophie angekündigt, und hier wird auch nächſtens die Preisſchrift über Kant gekrönt werden. Die diesjährige öffentliche Sitzung, welche vorigen Sonnabend ſtattfand, war eine jener

Zu meiner Schande gestehe ich, dass Letzterer mir unbegreiflich wenig bekannt war, dass ich nur mit Mühe einige seiner Lebensmomente in meinem Gedächtnisse wiederfand. Auch bei Anderen, besonders bei der jüngeren Generation, begegnete ich einer großen Unwissenheit in Bezug auf Daunou. Und dennoch hatte dieser Mann während einem halben Jahrhundert an dem großen Rad gedreht, und dennoch hatte er unter der Republik und dem Kaiserthume die wichtigsten Ämter bekleidet, und dennoch war er bis an sein Lebensende ein tadelloser Verfechter der Menschheitsrechte, ein unbeugsamer Kämpe gegen Geistesknechtschaft, einer jener hohen Organisatoren der Freiheit, die gut sprachen, aber noch besser handelten, und das schöne Wort in die heilsame That umschufen. Warum aber ist er trotz

---

schönen Feierlichkeiten, die ich nie versäume. Ich traf es diesmal besonders gut, indem Mignet, der Secrétaire perpétuel, über einen verstorbenen Akademiker zu sprechen hatte, welcher an der politischen und socialen Bewegung Frankreichs großen Antheil genommen, so dass sich der Geschichtschreiber der Revolution hier auf seinem eigenthümlichen Felde befand und gleichsam die großen Springbrunnen seines Geistes spielen lassen konnte.

„Herr Mignet sprach über Daunou, und zu meiner Schande gestehe ich ꝛc."

Der Herausgeber.

aller seiner Verdienste, trotz seiner rastlosen politischen und literarischen Thätigkeit dennoch nicht berühmt geworden? Warum glüht in unsrer Erinnerung sein Name nicht so farbig wie die Namen so mancher seiner Kollegen, die eine minder bedeutende Rolle gespielt? Was fehlte ihm, um zur Berühmtheit zu gelangen? Ich will es mit einem Worte sagen: die Leidenschaft. Nur durch irgend eine Manifestation der Leidenschaft werden die Menschen auf dieser Erde berühmt. Hier genügt eine einzige Handlung, ein einziges Wort, aber sie müssen das leidenschaftliche Gepräge tragen. Ja, sogar die zufällige Begegnung mit großen Ereignissen der Leidenschaft gewährt unsterblichen Nachruhm. Der selige Daunou war aber ein stiller Mönch, der den klösterlichen Frieden im Gemüthe trug, während alle Stürme der Revolution um ihn her rasetен, der sein Tagwerk vollrachte ruhig und furchtlos, unter Robespierre wie unter Napoleon, und der eben so bescheiden starb, wie er bescheiden lebte. Ich will nicht sagen, daſs seine Seele nicht glühte, aber es war eine Gluth ohne Flamme, ohne Gepraſſel, ohne Spektakel*).

*) Der Schluſs dieses Briefes lautet in der „Zeitung für die elegante Welt," wie folgt: „Daſs Mignet in seiner

Trotz dem scheinlosen Leben des Mannes wusste Mignet doch Interesse für diesen stillen Helden zu

---

Notice historique für den Lebenslauf dieses scheinlosen Mannes so viel Interesse zu erregen wusste, zeugt von seiner unübertrefflichen Kunst der Darstellung. Ich möchte sagen: die Sauce war diesmal besser als der Fisch. Keiner versteht wie Mignet, in klaren Übersichten die verwickeltsten Zustände zur Anschauung zu bringen, in wenigen Grundzügen eine ganze Zeit zu resumieren, und das charakteristische Wort zu finden für Personen und Verhältnisse. Die Resultate der mühsamsten Forschungen und des Nachsinnens werden hier, wie gelegentliches Füllwerk, in kurze Zwischensätze gedrängt; viel Dialektik, viel Geist, viel Glanz, aber Alles echt, nirgends eitel Schein. Bewunderungswürdige Harmonie zwischen Inhalt und Form, und man weiß nicht, was man hier von beiden am meisten bewundern soll, die Gedanken oder den Stil, die Edelsteine oder ihre kostbare Fassung. Ja, während alle Arbeiten Mignet's einen Gelehrtenfleiß und Tiefsinn bekunden, die an Deutschland erinnern, ist dennoch die Darstellung ganz so nett, so durchsichtig, gedrungen, wohlgeordnet, logisch, wie man sie nur bei Franzosen finden kann. Im Geiste Mignet's gewahren wir die Eigenschaften beider Nationen. In seiner persönlichen Erscheinung bemerken wir ein ähnliches Phänomen. Er ist blond und blauäugig wie ein Sohn des Nordens, und doch verleugnet er nicht den südlichen Ursprung in der Grazie und Sicherheit seiner Bewegung. Er ist einer der schönsten Männer, und, unter uns gesagt, das Publikum, welches jedesmal im Palais Mazarin die große Aula füllt, wenn ein Vortrag von Mignet angekün-

erregen, und da Dieſer das höchſte Lob verdiente, konnte es ihm auch in reichem Maße gezollt werden. Aber wäre auch Daunou keineswegs ein ſo rühmenswerther Menſch geweſen, hätte er gar zu jenen charakterloſen Fröſchen gehört, deren ſo mancher im

---

digt worden, beſteht größtentheils aus mehr oder minder jungen Damen, die ſich oft ſtundenlang vorher dorthin begeben, um die beſten Plätze zu bekommen, wo man den Secrétaire perpétuel eben ſo gut ſehen, wie hören kann. Die Mehrzahl ſeiner Kollegen ſind Männer, deren Äußeres minder begünſtigt, wo nicht gar ſehr unangenehm vernachläſſigt von der Mutter Natur. Ich kann nicht ohne Lachen an die Äußerung denken, womit eine junge Perſon, die letzthin in der Akademie neben mir ſaß, auf einige Mitglieder der ehrwürdigen Körperſchaft hinwies. Sie ſagte: „Dieſe Herren müſſen ſehr gelehrt ſein, denn ſie ſind ſehr häßlich.“ Eine ſolche Schlußfolge mag im Publikum nicht ſelten vorkommen, und ſie iſt vielleicht der Schlüſſel mancher gelehrten Reputation. — In derſelben Sitzung, wo Mignet über Daunou ſprach, hielt auch Herr Portalis eine große Rede. Himmel, welcher Redner! Er mahnte mich an Demoſthenes. Ich erinnerte mich nämlich, daſs Demoſthenes in ſeiner Jugend, um ſeine ſpröden Sprachwerkzeuge zu überwinden, ſich im Sprechen übte, während er mehrere Kieſelſteine im Munde hielt. Herr Portalis ſprach, als hätte er das ganze Maul voll Kieſelſteine, und weder ich, noch irgend Jemand des Auditoriums konnte von ſeiner Rede das Mindeſte verſtehen.“

Der Herausgeber.

Sumpf (Marais) des Konventes ſaß und ſchweigſam fortlebte, während die Beſſern ſich um den Kopf ſprachen, ja, er hätte ſogar ein Lump ſein können, ſo würde ihn dennoch der Weihrauchkeſſel des officiellen Lobes ſattſam eingequalmt haben. Obgleich Mignet ſeine Reden Précis historiques nennt, ſo ſind ſie doch noch immer die alten Éloges, und es ſind noch dieſelben Komplimente aus der Zeit Ludwig's XIV., nur daſs ſie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperücken ſtecken, ſondern ſehr modern friſiert ſind. Und der jetzige Secrétaire perpétuel der Akademie iſt einer der größten Friſeure unſrer Zeit, und beſitzt den rechten Schick für dieſes edle Gewerbe. Selbſt wenn an einem Menſchen kein einziges gutes Haar iſt, weiß er ihm doch einige Löckchen des Lobes anzukräuſeln und den Kahlkopf unter dem Toupet der Phraſe zu verbergen. Wie glücklich ſind doch dieſe franzöſiſchen Akademiker! Da ſitzen ſie im ſüßeſten Seelenfrieden auf ihren ſichern Bänken, und ſie können ruhig ſterben, denn ſie wiſſen, wie bedenklich auch ihre Handlungen geweſen, ſo wird ſie doch der gute Mignet nach ihrem Tode rühmen und preiſen. Unter den Palmen ſeines Wortes, die ewig grün wie die ſeiner Uniform, eingelullt von dem Geplätſcher der oratoriſchen Antitheſen, lagern ſie hier in der Aka-

demie wie in einer kühlen Oase. Die Karawane der Menschheit aber schreitet ihnen zuweilen vorüber, ohne dass sie es merkten, oder etwas Anders vernahmen, als das Geklingel der Kamele.

Anhang.

Kommunismus, Philoſophie und Kleriſei.

I.

Paris, den 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaiſers Nero in Rom privatiſiert und etwa für die Oberpoſtamtszeitung von Böotien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Korreſpondenz beſorgt, ſo würden meine Kollegen nicht ſelten darüber geſcherzt haben, daſs ich z. B. von den Staatsintrigen der Kaiſerin-Mutter gar Nichts zu berichten wiſſe, daſs ich nicht einmal von den glänzenden Diners rede, womit der judäiſche König Agrippa das diplomatiſche Korps zu Rom jeden Samstag regaliere, und daſs ich hingegen beſtändig von jenen Galiläern ſpräche, von jenem obſkuren Häuflein, das, meiſtens aus Sklaven und alten Weibern beſtehend, in Kämpfen

und Viſionen ſein blödſinniges Leben verträume und ſogar von den Juden desavouiert werde. Meine wohlunterrichteten Kollegen hätten gewiſs ganz beſonders ironiſch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hoffeſte des Cäſar's, wobei Seine Majeſtät höchſtſelbſt die Guitarre ſpielte, nichts Wichtigeres zu berichten wüſſte, als daſs einige jener Galiläer mit Pech beſtrichen und angezündet wurden, und ſolchergeſtalt die Gärten des goldenen Palaſtes erleuchteten. Es war in der That eine ſehr bedeutſame Illumination, und es war ein grauſamer, echt römiſcher Witz, daſs die ſogenannten Obſkuranten als Lichter dienen muſſten bei der Feier der antiken Lebensluſt. Aber dieſer Witz iſt zu Schanden geworden, jene Menſchenfackeln ſtreuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morſchen Herrlichkeit in Flammen aufging; die Zahl jenes obſkuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr muſſten die Legionen Cäſar's die Waffen ſtrecken, und das ganze Reich, die Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

Es iſt durchaus nicht meine Abſicht, hier in homiletiſche Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beiſpiel zeigen wollen, in welcher ſiegreichen Weiſe eine ſpätere Zukunft jene Vornei-

gung rechtfertigen dürfte, womit ich in meinen Berichten sehr oft von einer kleinen Gemeinde gesprochen, die, der Ecclesia pressa des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düsterer Zerstörungswille ebenfalls an galiläische Anfänge erinnert. Ich spreche wieder von den Kommunisten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, dessen Bekenner, unter seltsamen Aushängeschildern, noch immer am Leben sind, so wie auch für die Fourieristen, die noch frisch und rührig wirken, dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; aber diese ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die sociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Nothwendigkeit, sie sind nicht die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt. Früh oder spät wird die zerstreute Familie Saint-Simon's und der ganze Generalstab der Fourieristen zu dem wachsenden Heere des Kommunismus übergehen und, dem rohen Bedürfnisse das gestaltende Wort leihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine ſolche Rolle ſpielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Biſchöfe des Saint-Simonismus kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für ſeinen damaligen Stand viel zu trübſinnig zu ſein. Auch hat ihm Enfantin das ſarkaſtiſche Lob ertheilt: „Das iſt der tugendhafteſte Menſch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings Etwas vom alten Sauerteig der Entſagungsperiode, etwas verſchollen Stoiſches, das in unſrer Zeit ein faſt befremdlicher Anachronismus iſt, und gar den heitern Richtungen einer pantheiſtiſchen Genußreligion gegenüber als eine honorable Lächerlichkeit erſcheinen muſſte. Auch ward es dieſem traurigen Vogel am Ende ſehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin ſo viele Goldfaſanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der erſte, der gegen die Doktrin von der neuen Sittlichkeit proteſtierte und ſich mit einem fanatiſchen Anathema von der fröhlich bunten Genoſſenſchaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinſchaft mit Hippolyt Carnot, die neuere Revue encyclopédique, und die Artikel, die er darin ſchrieb, ſo wie auch ſein Buch „De l'humanité“ bilden den Übergang zu den Doktrinen, die er jetzt ſeit einem

Jahre in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyklopädie aussieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigsten wirken, darüber kann ich nichts Bestimmtes sagen. So Viel darf ich behaupten, dass dieses Werk eine würdige Fortsetzung seines Vorgängers ist, jenes kolossalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wissen seines Jahrhunderts resumierte. In einem besondern Abdruck erschienen die Artikel, welche Leroux in seiner Encyklopädie gegen den Cousin'schen Eklekticismus oder Eklektismus, wie die Franzosen das Unding nennen, geschrieben hat. Cousin ist überhaupt das schwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Pierre Leroux seit undenklicher Zeit polemisiert, und diese Polemik ist bei ihm zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der Revue indépendante erreicht sie ihren rasend gefährlichsten und skandalosesten Gipfel. Cousin wird hier nicht bloß wegen seiner eigenen Denkweise angegriffen, sondern auch bösartiger Handlungen beschuldigt. Diesmal lässt sich die Tugend vom Winde der Leidenschaft am weitesten fortreißen und geräth aufs hohe Meer der Verleumdung. Nein, wir wissen es aus guter Quelle, dass Cousin zufälligerweise ganz unschuldig ist an den unverzeihlichen Modificierungen, welche die post-

hume Schrift ſeines Schülers Jouffroi erlitten; wir wiſſen es nämlich nicht aus dem Munde ſeiner Anhänger, ſondern ſeiner Gegner, die ſich darüber beklagen, daſs Couſin aus ängſtlicher Schonung der Univerſitätsintereſſen die Publikation der Jouffroi'ſchen Schrift widerrathen und verdrießlich ſeine Beihilfe verweigert habe. Sonderbare Wiedergeburt derſelben Erſcheinungen, wie wir ſie bereits vor zwanzig Jahren in Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir ſie beſſer, und wenn auch unſre perſönlichen Sympathien nicht für Couſin ſind, ſo wollen wir doch unparteiiſch geſtehen, daſs ihn die radikale Partei mit demſelben Unrecht und mit derſelben Beſchränktheit verläſterte, die wir uns ſelbſt einſt in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch Dieſer wollte gern, daſs ſeine Philoſophie im ſchützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf geriethe, ehe ſie hinlänglich ausgewachſen und ſtark, — und der Mann, deſſen Geiſt am klarſten und deſſen Doktrin am liberalſten war, ſprach ſie dennoch in ſo trüb ſcholaſtiſcher, verklauſulierter Form aus, daſs nicht bloß die religiöſe, ſondern auch die politiſche Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu beſitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob ſolchem

Irrthum, und erst heute verstehen wir dieses Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungeduldig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngst die äußerste Linke in Frankreich gegen Cousin eiferte. Nur daſs bei Diesem die äußerste Rechte sich nicht täuschen läſst durch die Vorsichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römisch-katholisch-apostolische Klerisei zeigt sich hier weit scharfsichtiger, als die königlich-preußisch-protestantische; sie weiß ganz bestimmt, daſs die Philosophie ihr schlimmster Feind ist, sie weiß, daſs dieser Feind sie aus der Sorbonne verdrängt hat, und, um diese Festung wieder zu erobern, unternahm sie gegen Cousin einen Vertilgungskrieg, und sie führt ihn mit jener geweihten Taktik, wo der Zweck die Mittel heiligt. So wird Cousin von zwei entgegengesetzten Seiten angegriffen, und während die ganze Glaubensarmee mit fliegenden Kreuzfahnen, unter Anführung des Erzbischofs von Chartres, gegen ihn vorrückt, stürmen auf ihn los auch die Sanskülotten des Gedanken, brave Herzen, schwache Köpfe, mit Pierre Leroux an ihrer Spitze. In diesem Kampf sind alle unsre Siegeswünsche für Cousin; denn, wenn auch die Bevorrechtung der Universität ihre Übelstände hat, so verhindert sie doch, daſs der ganze Unterricht in die Hände jener Leute fällt, die immer mit unerbitt-

licher Grauſamkeit die Männer der Wiſſenſchaft und des Fortſchrittes verfolgten, und ſo lange Couſin in der Sorbonne wohnt, wird wenigſtens dort nicht, wie ehemals, der Scheiterhaufen als letztes Argument, als ultima ratio, in der Tagespolemik angewendet werden. Ja, er wohnt dort als Gonfaloniere der Gedankenfreiheit, und das Banner derſelben weht über dem ſonſt ſo verrufenen Obſkurantenneſte der Sorbonne. Was uns für Couſin noch beſonders ſtimmt, iſt die liebreiche Perfidie, womit man die Beſchuldigungen des Pierre Leroux auszubeuten wuſſte. Die Argliſt hatte ſich diesmal hinter die Tugend verſteckt, und Couſin wird wegen einer Handlung angeklagt, für die, hätte er ſie wirklich begangen, ihm nur Lob, volles orthodoxes Lob von der klerikalen Partei geſpendet werden müſſte; Janſeniſten eben ſo wohl wie Jeſuiten predigten ja immer den Grundſatz, daſs man um jeden Preis das öffentliche Ärgernis zu verhindern ſuche. Nur das öffentliche Ärgernis ſei die Sünde, und nur dieſe ſolle man vermeiden, ſagte gar ſalbungsvoll der fromme Mann, den Molière kanoniſiert hat. Aber nein, Couſin darf ſich keiner ſo erbaulichen That rühmen, wie man ſie ihm zuſchreibt; Dergleichen liegt vielmehr im Charakter ſeiner Gegner, die von jeher, um den Skandal zu hintertreiben oder ſchwache

Seelen vor Zweifel zu bewahren, es nicht verschmähten, Bücher zu verstümmeln oder ganz umzuändern oder zu vernichten, oder ganz neue Schriften unter erborgten Namen zu schmieden, so daß die kostbarsten Denkmale und Urkunden der Vorzeit theils gänzlich untergegangen, theils verfälscht sind. Nein, der heilige Eifer des Bücherkastrierens und gar der fromme Betrug der Interpolationen gehört nicht zu den Gewohnheiten der Philosophen.

Und Victor Cousin ist ein Philosoph, in der ganzen deutschen Bedeutung des Wortes. Pierre Leroux ist es nur im Sinne der Franzosen, die unter Philosophie vielmehr allgemeine Untersuchungen über gesellschaftliche Fragen verstehen. In der That, Victor Cousin ist ein deutscher Philosoph, der sich mehr mit dem menschlichen Geiste, als mit den Bedürfnissen der Menschheit beschäftigt, und durch das Nachdenken über das große Ego in einen gewissen Egoismus gerathen. Die Liebhaberei für den Gedanken an und für sich absorbierte bei ihm alle Seelenkräfte, aber der Gedanke selbst interessierte ihn zunächst wegen der schönen Form, und in der Metaphysik ergötzte ihn am Ende nur die Dialektik; von dem Übersetzer des Plato könnte man, das banale Wort umkehrend, gewissermaßen behaupten, er liebe den Plato mehr als die Wahrheit.

Hier unterscheidet sich Cousin von den deutschen Philosophen; wie den Letzteren, ist auch ihm das Denken letzter Zweck des Denkens, aber zu solcher philosophischen Absichtslosigkeit gesellt sich bei ihm auch ein gewisser artistischer Indifferentismus. Wie sehr muss nun dieser Mann einem Pierre Leroux verhasst sein, der weit mehr ein Freund der Menschen als der Gedanken ist, dessen Gedanken alle einen Hintergedanken haben, nämlich das Interesse der Menschheit, und der als geborener Ikonoklast keinen Sinn hat für künstlerische Freude an der Form! In solcher geistigen Verschiedenheit liegen genug Gründe des Grolls, und man hätte nicht nöthig gehabt, die Feindschaft des Leroux gegen Cousin aus persönlichen Motiven, aus geringfügigen Vorfallenheiten des Tageslebens zu erklären. Ein bisschen unschuldige Privatmalice mag mit unterlaufen; denn die Tugend, wie erhaben sie auch das Haupt in den Wolken trägt und nur in Himmelsbetrachtungen verloren scheint, so bewahrt sie doch im getreusamsten Gedächtnisse jeden kleinen Nadelstich, den man ihr jemals versetzt hat.

Nein, der leidenschaftliche Grimm, die Berserkerwuth des Pierre Leroux gegen Victor Cousin ist ein Ergebnis der Geistesdifferenz dieser beiden Männer Es sind Naturen, die sich nothwendiger-

weise abstoßen. Nur in der Ohnmacht kommen sie einander wieder nahe, und die gleiche Schwäche der Fundamente verleiht den entgegengesetzten Doktrinen eine gewisse Ähnlichkeit. Der Eklekticismus von Cousin ist eine feindrähtige Hängebrücke zwischen dem schottisch plumpen Empirismus und der deutsch abstrakten Idealität, eine Brücke, die höchstens dem leichtfüßigen Bedürfnisse einiger Spaziergänger genügen mag, aber kläglich einbrechen würde, wollte die Menschheit mit ihrem schweren Herzensgepäcke und ihren trampelnden Schlachtrossen darüber hinmarschieren. Leroux ist ein Pontifex Maximus in einem höhern, aber noch weit unpraktischern Stile, er will eine kolossale Brücke bauen, die, aus einem einzigen Bogen bestehend, auf zwei Pfeilern ruhen soll, wovon der eine aus dem materialistischen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andre aus dem geträumten Mondschein der Zukunft verfertigt worden, und diesem zweiten Pfeiler giebt er zur Basis irgend einen noch unentdeckten Stern in der Milchstraße. Sobald dieses Riesenwerk fertig sein wird, wollen wir darüber referieren. Bis jetzt läßt sich von dem eigentlichen System des Leroux nichts Bestimmtes sagen, er giebt bis jetzt nur Materialien, zerstreute Bausteine. Auch fehlt es ihm durchaus an Methode, ein Mangel, der den Franzosen eigen-

thümlich ist, mit wenigen Ausnahmen, worunter besonders Charles de Rémusat genannt werden muss, der in seinen Essais de Philosophie (ein kostbares Meisterbuch!) die Bedeutung der Methode begriffen und für ihre Anwendung ein großes Talent offenbart hat. Leroux ist gewiss ein größerer Producent im Denken, aber es fehlt ihm hier, wie gesagt, die Methode. Er hat bloß die Ideen, und in dieser Hinsicht ist ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit Joseph Schelling nicht abzusprechen, nur dass alle seine Ideen das befreiende Heil der Menschheit betreffen, und er, weit entfernt, die alte Religion mit der Philosophie zu flicken, vielmehr die Philosophie mit dem Gewande einer neuen Religion beschenkt. Unter den deutschen Philosophen ist es Krause, mit dem Leroux die meiste Verwandtschaft hat. Sein Gott ist ebenfalls nicht außerweltlich, sondern er ist ein Insasse dieser Welt, behält aber dennoch eine gewisse Persönlichkeit, die ihn sehr gut kleidet. An der immortalité de l'âme kaut Leroux beständig, ohne davon satt zu werden; es ist Dies Nichts als ein perfektioniertes Wiederkäuen der ältern Perfektibilitätslehre. Weil er sich gut aufgeführt in diesem Leben, hofft Leroux, dass er in einer spätern Existenz zu noch größerer Vollkommenheit gedeihen werde; Gott stehe alsdann dem Cousin bei, wenn

Derſelbe nicht unterdeſſen ebenfalls Fortſchritte gemacht hat!

Pierre Leroux mag wohl jetzt fünfzig Jahr' alt ſein, wenigſtens ſieht er darnach aus; vielleicht iſt er jünger. Körperlich iſt er nicht von der Natur allzu verſchwenderiſch begünſtigt worden. Eine unterſetzte, ſtämmige, vierſchrötige Geſtalt, die keineswegs durch die Traditionen der vornehmen Welt einige Grazie gewonnen. Leroux iſt ein Kind des Volks, war in ſeiner Jugend Buchdrucker, und er trägt noch heute in ſeiner äußern Erſcheinung die Spuren des Proletariats. Wahrſcheinlich mit Abſicht hat er den gewöhnlichen Firnis verſchmäht, und wenn er irgend einer Koketterie fähig iſt, ſo beſteht dieſe vielleicht in dem hartnäckigen Beharren bei der rohen Urſprünglichkeit. Es giebt Menſchen, welche nie Handſchuhe tragen, weil ſie kleine weiße Hände haben, woran man die höhere Race erkennt; Pierre Leroux trägt ebenfalls keine Handſchuhe, aber ſicherlich aus ganz andern Gründen. Er iſt ein asceticſcher Entſagungsmenſch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold, und die Natur hat ihm die Tugend erleichtert. Wir wollen aber den Adel ſeiner Geſinnung, den Eifer, womit er dem Gedanken alle niederen Intereſſen opferte, überhaupt ſeine hohe Uneigennützigkeit, als nicht minder verdienſtlich

anerkennen, und noch weniger wollen wir den rohen Diamanten deſswegen herabſetzen, weil er keine glänzende Geſchliffenheit beſitzt und ſogar in trübes Blei gefaſſt iſt. — Pierre Leroux iſt ein Mann, und mit der Männlichkeit des Charakters verbindet er, was ſelten iſt, einen Geiſt, der ſich zu den höchſten Spekulationen emporſchwingt, und ein Herz, welches ſich verſenken kann in die Abgründe des Volksſchmerzes. Er iſt nicht bloß ein denkender, ſondern auch ein fühlender Philoſoph, und ſein ganzes Leben und Streben iſt der Verbeſſerung des moraliſchen und materiellen Zuſtandes der untern Klaſſen gewidmet. Er, der geſtählte Ringer, der die härteſten Schläge des Schickſals ertrüge, ohne zu zwinkern, und der, wie Saint-Simon und Fourier, zuweilen in der bitterſten Noth und Entbehrung darbte, ohne ſich ſonderlich zu beklagen; er iſt nicht im Stande, die Kümmerniſſe ſeiner Mitmenſchen ruhig zu ertragen, ſeine harte Augenwimper feuchtet ſich beim Anblick fremden Elends, und die Ausbrüche ſeines Mitleids ſind alsdann ſtürmiſch, raſend, nicht ſelten ungerecht.

Ich habe mich eben einer indiskreten Hinweiſung auf Armuth ſchuldig gemacht. Aber ich konnte doch nicht umhin, Dergleichen zu erwähnen; dieſe Armuth iſt charakteriſtiſch und zeigt uns, wie der vortreffliche

Mann die Leiden des Volks nicht bloß mit dem Verstande erfasst, sondern auch leiblich mitgelitten hat, und wie seine Gedanken in der schrecklichsten Realität wurzeln. Das giebt seinen Worten ein pulsierendes Lebensblut und einen Zauber, der stärker, als die Macht des Talentes. — Ja, Pierre Leroux ist arm, wie Saint-Simon und Fourier es waren, und die providentielle Armuth dieser großen Socialisten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schatze von Gedanken, die uns neue Welten des Genusses und des Glückes eröffnen. In welcher gräßlichen Armuth Saint-Simon seine letzten Jahre verbrachte, ist allgemein bekannt; während er sich mit der leidenden Menschheit, dem großen Patienten, beschäftigte und Heilmittel ersann für dessen achtzehnhundertjähriges Gebreste, erkrankte er selbst zuweilen vor Misère, und er fristete sein Dasein nur durch Betteln. Auch Fourier musste zu den Almosen der Freunde seine Zuflucht nehmen, und wie oft sah ich ihn in seinem grauen, abgeschabten Rocke längs den Pfeilern des Palais-Royal hastig dahinschreiten, die beiden Rocktaschen schwer belastet, so daß aus der einen der Hals einer Flasche und aus der andern ein langes Brot hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerst zeigte, machte mich aufmerksam auf die

Dürftigkeit des Mannes, der seine Getränke beim Weinschank und sein Brot beim Bäcker selber holen musste. Wie kommt es, frug ich, dass solche Männer, solche Wohlthäter des Menschengeschlechts, in Frankreich darben müssen? „Freilich," erwiederte mein Freund sarkastisch lächelnd, „Das macht dem gepriesenen Lande der Intelligenz keine sonderliche Ehre, und Das würde gewiss nicht bei uns in Deutschland passieren; die Regierung würde bei uns die Leute von solchen Grundsätzen gleich unter ihre besondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Kost und Wohnung geben in der Festung Spandau oder auf dem Spielberg."

Ja, Armuth ist das Loos der großen Menschheitshelfer, der heilenden Denker in Frankreich, aber diese Armuth ist bei ihnen nicht bloß ein Antrieb zu tieferer Forschung und ein stärkendes Stahlbad der Geisteskräfte, sondern sie ist auch eine empfehlende Annonce für ihre Lehre, und in dieser Beziehung gleichfalls von providentieller Bedeutsamkeit. In Deutschland wird der Mangel an irdischen Gütern sehr gemüthlich entschuldigt, und besonders das Genie darf bei uns darben und verhungern, ohne eben verachtet zu werden. In England ist man schon minder tolerant, das Verdienst eines Mannes wird dort nur nach seinem Einkommen abgeschätzt, und

„how much is he worth?“ heißt buchstäblich: „Wie viel Geld besitzt er, wie Viel verdient er?“ Ich habe mit eigenen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernsthaft einen Franciskanermönch fragte, wie Viel es ihm jährlich einbringe, daſs er so barfüßig und mit einem dicken Strick um den Leib herumgehe?*) In Frankreich ist es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnsucht des Industrialismus um sich greift, so ist doch die Armuth bei ausgezeichneten Personen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte schier behaupten, daſs der Reichthum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewissermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer levis nota, die sonst vortrefflichsten Leute behafte. Das mag wohl daher entstehen, weil man bei so Vielen die unsaubern Quellen kennt, woraus die großen Reichthümer geflossen. Ein Dichter sagte, „daſs der erste König ein glücklicher Soldat war!“ — in Betreff der Stifter unsrer heutigen Finanz-Dynastien dürfen wir vielleicht das prosaische Wort aussprechen, daſs der erste Bankier ein glücklicher Spitzbube gewesen. Der Kultus des Reichthums ist zwar in Frankreich so allgemein, wie in andern

*) Der Anfang dieses Absatzes ist in der französischen Ausgabe dem Sinne nach unverändert, aber der Form nach kürzer gefasst. Auch fehlt die Anekdote. Der Herausgeber.

Ländern, aber es ist ein Kultus ohne heiligen Respekt; die Franzosen tanzen ebenfalls um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen ist zugleich Spott, Persifflage, Selbstverhöhnung, eine Art Kankan. Es ist Dieses eine merkwürdige Erscheinung, erklärbar theils aus der generösen Natur der Franzosen, theils auch aus ihrer Geschichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Ansehen, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaums. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herrschaft, die Armuth ward eine Würde, und, wie vor Angst, so auch vor Scham, verkroch sich das Geld. Aus jener Periode stammen die vielen dicken Sousstücke, die ernsthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, so wie auch die Traditionen von pekuniärer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchsten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen, [wie z. B. bei Molé, bei Guizot, bei Thiers, dessen Hände eben so rein sind, wie die der Revolutionsmänner, die er gefeiert.] Zur Zeit des Kaiserthums florierte nur der militärische Ruhm, eine neue Ehre ward gestiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeister, der siegreiche Imperator, mit Verachtung herabschaute auf die rechnende Krämergilde, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stockjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der

Reſtauration intrigierte der Reichthum gegen die Geſpenſter des alten Regimes, die wieder ans Ruder gekommen und deren Inſolenz täglich wuchs; das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablaſſend mit den Kurzjacken, und als die Juliusſonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelkönig Karl X. vom Throne herabgeſchmiſſen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp ſtieg hinauf, er, der Repräſentant des Geldes, das jetzt herrſcht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der beſiegten Partei der Vergangenheit und der getäuſchten Partei der Zukunft frondiert wird. Ja, das adelthümliche Faubourg Saint-Germain und die proletariſchen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten ſich in der Verhöhnung der geldſtolzen Emporkömmlinge, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartiſten mit pathetiſchen Heldentiraden ſtimmen ein in dieſen herabwürdigenden Ton. Erwägt man dieſe zuſammenwirkenden Grölle, ſo wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine faſt übertriebene Geringſchätzung zu Theil wird, während Jeder nach Reichthum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich dieſen Artikel begonnen, hier ganz beſon-

ders andeuten, wie es für den Kommunismus ein unberechenbar günstiger Umstand ist, daſs der Feind, den er bekämpft, bei all seiner Macht dennoch in sich selber keinen moralischen Halt besitzt. Die heutige Gesellschaft vertheidigt sich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälke zusammenstürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

II.

Paris, den 8. Juli 1843.

In China ſind ſogar die Kutſcher höflich. Wenn ſie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart an einander ſtoßen und Deichſeln und Räder ſich verwickeln, erheben ſie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen, wie die Kutſcher bei uns zu Lande, ſondern ſie ſteigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, ſagen ſich diverſe Schmeicheleien, bemühen ſich hernach, gemeinſchaftlich ihre Wagen in das gehörige Geleiſe zu bringen, und wenn Alles wieder in Ordnung iſt, machen ſie nochmals verſchiedene Bücklinge und Knixe, ſagen ſich ein reſpektives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht bloß unſre Kutſcher, ſondern auch unſre Gelehrten ſollten ſich hieran ein Beiſpiel nehmen. Wenn dieſe Herren

mit einander in Kollision gerathen, machen sie sehr wenig Komplimente, und suchen sich keineswegs hilfreich zu verständigen, sondern sie fluchen und schimpfen alsdann wie die Kutscher des Occidents. Und dieses klägliche Schauspiel gewähren uns zumeist Theologen und Philosophen, obgleich Erstere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit besonders angewiesen sind, und Letztere in der Schule der Vernunft zunächst Geduld und Gelassenheit erlernt haben sollten. Die Fehde zwischen der Universität und den Ultramontanen hat diesen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die selbst auf unsern deutschen Mistbeeten nicht kostbarer gedeihen könnte. Das wuchert, Das sproßt, Das blüht in unerhörter Pracht. Wir haben weder Lust noch Beruf, hier zu botanisieren. Der Duft mancher Giftblumen könnte uns betäubend zu Kopf steigen und uns verhindern, mit kühler Unparteilichkeit den Werth beider Parteien und die politische Bedeutung und Bedeutsamkeit des Kampfes zu würdigen. Sobald die Leidenschaften ein bischen verduftet sind, wollen wir solche Würdigung versuchen. So Viel können wir schon heute sagen: Das Recht ist auf beiden Seiten, und die Personen werden getrieben von der fatalsten Nothwendigkeit. Der größte Theil der Ka-

tholiſchen, weiſe und gemäßigt, verdammt zwar das unzeitige Schilderheben ihrer Parteigenoſſen, aber Dieſe gehorchen dem Befehl ihres Gewiſſens, ihrem höchſten Glaubensgeſetz, dem compelle intrare, ſie thun ihre Schuldigkeit, und ſie verdienen aus dieſem Grunde unſre Achtung. Wir kennen ſie nicht, wir haben kein Urtheil über ihre Perſon, und wir ſind nicht berechtigt, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln . . .

Dieſe Leute ſind nicht eben meine Lieblinge, aber, aufrichtig geſtanden, trotz ihrem düſtern, blutrünſtigen Zelotismus ſind ſie mir lieber, als die toleranten Amphibien des Glaubens und des Wiſſens, als jene Kunſtgläubigen, die ihre erſchlafften Seelen durch fromme Muſik und Heiligenbilder kitzeln laſſen, und gar als jene Religionsdilettanten, die für die Kirche ſchwärmen, ohne ihren Dogmen einen ſtrengen Gehorſam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernſthafte Ehe eingehen wollen, und die man hier catholiques marrons nennt. Letztere füllen jetzt unſre faſhionablen Kirchen, z. B. Sainte-Madeleine, oder Notre-Dame-de-Lorette, jene heiligen Boudoirs, wo der ſüßlichſte Rokokogeſchmack herrſcht, ein Weihkeſſel, der nach Lavendel duftet, reichgepolſterte Betſtühle, roſige Beleuchtung und ſchmachtende Geſänge,

überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die sich fächert mit Eventails von Boucher und Watteau — Pompadourchristenthum.

Eben so unrecht wie unrichtig ist die Benennung „Jesuiten," womit man hier die Gegner der Universität zu bezeichnen pflegt. Erstens giebt es gar keine Jesuiten mehr in dem Sinne, den man mit jenem Namen verknüpft. Aber wie es oben in der Diplomatie Leute giebt, die jedesmal, wenn die Fluthzeit der Revolution eintritt, das gleichzeitige Heranbranden so vieler brausenden Wellen für das Werk eines Comité directeur in Paris erklären, so giebt es Tribunen hier unten, die, wenn die Ebbe beginnt, wenn die revolutionären Springfluthen sich wieder verlaufen, diese Erscheinung den Intriguen der Jesuiten zuschreiben, und sich ernsthaft einbilden, es residiere ein Jesuitengeneral in Rom, welcher durch seine vermummten Schergen die Reaktion der ganzen Welt leite. Nein, es existiert kein solcher Jesuitengeneral in Rom, wie auch in Paris kein Comité directeur existiert; Das sind Märchen für große Kinder, hohle Schreckpopanze, moderner Aberglaube. Oder ist es eine bloße Kriegslist, dass man die Gegner der Universität für Jesuiten erklärt? Es giebt in der That hier zu Lande keinen Namen, der weniger populär wäre. Man hat im vorigen Jahr-

hundert gegen diesen Orden so gründlich polemisiert, daſs noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiisches Urtheil über ihn fällen wird. Es will mich bedünken, als habe man die Jesuiten nicht selten ein bischen jesuitisch behandelt, und als seien die Verleumdungen, die sie sich zu Schulden kommen ließen, ihnen manchmal mit zu großen Zinsen zurückgezahlt worden. Man könnte auf die Väter der Gesellschaft Jesu das Wort anwenden, welches Napoleon über Robespierre aussprach: Sie sind hingerichtet worden, nicht gerichtet. Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre Verdienste anerkennen wird. Schon jetzt müssen wir eingestehen, daſs sie durch ihre Missionsanstalten die Gesittung der Welt, die Civilisation unberechenbar gefördert, daſs sie ein heilsames Gegengift gewesen gegen die lebenverpestenden Miasmen von Port-Royal, daſs sogar ihre vielgescholtene Accomodationslehre noch das einzige Mittel war, wodurch die Kirche über die moderne, freiheitslustige und genuſssüchtige Menschheit ihre Oberherrschaft bewahren konnte. Mangez un boeuf et soyez chrétien, sagten die Jesuiten zu dem Beichtkinde, dem in der Charwoche nach einem Stückchen Rindfleisch gelüstete; aber ihre Nachgiebigkeit lag nur in der Noth des Momentes,

und ſie hätten ſpäter, ſobald ihre Macht befeſtigt, die fleiſchfreſſenden Völker wieder zu den magerſten Faſtenſpeiſen zurückgelenkt. Laxe Doktrinen für die empörte Gegenwart, eiſerne Ketten für die unterjochte Zukunft. Sie waren ſo klug!

Aber alle Klugheit hilft Nichts gegen den Tod. Sie liegen längſt im Grabe. Es giebt freilich Leute in ſchwarzen Mänteln und mit ungeheuern, dreieckig aufgekrämpten Filzhüten, aber Das ſind keine echten Jeſuiten. Wie manchmal ein zahmes Schaf ſich in ein Wolfsfell des Radikalismus vermummt, aus Eitelkeit oder Eigennutz oder Schabernack, ſo ſteckt im Fuchspelz des Jeſuitismus manchmal nur ein beſchränktes Grauchen. — Ja, ſie ſind todt. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu haben in den Sakriſteien nur ihre Garderobe zurückgelaſſen, nicht ihren Geiſt. Dieſer ſpukt an andern Orten, und manche Champions der Univerſität, die ihn ſo eifrig exorcieren, ſind vielleicht davon beſeſſen, ohne es zu merken. Ich ſage Dieſes nicht in Bezug auf die Herren Michelet und Quinet, die ehrlichſten und wahrhaftigſten Seelen, ſondern ich habe hier im Auge zunächſt den wohlbeſtallten Miniſter des öffentlichen Unterrichts, den Rektor der Univerſität, den Herrn Villemain. Seiner Magnificenz zweideutiges Treiben berührt mich immer widerwärtig. Ich kann leider nur dem

Esprit und dem Stile dieses Mannes meine Achtung zollen. Nebenbei gesagt, wir sehen hier, dass der berühmte Ausspruch von Buffon: „Le style c'est l'homme," grundfalsch ist. Der Stil des Herrn Villemain ist schön, edel, wohlgewachsen und reinlich. — Auch Victor Cousin kann ich nicht ganz verschonen mit dem Vorwurf des Jesuitismus. Der Himmel weiß, dass ich geneigt bin, Herrn Cousin's Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dass ich den Glanz seines Geistes gern anerkenne; aber die Worte, womit er jüngst in der Akademie die Übersetzung Spinoza's ankündigte, zeugen weder von Muth noch von Wahrheitsliebe. Cousin hat gewiss die Interessen der Philosophie unendlich gefördert, indem er den Spinoza dem denkenden Frankreich zugänglich machte, aber er hätte zugleich ehrlich gestehen sollen, dass er dadurch der Kirche keinen großen Dienst geleistet. Im Gegentheil sagte er, der Spinoza sei von einem seiner Schüler, einem Zögling der École normale, übersetzt worden, um ihn mit einer Widerlegung zu begleiten, und während die Priesterpartei die Universität so heftig angreife, sei es doch eben diese arme, unschuldige, verketzerte Universität, welche den Spinoza widerlege, den gefährlichen Spinoza, jenen Erbfeind des Glaubens, der mit einer Feder aus den schwarzen Flügeln

Satan's seine beiden Bücher geschrieben! Wen betrügt man hier? ruft Figaro. Es war in der Académie des sciences morales et politiques, wo Cousin in solcher Weise die französische Übersetzung des Spinoza ankündigte; sie ist außerordentlich gelungen, während die gerühmte Widerlegung so schwach und dürftig ist, daſs sie in Deutschland für ein Werk der Ironie gelten würde*).

*) In der französischen Ausgabe folgen hier noch die Worte: „Die französische Übersetzung des Spinoza ist übrigens eine Arbeit von großem Verdienst. Der Name des Übersetzers ist Saisset."

In der „Zeitung für die elegante Welt" schließt sich hier der auf S. 199 ff. mitgetheilte Bericht über die Jahressitzung der erwähnten Sektion des Institut de France an.

Der Herausgeber.

III*).

Paris, den 20. Juli 1833.

Jedes Volk hat ſeinen Nationalfehler, und wir Deutſchen haben den unſrigen, nämlich jene berühmte Langſamkeit; wir wiſſen es ſehr gut, wir haben Blei in den Stiefeln, ſogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzoſen alle Geſchwindigkeit, all ihr flinkes, anſtelliges Weſen, wenn ſie eben ſo ſchnell vergeſſen, was ſie gethan? Sie haben kein Gedächtnis, und Das iſt ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und jeder Unthat geht hier verloren durch Vergeſslichkeit. Jeden Tag müſſen ſie den Kreislauf ihrer Geſchichte wieder durchlaufen, ihr Leben wieder von vorne anfangen, ihre Kämpfe aufs Neue durchkämpfen, und morgen hat der Sieger vergeſſen, daſs er geſiegt hatte, und der Überwundene hat eben ſo leichtſinnig ſeine

*) Dieſer Artikel fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Niederlage und ihre heilsamen Lehren vergessen. Wer hat im Julius 1830 die große Schlacht gewonnen? Wer hat sie verloren? Wenigstens in dem großen Hospital, wo, um mich eines Ausdrucks von Mignet zu bedienen, jede gestürzte Macht ihre Blessierten untergebracht hat, hätte man sich Dessen erinnern sollen! Diese einzige Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf die Debatten, die in der Pairskammer über den Sekundärunterricht stattgefunden, und wo die klerikale Partei nur scheinbar unterlag. In der That triumphierte sie, und es war schon ein hinlänglicher Triumph, daſs sie als organisierte Partei ans Tageslicht trat. Wir sind weit entfernt, dieses kühne Auftreten zu tadeln, und es misſfällt uns weit weniger, als jene schlottrige Halbheit, welche die Gegner sich zu Schulden kommen ließen. Wie kläglich zeigte sich hier Herr Villemain, der kleine Rhetor, der windige Bel-Esprit, dieser abgestandene Voltairianer, der sich ein bisschen an den Kirchenvätern gerieben, um einen gewissen ernsthaften Anstrich zu gewinnen, und der von einer Unwissenheit beseelt war, die ans Erhabene grenzte! Es ist mir unbegreiflich, daſs ihm Herr Guizot nicht auf der Stelle den Laufpaſs gegeben, denn diesem großen Gelehrten musste jene schülerhafte Verlegenheit, jener Mangel

an den dürftigsten Vorkenntnissen, jene wissenschaftliche Nullität, noch weit empfindlicher missfallen, als irgend ein politischer Fehler! Um die Schwäche und Inhaltslosigkeit seines Kollegen einigermaßen zu decken, musste Guizot mehrmals das Wort ergreifen; aber Alles, was er sagte, war matt, farblos und unerquicklich. Er würde gewiss bessere Dinge vorgebracht haben, wenn er nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern Minister des Unterrichts gewesen wäre und für die besondern Interessen dieses Departements eine Lanze gebrochen hätte. Ja, er würde sich für die Gegenpartei noch weit gefährlicher erwiesen haben, wenn er ganz ohne weltliche Macht, nur mit seiner geistlichen Macht bewaffnet, wenn er als bloßer Professor für die Befugnisse der Philosophie in die Schranken getreten wäre! In einer solchen günstigern Lage war Victor Cousin, und ihm gebührt vorzugsweise die Ehre des Tages. Cousin ist nicht, wie jüngst ziemlich griesgrämig behauptet worden, ein philosophischer Dilettant, sondern er ist vielmehr ein großer Philosoph, er ist hier Hausfohn der Philosophie, und als diese angegriffen wurde von ihren unversöhnlichsten Feinden, musste unser Victor Cousin seine oratio pro domo halten. Und er sprach gut, ja vortrefflich, mit Überzeugung. Es ist für uns

immer ein kostbares Schauspiel, wenn die friedliebendsten Männer, die durchaus von keiner Streitlust beseelt sind, durch die innern Bedingungen ihrer Existenz, durch die Macht der Ereignisse, durch ihre Geschichte, ihre Stellung, ihre Natur, kurz durch eine unabweisliche Fatalität, gezwungen werden, zu kämpfen. Ein solcher Kämpfer, ein solcher Gladiator der Nothwendigkeit war Cousin, als ein unphilosophischer Minister des Unterrichts die Interessen der Philosophie nicht zu vertheidigen vermochte. Keiner wusste besser, als Victor Cousin, dass es sich hier um keine neue Sache handelte, dass sein Wort Wenig beitragen würde zur Schlichtung des alten Streits, und dass da kein definitiver Sieg zu erwarten sei. Ein solches Bewusstsein übt immer einen dämpfenden Einfluss, und alles Brillantfeuer des Geistes konnte auch hier die innere Trauer über die Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen keineswegs verbergen. Selbst bei den Gegnern haben Cousin's Reden einen ehrenden Eindruck hervorgebracht, und die Feindschaft, die sie ihm widmen, ist ebenfalls eine Anerkennung. Den Villemain verachten sie, den Cousin aber fürchten sie. Sie fürchten ihn nicht wegen seiner Gesinnung, nicht wegen seines Charakters, nicht wegen seiner individuellen Vorzüge oder Fehler, sondern sie fürch-

ten in ihm die deutsche Philosophie. Du lieber Himmel! man erzeigt hier unserer deutschen Philosophie und unserm Cousin allzu große Ehre. Obgleich Letzterer ein geborner Dialektiker ist, obgleich er zugleich für Form die größte Begabnis besitzt, obgleich er bei seiner philosophischen Specialität auch noch von großem Kunstsinn unterstützt wird, so ist er doch noch sehr weit davon entfernt, die deutsche Philosophie so gründlich tief in ihrem Wesen zu erfassen, daſs er ihre Systeme in einer klaren, allgemein verständlichen Sprache formulieren könnte, wie es nöthig wäre für Franzosen, die nicht, wie wir, die Geduld besitzen, ein abstraktes Idiom zu studieren. Was sich aber nicht in gutem Französisch sagen lässt, ist nicht gefährlich für Frankreich. Die Section der Sciences morales et politiques der französischen Akademie hat bekanntlich eine Darstellung der deutschen Philosophie seit Kant zu einer Preisfrage gewählt, und Cousin, der hier als Hauptdirigent zu betrachten ist, suchte vielleicht fremde Kräfte, wo seine eignen nicht ausreichten. Aber auch Andere haben die Aufgabe nicht gelöst, und in der jüngsten feierlichen Sitzung der Akademie ward uns angekündigt, daſs auch dies Jahr keine Preisschrift über die deutsche Philosophie gekrönt werden könne.

Gefängnisreform und Strafgesetzgebung*).

Paris, Juli 1843.

Nachdem der Gesetzvorschlag über die Gefängnisreform während vier Wochen in der Deputiertenkammer debattiert worden, ist derselbe endlich mit sehr unwesentlichen Abänderungen und durch eine bedeutende Majorität angenommen worden. Damit wir es gleich von vornherein sagen, nur der Minister des Innern, der eigentliche Schöpfer jenes Gesetzvorschlags, war der Einzige, der mit festen Füßen auf der Höhe der Frage stand, der bestimmt wusste, was er wollte, und einen Triumph der Überlegenheit feierte. Dem Rapporteur, Herrn von Tocqueville, gebührt das Lob, dass er mit Festigkeit seine Gedanken durchfocht; er ist ein Mann von

*) Dieser Aufsatz fehlt in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Kopf, der wenig Herz hat und bis zum Gefrierpunkt die Argumente seiner Logik verfolgt; auch haben seine Reden einen gewissen frostigen Glanz wie geschnittenes Eis. Was Herrn Tocqueville jedoch an Gemüth fehlt, Das hat sein Freund, Monsieur de Beaumont, in liebreichster Fülle, und diese beiden Unzertrennlichen, die wir immer gepaart sehen auf ihren Reisen, in ihren Publikationen, in der Deputiertenkammer, ergänzen sich aufs beste. Der Eine, der scharfe Denker, und der Andere, der milde Gemüthsmensch, gehören beisammen, wie das Essigfläschchen und das Ölfläschchen. — Aber die Opposition, wie vage, wie gehaltlos, wie schwach, wie ohnmächtig zeigte sie sich bei dieser Gelegenheit! Sie wusste nicht, was sie wollte, sie musste das Bedürfnis der Reform eingestehen, konnte nichts Positives vorschlagen, war beständig im Widerspruch mit sich selber und opponierte hier, wie gewöhnlich, aus blöder Gewohnheit des Oppositionsmetiers. Und dennoch würde sie, um letzterm zu genügen, leichtes Spiel gehabt haben, wenn sie sich auf das hohe Pferd der Idee gesetzt hätte, auf irgend eine generöse Rosinante der Theorienwelt, statt auf ebener Erde den zufälligen Lücken und Schwächen des ministeriellen Systems nachzukriechen und im Detail zu chikanieren, ohne das Ganze erschüttern zu kön-

nen. Nicht einmal unſer unvergleichlicher Don Alphonſo de Lamartine, der ingenioſe Junker, zeigte ſich hier in ſeiner idealen Ritterlichkeit. Und doch war die Gelegenheit günſtig, und er hätte hier die höchſten und wichtigſten Menſchheitsfragen beſprechen können, mit olympererſchütternden Worten; er konnte hier feuerſpeiende Berge reden und mit einem Ocean von Weltuntergangspoeſie die Kammer überſchwemmen. Aber nein, der edle Hidalgo war hier ganz entblößt von ſeinem ſchönen Wahnſinn und ſprach ſo vernünftig wie die nüchternſten ſeiner Kollegen.

Ja, nur auf dem Felde der Idee hätte die Oppoſition, wo nicht ſich behaupten, doch wenigſtens glänzen können. Bei ſolcher Gelegenheit hätte eine deutſche Oppoſition ihre gelehrteſten Lorbeeren erfochten. Denn die Gefängnisfrage iſt ja enthalten in jener allgemeinen Frage über die Bedeutung der Strafe überhaupt, und hier treten uns die großen Theorien entgegen, die wir heute nur in flüchtigſter Kürze erwähnen wollen, um für die Würdigung des neuen Gefängnisgeſetzes einen deutſchen Standpunkt zu gewinnen.

Wir ſehen hier zunächſt die ſogenannte Vergeltungstheorie, das alte harte Geſetz der Urzeit, jenes jus talionis, das wir noch bei dem altteſtamentaliſchen Moſes in ſchauerlichſter Naivetät vorfinden.

Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Mit dem Martyrtode des großen Versöhners fand auch diese Idee der Sühne ihren Abschluss, und wir können behaupten, der milde Christus habe dem antiken Gesetze auch hier persönlich Genüge gethan und dasselbe auch für die übrige Menschheit aufgehoben. Sonderbar! während hier die Religion im Fortschritt erscheint, ist es die Philosophie, welche stationär geblieben, und die Strafrechtstheorie unserer Philosophen von Kant bis auf Hegel ist, trotz aller Verschiedenheit des Ausdrucks, noch immer das alte jus talionis. Selbst unser Hegel wusste nichts Besseres anzugeben, und er vermochte nur die rohe Anschauungsweise einigermaßen zu spiritualisieren, ja, bis zur Poesie zu erheben. Bei ihm ist die Strafe das Recht des Verbrechers; nämlich indem Dieser das Verbrechen begeht, gewinnt er ein unveräußerliches Recht auf die adäquate Bestrafung; letztere ist gleichsam das objektive Verbrechen. Das Princip der Sühne ist hier bei Hegel ganz dasselbe wie bei Moses, nur dass Dieser den antiken Begriff der Fatalität in der Brust trug, Hegel aber immer von dem modernen Begriff der Freiheit bewegt wird; sein Verbrecher ist ein freier Mensch, das Verbrechen selbst ist ein Akt der Freiheit, und es muss ihm dafür sein Recht geschehen. Hierüber nur ein

Wort. Wir sind dem altsacerdotalen Standpunkt entwachsen, und es widerstrebt uns, zu glauben, daſs, wenn der Einzelne eine Unthat begangen, die Gesellschaft in corpore gezwungen sei, dieselbe Unthat zu begehen, sie feierlich zu wiederholen. Für den modernen Standpunkt, wie wir ihn bei Hegel finden, ist jedoch unser socialer Zustand noch zu niedrig; denn Hegel setzt immer eine absolute Freiheit voraus, von der wir noch sehr entfernt sind und vielleicht noch eine gute Weile entfernt bleiben werden.

Unsere zweite große Straftheorie ist die der Abschreckung. Diese ist weder religiös noch philosophisch, sie ist rein absurd. Hier wird einem Menschen, der ein Verbrechen beging, Pein angethan, damit ein Dritter dadurch abgeschreckt werde, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Es ist das höchste Unrecht, daſs Jemand leiden soll zum Heile eines Andern, und diese Theorie mahnte mich immer an die armen souffre-douleurs, die ehemals mit den kleinen Prinzen erzogen und jedesmal durchgepeitscht wurden, wenn ihr erlauchter Kamerad irgend einen Fehler begangen. Diese nüchterne und frivole Abschreckungstheorie borgt von der sacerdotalen Theorie gleichsam ihre pompes funèbres, auch sie errichtet auf öffentlichem Markt ein castrum

doloris, um die Zuſchauer anzulocken und zu verblüffen. Der Staat iſt hier ein Charlatan, nur mit dem Unterſchied, daſs der gewöhnliche Charlatan dir verſichert, er reiße die Zähne aus, ohne Schmerzen zu verurſachen, während jener im Gegentheil durch ſeine ſchauerlichen Apparate mit weit größern Schmerzen droht, als vielleicht der arme Patient wirklich zu ertragen hat. Dieſe blutige Charlatanerie hat mich immer angewidert.

Soll ich hier die ſogenannte Theorie vom phyſiſchen Zwang, die zu meiner Zeit in Göttingen und in der umliegenden Gegend zum Vorſchein gekommen, als eine beſondere Theorie erwähnen? Nein, ſie iſt Nichts, als der alte Abſchreckungsſauerteig, neu umgeknetet. Ich habe mal einen ganzen Winter hindurch den Lykurg Hannovers, den traurigen Hofrath Bauer, darüber ſchwätzen gehört in ſeiner ſeichteſten Proſa. Dieſe Tortur erduldete ich ebenfalls aus phyſiſchem Zwang, denn der Schwätzer war Examinator meiner Fakultät, und ich wollte damals Doktor Juris werden.

Die dritte große Straftheorie iſt die, wobei die moraliſche Verbeſſerung des Verbrechers in Betracht kommt. Die wahre Heimat dieſer Theorie iſt China, wo alle Autorität von der väterlichen Gewalt abgeleitet wird. Jeder Verbrecher iſt dort ein

ungezogenes Kind, das der Vater zu bessern sucht, und zwar durch den Bambus. Diese patriarchalische, gemüthliche Ansicht hat in neuerer Zeit ganz besonders in Preußen ihre Verehrer gefunden, die sie auch in die Gesetzgebung einzuführen suchten. Bei solcher chinesischen Bambustheorie drängt sich uns zunächst das Bedenken auf, dass alle Verbesserung Nichts helfen dürfte, wenn nicht vorher die Verbesserer gebessert würden. In China scheint das Staatsoberhaupt dergleichen Einrede dunkel zu fühlen, und wenn im Reiche der Mitte irgend ein ungeheures Verbrechen begangen wird, legt sich der Kaiser, der Himmelssohn, selber eine harte Buße auf, wähnend, dass er selber durch irgend eine Sünde ein solches Landesunglück verschuldet haben müsse. Wir würden es mit großem Vergnügen sehen, wenn unser heimischer Pietismus auf solche fromme Irrthümer geriethe und sich zum Heil des Staats weiblich kasteien wollte. In China gehört es zur Konsequenz der patriarchalischen Ansicht, dass es neben den Bestrafungen auch gesetzliche Belohnungen giebt, dass man für gute Handlungen irgend einen Ehrenknopf mit oder ohne Schleife bekömmt, wie man für schlechte Handlungen die gehörige Tracht Schläge empfängt, so dass, um mich philosophisch auszudrücken, der Bambus die Belohnung des La-

ſters und der Orden die Strafe der Tugend iſt. Die Partiſane der körperlichen Züchtigung haben jüngſt in den Rheinprovinzen einen Widerſtand gefunden, der aus einer Empfindungsweiſe hervorgegangen, die nicht ſehr original iſt und leider als ein Überbleibſel der franzöſiſchen Fremdherrſchaft betrachtet werden dürfte.

Wir haben noch eine vierte große Straftheorie, die wir kaum noch eine ſolche nennen können, da der Begriff „Strafe“ hier ganz verſchwindet. Man nennt ſie die Präventionstheorie, weil hier die Verhütung der Verbrechen das leitende Princip iſt. Die eifrigſten Vertreter dieſer Anſicht ſind zunächſt die Radikalen aller ſocialiſtiſchen Schulen. Als der Entſchiedenſte muſs hier der Engländer Owen genannt werden, der kein Recht der Beſtrafung anerkennt, ſo lange die Urſache der Verbrechen, die ſocialen Übel, nicht fortgeräumt worden. So denken auch die Kommuniſten, die materialiſtiſchen eben ſo wohl wie die ſpiritualiſtiſchen, welche Letztern ihre Abneigung gegen das herkömmliche Kriminalrecht, das ſie das altteſtamentaliſche Rachegeſetz nennen, durch evangeliſche Texte beſchönigen. Die Fourieriſten dürfen ebenfalls konſequenterweiſe kein Strafrecht anerkennen, da nach ihrer Lehre die Verbrechen nur durch ausgeartete Leidenſchaften entſtehen und ihr

Staat sich eben die Aufgabe gestellt hat, durch eine neue Organisation der menschlichen Leidenschaften ihre Ausartung zu verhüten. Die Saint-Simonisten hatten freilich weit höhere Begriffe von der Unendlichkeit des menschlichen Gemüthes, als dass sie sich auf einen geregelten und numerierten Schematismus der Leidenschaften, wie wir ihn bei Fourier finden, eingelassen hätten. Jedoch auch sie hielten das Verbrechen nicht bloß für ein Resultat gesellschaftlicher Missstände, sondern auch einer fehlerhaften Erziehung, und von den besser geleiteten, wohlerzogenen Leidenschaften erwarteten sie eine vollständige Regeneration, das Weltreich der Liebe, wo alle Traditionen der Sünde in Vergessenheit gerathen und die Idee eines Strafrechts als eine Blasphemie erscheinen würde.

Minder schwärmerische und sogar sehr praktische Naturen haben sich ebenfalls für die Präventionstheorie entschieden, insofern sie von der Volkserziehung die Abnahme der Verbrechen erwarteten. Sie haben noch ganz besondere staatsökonomische Vorschläge gemacht, die dahin zielen, den Verbrecher vor seinen eigenen bösen Anfechtungen zu schützen, in derselben Weise wie die Gesellschaft vor der Unthat selbst hinreichend bewahrt wird. Hier stehen wir auf dem positiven Boden der Präventionslehre.

Der Staat wird hier gleichsam eine große Polizeianstalt im edelsten und würdigsten Sinne, wo dem bösen Gelüste jeder Antrieb entzogen wird, wo man nicht durch Ausstellungen von Leckerbissen und Putzwaaren einen armen Schlucker zum Diebstahl und die arme Gefallsucht zur Prostitution reizt, wo keine diebischen Emporkömmlinge, keine Robert-Macaires der hohen Finanz, keine Menschenfleischhändler, keine glücklichen Halunken ihren unverschämten Luxus öffentlich zur Schau geben dürfen, kurz, wo das demoralisierende böse Beispiel unterdrückt wird. Kommen, trotz aller Vorkehrungsmaßregeln, dennoch Verbrechen, zum Vorschein, so sucht man die Verbrecher unschädlich zu machen, und sie werden entweder eingesperrt oder, wenn sie der Ruhe der Gesellschaft gar zu gefährlich sind, ein bisschen hingerichtet. Die Regierung, als Mandatarin der Gesellschaft, verhängt hier keine Pein als Strafe, sondern als Nothwehr, und der höhere oder geringere Grad dieser Pein wird nur von dem Grade des Bedürfnisses der socialen Selbstvertheidigung bestimmt. Nur von diesem Gesichtspunkte aus sind wir für die Todesstrafe, oder vielmehr für die Tödtung großer Bösewichter, welche die Polizei aus dem Wege schaffen muss, wie sie tolle Hunde todtschlägt.

Wenn man aufmerksam das Exposé des motifs liest, womit der französische Minister des Innern seinen Gesetzentwurf in Betreff der Gefängnisreform einleitete, so ist es augenscheinlich, wie hier die zuletzt bezeichnete Ansicht den Grundgedanken bildet, und wie das sogenannte Repressiv-Princip der Franzosen im Grunde nur die Praxis unserer Präventivtheorie ist.

Im Princip sind also unsre Ansichten ganz übereinstimmend mit denen der französischen Regierung. Aber unsre Gefühle sträuben sich gegen die Mittel, wodurch die gute Absicht erreicht werden soll. Auch halten wir sie für Frankreich ganz ungeeignet. In diesem Lande der Sociabilität wäre die Absperrung in Zellen, die pennsylvanische Methode, eine unerhörte Grausamkeit, und das französische Volk ist zu großmüthig, als dass es je um solchen Preis seine gesellschaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, selbst nachdem die Kammern eingewilligt, kommt das entsetzliche, unmenschliche, ja unnatürliche Cellulargefängniswesen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, welche die nöthigen Bauten kosten, sind, Gottlob! verlorenes Geld. Diese Burgverließe des neuen Bürgerritterthums wird das Volk eben so unwillig niederreißen, wie es einst die adlige Bastille zerstörte. So furcht-

bar und düſter dieſelbe von außen geweſen ſein mochte, ſo war ſie doch gewiſs nur ein heiteres Kiosk, ein ſonniges Gartenhaus, im Vergleich mit jenen kleinen ſchweigenden amerikaniſchen Höllen, die nur ein blödſinniger Pietiſt erſinnen, und nur ein herzloſer Krämer, der für ſein Eigenthum zittert, billigen konnte. Der gute fromme Bürger ſoll hinfüro ruhiger ſchlafen können — Das will die Regierung mit löblichem Eifer bewirken. Aber warum ſollen ſie nicht etwas weniger ſchlafen? — Beſſere Leute müſſen jetzt wachend die Nächte verbringen. Und dann, haben ſie nicht den lieben Gott, um ſie zu ſchützen, ſie, die Frommen? — Oder zweifeln ſie an dieſem Schutz, ſie, die Frommen?

Aus den Pirenäen *)

I.

Barèges, den 26. Juli 1846.

Seit Menſchengedenken gab es kein ſolches Zuſtrömen nach den Heilquellen von Barèges, wie dieſes Jahr. Das kleine Dorf, das aus etwa ſechzig Häuſern und einigen Dutzend Nothbaracken beſteht, kann die kranke Menge nicht mehr faſſen; Spätkömmlinge fanden kaum ein kümmerliches Obdach für eine Nacht, und muſſten leidend umkehren. Die meiſten Gäſte ſind franzöſiſche Militärs, die in Afrika ſehr viele Lorberen, Lanzenſtiche und Rheumatismen eingeerntet haben. Einige alte Officiere

*) Die nachſtehenden Briefe fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

aus der Kaiserzeit keuchen hier ebenfalls umher, und suchen in der Badewanne die glorreichen Erinnerungen zu vergessen, die sie bei jedem Witterungswechsel so verdrießlich jucken. Auch ein deutscher Dichter befindet sich hier, der Manches auszubaden haben mag, aber bis jetzt keineswegs seines Verstandes verlustig und noch viel weniger in ein Irrenhaus eingesperrt worden ist, wie ein Berliner Korrespondent in der hochlöblichen „Leipziger Allgemeinen Zeitung" berichtet hat. Freilich, wir können uns irren, Heinrich Heine ist vielleicht verrückter, als er selbst weiß; aber mit Gewissheit dürfen wir versichern, dass man ihn hier in dem anarchischen Frankreich noch immer auf freien Füßen herumgehen lässt, was ihm wahrscheinlich zu Berlin, wo die geistige Sanitätspolizei strenger gehandhabt wird, nicht gestattet werden möchte. Wie Dem auch sei, fromme Gemüther an der Spree mögen sich trösten, wenn auch nicht der Geist, so ist doch der Leib des Dichters hinlänglich belastet von lähmenden Gebresten, und auf der Reise von Paris hierher ward sein Siechthum so unleidlich, dass er unfern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlassen und sich auf einem Lehnsessel über das Gebirge tragen lassen musste. Er hatte bei dieser erhabenen Fahrt manche erfreuliche Lichtblicke, nie hat ihn Sonnenglanz und

Waldgrün inniger bezaubert, und die großen Felſenkoppen, wie ſteinerne Rieſenhäupter, ſahen ihn an mit fabelhaftem Mitleid. Die Hautes Pyrénées ſind wunderbar ſchön. Beſonders ſeelenerquickend iſt die Muſik der Bergwaſſer, die, wie ein volles Orcheſter, in den rauſchenden Thalfluſs, den ſogenannten Gâve, hinabſtürzen. Gar lieblich iſt dabei das Geklingel der Lämmerherden, zumal wenn ſie in großer Anzahl wie jauchzend von den Bergeshalden heruntergeſprungen kommen, voran die langwolligen Mutterſchafe und doriſch gehörnten Widder, welche große Glocken an den Hälſen tragen, und nebenherlaufend der junge Hirt, der ſie nach dem Thaldorfe zur Schur führt, und bei dieſer Gelegenheit auch die Liebſte beſuchen will. Einige Tage ſpäter iſt das Geklingel minder heiter, denn es hat unterdeſſen gewittert, aſchgraue Nebelwolken hängen tief herab, und mit ſeinen geſchornen, fröſtelnd nackten Lämmern ſteigt der junge Hirt melancholiſch wieder hinauf in ſeine Alpeneinſamkeit; er iſt ganz eingewickelt in ſeinen braunen, reichgeflickten Baskeſenmantel, und das Scheiden von ihr war vielleicht bitter.

Ein ſolcher Anblick mahnt mich aufs lebhafteſte an das Meiſterwerk von Decamps, welches der diesjährige Salon beſaß, und das von ſo Vielen, ja

von dem kunſtverſtändigſten Franzoſen, Theophile Gautier, mit hartem Unrecht getadelt ward. Der Hirt auf jenem Gemälde, der in ſeiner zerlumpten Majeſtät wie ein wahrer Bettelkönig ausſieht und an ſeiner Bruſt, unter den Fetzen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguſs zu ſchützen ſucht, die ſtumpfſinnig trüben Wetterwolken mit ihren feuchten Grimaſſen, der zottighäſsliche Schäferhund — Alles iſt auf jenem Bilde ſo naturwahr, ſo pirenäentreu gemalt, ſo ganz ohne ſentimentalen Anſtrich und ohne ſüßliche Veridealiſierung, daſs Einem hier das Talent des Decamp's faſt erſchreckend, in ſeiner naivſten Nacktheit, offenbar wird.

Die Pirenäen werden jetzt von vielen franzöſiſchen Malern mit großem Glück ausgebeutet, beſonders wegen der hieſigen pittoresken Volkstrachten, und die Leiſtungen von Leleux, die unſer feintreffender Pfeilkollege immer ſo ſchön gewürdigt, verdienen das geſpendete Lob; auch bei dieſem Maler iſt Wahrheit der Natur, aber ohne ihre Beſcheidenheit, ſie tritt ſchier allzu keck hervor und ſie artet aus in Virtuoſität. Die Kleidung der Bergbewohner, der Bearnaiſen, der Basken und der Grenzſpanier, iſt in der That ſo eigenthümlich und ſtaffeleifähig, wie es ein junger Enthuſiaſt von der Pinſelgilde, der den banalen Frack verabſcheut, nur irgend ver-

langen kann; beſonders pittoreſk iſt die Kopfbedeckung der Weiber, die ſcharlachrothe, bis an die Hüften über den ſchwarzen Leibrock herabhängende Kapuze. Einen überaus köſtlichen Anblick gewähren derartig koſtümierte Ziegenhirtinnen, wenn ſie, auf hochgeſattelten Maulthieren ſitzend, den alterthümlichen Spinnſtock unterm Arm, mit ihren gehörnten ſchwarzen Zöglingen über die äußerſten Spitzen der Berge einherreiten und der abenteuerliche Zug ſich in den reinſten Konturen abzeichnet an dem ſonnig blauen Himmelsgrund.

Das Gebäude, worin ſich die Badeanſtalt von Barèges befindet, bildet einen ſchauderhaften Kontraſt mit den umgebenden Naturſchönheiten, und ſein mürriſches Äußere entſpricht vollkommen den innern Räumen: unheimlich finſtere Zellen, gleich Grabgewölben, mit gar zu ſchmalen ſteinernen Badewannen, einer Art proviſoriſcher Särge, worin man alle Tage eine Stunde lang ſich üben kann im Stilleliegen mit ausgeſtreckten Beinen und gekreuzten Armen, eine nützliche Vorübung für Lebensabiturienten. Das beklagenswertheſte Gebrechen zu Barèges iſt der Waſſermangel; die Heilquellen ſtrömen nämlich nicht in hinlänglicher Fülle. Eine traurige Abhilfe in dieſer Beziehung gewähren die ſogenannten Piſcinen, ziemlich enge Waſſerbehälter,

worin ſich ein Dutzend, auch wohl anderthalb Dutzend Menſchen gleichzeitig baden in aufrechter Stellung. Hier giebt es Berührungen, die ſelten angenehm ſind, und bei dieſer Gelegenheit begreift man in ihrem ganzen Tiefſinn die Worte des toleranten Ungars, der ſich den Schnurrbart ſtrich und zu ſeinem Kameraden ſagte: „Mir iſt ganz gleich, was der Menſch iſt, ob er Chriſt oder Jude, republikaniſch oder kaiſerlich, Türke oder Preuße, wenn nur der Menſch geſund iſt.“

II.

Barèges, den 7. August 1846.

Über die therapeutische Bedeutung der hiesigen Bäder wage ich nicht mich mit Bestimmtheit auszusprechen. Es lässt sich vielleicht überhaupt nichts Bestimmtes darüber sagen. Man kann das Wasser einer Quelle chemisch zersetzen und genau angeben, wie viel Schwefel, Salz oder Butter darin enthalten ist, aber Niemand wird es wagen, selbst in bestimmten Fällen die Wirkung dieses Wassers für ein ganz probates, untrügliches Heilmittel zu erklären; denn diese Wirkung ist ganz abhängig von der individuellen Leibesbeschaffenheit des Kranken, und das Bad, das bei gleichen Krankheitssymptomen dem Einen fruchtet, übt auf den Andern nicht den mindesten, wo nicht gar den schädlichsten Einfluss. In der Weise wie z. B. der Magnetismus, ent-

halten auch die Heilquellen eine Kraft, die hinlänglich konstatiert, aber keineswegs determiniert ist, deren Grenzen und auch geheimste Natur den Forschern bis jetzt unbekannt geblieben, so daſs der Arzt dieselben nur versuchsweise, wo alle andern Mittel fehlschlagen, als Medikament anzuwenden pflegt. Wenn der Sohn Äskulap's gar nicht mehr weiß, was er mit dem Patienten anfangen soll, dann schickt er uns ins Bad mit einem langen Konsultationszettel, der nichts Anderes ist, als ein offener Empfehlungsbrief an den Zufall!

Die Lebensmittel sind hier sehr schlecht, aber desto theurer. Frühstück und Mittagessen werden den Gästen in hohen Körben und von ziemlich klebrichten Mägden aufs Zimmer getragen, ganz wie in Göttingen. Hätten wir nur hier ebenfalls den jugendlich-akademischen Appetit, womit wir einst die gelehrt-trockensten Kalbsbraten Georgia Augusta's zermalmten! Das Leben selbst ist hier so langweilig, wie an den blumigen Ufern der Leine. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daſs wir zwei sehr hübsche Bälle genossen, wo die Tänzer alle ohne Krücken erschienen. Es fehlte dabei nicht an einigen Töchtern Albion's, die sich durch Schönheit und linkisches Wesen auszeichneten; sie tanzten, als ritten sie auf Eseln. Unter den Französinnen glänzte die

Tochter des berühmten Cellarius, die — welche Ehre für das kleine Barèges! — hier eigenfüßig die Polka tanzte. Auch mehre junge Tänzinnen der Pariser großen Oper, welche man Ratten nennt, unter Andern die silberfüßige Mademoiselle Lehomme, wirbelten hier ihre Entrechats, und ich dachte bei diesem Anblick wieder lebhaft an mein liebes Paris, wo ich es vor lauter Tanz und Musik am Ende nicht mehr aushalten konnte, und wohin das Herz sich jetzt dennoch wieder zurücksehnt. Wunderbar närrischer Zauber! Vor lauter Plaisir und Belustigung wird Paris zuletzt so ermüdend, so erdrückend, so überlästig, alle Freuden sind dort mit so erschöpfender Anstrengung verbunden, daſs man jauchzend froh ist, wenn man dieser Galere des Vergnügens einmal entspringen kann — und kaum ist man einige Monate von dort entfernt, so kann eine einzige Walzermelodie oder der bloße Schatten eines Tänzerinnenbeins in unserm Gemüthe das sehnsüchtigste Heimweh nach Paris erwecken! Das geschieht aber nur den bemoosten Häuptern dieses süßen Bagnos, nicht den jungen Burschen unsrer Landsmannschaft, die nach einem kurzen Semesteraufenthalt in Paris gar kläglich bejammern, daſs es dort nicht so gemüthlich still sei, wie jenseits des Rheins, wo das Zellensystem des einsamen Nach-

denkens eingeführt iſt, daſs man ſich dort nicht ruhig ſammeln könne, wie etwa zu Magdeburg oder Spandau; daſs das ſittliche Bewuſſtſein ſich dort verliere im Geräuſch der Genuſswellen, die ſich überſtürzen, daſs die Zerſtreuung dort zu groß ſei — ja, ſie iſt wirklich zu groß in Paris, denn während wir uns dort zerſtreuen, zerſtreut ſich auch unſer Geld!

Ach, das Geld! Es weiß ſich ſogar hier in Barèges zu zerſtreuen, ſo langweilig auch dieſes Heilneſt. Es überſteigt alle Begriffe, wie theuer der hieſige Aufenthalt; er koſtet mehr als das Doppelte, was man in andern Badeörtern der Pirenäen ausgiebt. Und welche Habſucht bei dieſen Gebirgsbewohnern, die man als eine Art Naturkinder, als die Reſte einer Unſchuldsrace zu preiſen pflegt! Sie huldigen dem Geld mit einer Inbrunſt, die an Fanatismus grenzt, und Das iſt ihr eigentlicher Nationalkultus. Aber iſt das Geld jetzt nicht der Gott der ganzen Welt, ein allmächtiger Gott, den ſelbſt der verſtockteſte Atheiſt keine drei Tage lang verleugnen könnte, denn ohne ſeine göttliche Hilfe würde ihm der Bäcker auch nicht die kleinſte Semmel verabfolgen laſſen.

Dieſer Tage bei der großen Hitze kamen ganze Schwärme von Engländern nach Barèges; rothge-

ſunde, beefſteakgemäſtete Geſichter, die mit der bleichen Gemeinde der Badegäſte ſchier beleidigend kontraſtierten. Der bedeutendſte dieſer Ankömmlinge iſt ein enorm reiches und leidlich bekanntes Parlamentsglied von der toriſtiſchen Klicke. Dieſer Gentleman ſcheint die Franzoſen nicht zu lieben, aber hingegen uns Deutſche mit der größten Zuneigung zu beehren. Er rühmte beſonders unſre Redlichkeit und Treue. Auch wolle er zu Paris, wo er den Winter zu verbringen gedenke, ſich keine franzöſiſchen Bedienten, ſondern nur deutſche anſchaffen. Ich dankte ihm für das Zutrauen, das er uns ſchenke, und empfahl ihm einige Landsleute von der hiſtoriſchen Schule.

Zu den hieſigen Badegäſten rechnen wir auch, wie männiglich bekannt iſt, den Prinzen von Nemours, der einige Stunden von hier, zu Luz, mit ſeiner Familie wohnt, aber täglich hieher fährt, um ſein Bad zu nehmen. Als er das erſte Mal in dieſer Abſicht nach Barèges kam, ſaß er in einer offenen Kaleſche, obgleich das miſerabelſte Nebelwetter an jenem Tage herrſchte; ich ſchloß daraus, daß er ſehr geſund ſein müſſe, und jedenfalls keinen Schnupfen ſcheue. Sein erſter Beſuch galt dem hieſigen Militärhoſpital, wo er leutſelig mit den kranken Soldaten ſprach, ſich nach ihren Bleſſuren

erkundigte, auch nach ihrer Dienstzeit u. s. w. Eine solche Demonstration, obgleich sie nur ein altes Trompeterstückchen ist, womit schon so viele erlauchte Personen ihre Virtuosität beurkundet haben, verfehlt doch nie ihre Wirkung, und als der Fürst bei der Badeanstalt anlangte, wo das neugierige Publikum ihn erwartete, war er bereits ziemlich populär*).

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet sich hier folgende Einschaltung: „Da diesem designierten Regenten eine so große Zukunft bevorsteht und seine Persönlichkeit auf das Schicksal von ganz Europa Einfluß haben kann, betrachtete ich ihn mit etwas geschärfter Aufmerksamkeit, und ich suchte in seiner äußern Erscheinung die Signatur der inneren Gemüthsart zu erspähen. Bei diesem etwas mißtrauischen Geschäfte entwaffnete mich zunächst die stille Grazie, welche jene schlankzierliche Jünglingsgestalt gleichsam umfloß, und dann der schöne mitleidige Blick, womit das Auge auf den Leidensgestalten ruhte, die hier in betrübsamer Menge versammelt waren. Dieser Blick hatte durchaus nichts Officielles, nichts Einstudiertes, es war ein reiner, wahrhafter Strahl aus einer edlen, menschenfreundlichen Seele. Das Mitleid, das sich hier im Auge des Nemours verrieth, hatte dabei etwas rührend Bescheidenes, wie denn überhaupt die Bescheidenheit der auffallend schönste Zug in seinem Charakter sein soll. Diese Bescheidenheit fanden wir auch bei seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, der auf dem Schlachtfelde des Lebens so bedauerlich früh gefallen. Der Herzog von Nemours ist nicht so beliebt ꝛc.“

Der Herausgeber.

Nichtsdestoweniger ist der Herzog von Nemours nicht so beliebt wie sein verstorbener Bruder, dessen Eigenschaften sich mit mehr Offenheit kundgaben. Dieser herrliche Mensch, oder besser gesagt dieses herrliche Menschengedicht, welches Ferdinand Orleans hieß, war gleichsam in einem populären, allgemein fäßlichen Stil gedichtet, während der Nemours in einer für die große Menge minder leicht zugänglichen Kunstform sich zurückzieht. Beide Prinzen bildeten immer einen merkwürdigen Gegensatz in ihrer äußern Erscheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der Andere hat vielmehr Etwas von feiner Patricierart. Ersterer war ganz ein junger französischer Officier, übersprudelnd von leichtsinnigster Bravour, ganz die Sorte, die gegen Festungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Lust Sturm läuft. Es heißt, der Nemours sei ein guter Soldat, vom kaltblütigsten Muthe, aber nicht sehr kriegerisch*). Er wird daher, wenn er zur Regent-

*) Statt des obigen Satzes findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgende Stelle: „Der Nemours sieht vielmehr aus wie ein Staatsmann, aber wie einer, der ein Gewissen hat und mit der Besonnenheit auch den edelsten Willen verbindet. Soll ich mich durch Beispiele verständlichen, so wähle ich dieselben am liebsten im Gebiete der Dichtung, und es will mich bedünken, als habe Goethe die

schaft gelangt, sich nicht so leicht von der Trompete Bellona's verlocken lassen, wie sein Bruder Dessen

beiden Fürsten schon so halbwegs geschildert unter dem Namen Egmont und Oranien. „Personen, die ihm nahe stehen, sagen mir, der Prinz von Nemours besitze sehr viel' Kenntnisse und eine klare Übersicht aller heimischen und ausländischen Zustände; eifrig sei er bemüht, sich bei jedem Sachverständigen zu unterrichten, er selbst aber zeige sich wenig mittheilend, und man wisse nicht, ob aus Schüchternheit oder Verschlossenheit. Als hervorstechende Eigenschaft loben sie an ihm seine hohe Zuverlässigkeit; er verspreche selten, mit der größten Zurückhaltung, aber man könne sich auf sein Wort verlassen wie auf einen Felsen. Er sei ein guter Soldat, von dem kaltblütigsten Muthe, aber nicht sehr kriegslustig. Er liebe seine Familie leidenschaftlich, und der kluge Vater habe wohl gewusst, in wessen Hände er das Heil des Hauses Orleans gelegt. Welche Bürgschaft aber bietet der Mann für die Interessen Frankreichs und der Menschheit überhaupt? Ich glaube: die beste; jedenfalls, wir wollen es aussprechen, eine weit bessere als sein seliger Bruder uns geboten hätte. Er ist weniger populär als Dieser es war, und er darf also weniger wagen, wenn einmal die Errungenschaften der Revolution mit den Bedürfnissen der Regierung in Konflikt geriethen. Geliebte Regenten, die ein blindes Zutrauen genießen, sind der Freiheit mitunter sehr gefährlich. Der Nemours weiß, dass man ihn argwöhnisch beaufsichtigt, und er wird sich in Acht nehmen vor jedem verfänglichen Akt. Auch wird er sich nicht so leicht von der Trompete Bellona's verlocken lassen ꝛc."

Der Herausgeber.

fähig war; was uns ſehr lieb iſt, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsſchauplatz ſein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskoſten bezahlen müſſte. Nur Eins möchte ich gern wiſſen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch ſo viel Geduld beſitzt wie ſein glorreicher Vater, der durch dieſe Eigenſchaft, die allen ſeinen franzöſiſchen Gegnern fehlt, unermüdlich geſiegt und dem ſchönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

III.

Barèges, den 20. Auguſt 1846.

Der Herzog von Nemours hat auch Geduld. Daſs er dieſe Kardinaltugend beſitzt, bemerkte ich an der Gelaſſenheit, womit er jede Verzögerung erträgt, wenn ſein Bad bereitet wird. Er erinnert keineswegs an ſeinen Großoheim und deſſen „J'ai failli attendre!“ Der Herzog von Nemours verſteht zu warten, und als eine ebenfalls gute Eigenſchaft bemerkte ich an ihm, daſs er Andere nicht lange warten läſſt. Ich bin ſein Nachfolger (nämlich in der Badewanne) und muſs ihm das Lob ertheilen, daſs er dieſelbe ſo pünktlich verläſſt wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dem hier ſeine Stunde bis auf die Minute zugemeſſen iſt. Er kommt alle Tage hieher, gewöhnlich in einem offenen Wagen, ſelber

die Pferde lenkend, während neben ihm ein verdrieß-lich müßiges Kutſchergeſicht und hinter ihm ſein korpulenter deutſcher Kammerdiener ſitzt. Sehr oft, wenn das Wetter ſchön, läuft der Fürſt neben dem Wagen her, die ganze Strecke von Luz bis Barèges, wie er denn überhaupt Leibesübungen ſehr zu lieben ſcheint. [Den Bergbewohnern imponiert er durch die gelenkige Keckheit, womit er die ſteilſten Höhen erklimmt; bei der Rolandsbreſche im Gavarnithal zeigt man die halsbrechenden Felswände, wo der Prinz hinaufgeklettert. Er iſt ein vorzüglicher Jäger, und ſoll jüngſt einen Bären in ſehr große Gefahr gebracht haben.] Er macht auch mit ſeiner Gemahlin, die eine der ſchönſten Frauen iſt, ſehr häufige Aus-flüge nach merkwürdigen Gebirgsörtern. So kam er mit ihr jüngſt hieher, um den Pic du Midi zu beſteigen, und während die Fürſtin mit ihrer Ge-ſellſchaftsdame in Palankinen den Berg hinaufge-tragen ward, eilte der junge Fürſt ihnen voraus, um auf der Koppe eine Weile einſam und ungeſtört jene koloſſalen Naturſchönheiten zu betrachten, die unſere Seele ſo idealiſch emporheben aus der nie-dern Werkeltagswelt. Als jedoch der Prinz auf die Spitze des Berges gelangte, erblickte er dort ſteif aufgepflanzt — drei Gendarmen! Nun giebt es aber wahrlich Nichts auf der Welt, was ernüchtern-

der und abkühlender wirken mag, als das positive Gesetztafelgesicht eines Gendarmen und das schauderhafte Citronengelb seines Baudeliers. Alle schwärmerischen Gefühle werden uns da gleichsam in der Brust arretiert, au nom de la loi, [und ich begreife sehr gut die Äußerung einer kleinen Französin, welche vorigen Winter so sehr darüber empört war, dass man Gendarmen sogar in Kirchen erblicke, in frommen Gotteshäusern, wo man sich den Empfindungen der Andacht hingeben wolle; „dieser Anblick," sagte sie, „zerstört mir alle Illusion."]

Ich musste wehmüthig lachen, als man mir erzählte, wie dämisch verdrießlich der Nemours ausgesehen, als er bemerkte, welche Sürprise der servile Diensteifer des Präfekten ihm auf dem Gipfel des Pic du Midi bereitet hatte. [Armer Prinz, dachte ich, du irrst dich sehr, wenn du glaubst, dass du jetzt noch einsam und unbelauscht schwärmen kannst; du bist der Gendarmerie verfallen, und du wirst einst selbst der Obergendarm sein müssen, der für den Landfrieden zu sorgen hat. Armer Prinz!]

Hier in Barèges wird es täglich langweiliger. Das Unleidliche ist eigentlich nicht der Mangel an gesellschaftlichen Zerstreuungen, sondern vielmehr, dass man auch die Vortheile der Einsamkeit entbehrt, indem hier beständig ein Schreien und Lär-

men, das kein ſtilles Hinträumen erlaubt und uns jeden Augenblick aus unſern Gedanken aufſchreckt. Ein grelles, nervenzerreißendes Knallen mit der Peitſche, die hieſige Nationalmuſik, hört man vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht. Wenn nun gar das ſchlechte Wetter eintritt und die Berge ſchlaftrunken ihre Nebelkappen über die Ohren ziehen, dann dehnen ſich hier die Stunden zu ennuyanten Ewigkeiten. Die leibhaftige Göttin der Langeweile, das Haupt gehüllt in eine bleierne Kapuze und Klopſtock's Meſſiade in der Hand, wandelt dann durch die Straße von Barèges, und wen ſie angähnt, dem verſickert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmuth! Es geht ſo weit, daſs ich aus Verzweiflung die Geſellſchaft unſers Gönners, des engliſchen Parlamentsgliedes, nicht mehr zu vermeiden ſuche. Er zollt noch imm die gerechteſte Anerkennung unſern Haustugenden und ſittlichen Vorzügen. Doch will es mich bedünken, als liebe er uns weniger enthuſiaſtiſch, ſeitdem ich in unſern Geſprächen die Äußerung fallen ließ, daſs die Deutſchen jetzt ein großes Gelüſte empfänden nach dem Beſitz einer Marine, daſs wir zu allen Schiffen unſrer künftigen Flotte ſchon die Namen erſonnen, daſs die Patrioten in den Zwangspryhtaneen, ſtatt der bisherigen Wolle, jetzt nur Linnen zu Segeltüchern ſpinnen wollen,

und daſs die Eichen im Teutoburger Walde, die ſeit der Niederlage des Varus geſchlafen, endlich erwacht ſeien und ſich zu freiwilligen Maſtbäumen erboten haben. Dem edlen Britten miſsfiel ſehr dieſe Mittheilung, und er meinte, wir Deutſchen thäten beſſer, wenn wir den Ausbau des Kölner Doms, des großen Glaubenswerks unſrer Väter, mit unzerſplitterten Kräften betrieben.

Jedesmal wenn ich mit Engländern über meine Heimath rede, bemerke ich mit tiefſter Beſchämung, daſs der Haſs, den ſie gegen die Franzoſen hegen, für dieſes Volk weit ehrenvoller iſt, als die impertinente Liebe, die ſie uns Deutſchen angedeihen laſſen, und die wir immer irgend einer Lakune unſrer weltlichen Macht oder unſrer Intelligenz verdanken; ſie lieben uns wegen unſrer maritimen Unmacht, wobei keine Handelskonkurrenz zu beſorgen ſteht; ſie lieben uns wegen unſrer politiſchen Naivetät, die ſie im Fall eines Krieges mit Frankreich in alter Weiſe auszubeuten hoffen. —

[Eine Diverſion in der hieſigen Langeweil gewährten die Klatſchgeſchichten, die Chronika de. Wahlen, welche auch in unſern Bergen ihr ſkandaloſes Echo gefunden. Die Oppoſition hat in dem Departement des hautes Pyrénées wieder eine

Niederlage erlitten, und Das war vorauszusehen bei der politischen Indifferenz und der grenzenlosen Geldgier, die hier herrschen. Der Kandidat der Bewegungspartei, der zu Tarbes durchfiel, soll ein rechtschaffener, braver Mann sein, der wegen seiner Überzeugung und treuen Ausdauer gerühmt wird, obgleich auch bei ihm, wie bei so vielen andern Gesinnungshelden, die Überzeugung eigentlich nur ein Stillstand im Denken ist, und die Ausdauer dabei nur eine psychische Schwäche. Diese Leute beharren bei den Grundsätzen, denen sie bereits so viele Opfer gebracht haben, aus demselben Grunde, warum manche Menschen sich nicht von einer Maitresse losmachen können; sie behalten sie, weil ihnen die Person ja doch schon so Viel gekostet hat.

Dass Herr Achilles Fould zu Tarbes gewählt worden und in der nächsten Deputiertenkammer wieder die hohen Pirenäen repräsentieren wird, haben die Zeitungen zur Genüge berichtet. Der Himmel bewahre mich davor, dass ich Partikularitäten der Wahl oder der Personen hier mittheile. Der Mann ist nicht besser und nicht schlechter, als hundert Andere, die mit ihm auf den grünen Bänken des Palais-Bourbon übereinstimmend die Majorität bilden werden. Der Auserwählte ist übrigens konservativ, nicht ministeriell, und er hat von jeher

nicht Guizot, sondern Herrn Molé protegiert. Seine Erhebung zur Deputation macht mir ein wahrhaftes Vergnügen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil dadurch das Princip der bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten in seiner letzten Konsequenz sanktioniert wird. Es ist freilich, sowohl durch das Gesetz wie durch die öffentliche Meinung, hier in Frankreich längst der Grundsatz anerkannt worden, daſs den Juden, die sich durch Talent oder Hochsinn auszeichnen, alle Staatsämter ohne Ausnahme zugänglich sein müssen. Wie tolerant Dieses auch klingt, so finde ich hier doch noch den säuerlichen Beigeschmack des verjährten Vorurtheils. Ja, so lange die Juden nicht auch ohne Talent und ohne Hochsinn zu jenen Ämtern zugelassen werden, so gut wie Tausende von Christen, die weder denken noch fühlen, sondern nur rechnen können: so lange ist noch immer das Vorurtheil nicht radikal entwurzelt, und es herrscht noch immer der alte Druck! Die mittelalterliche Intoleranz schwindet aber bis auf die letzte Schattenspur, sobald die Juden auch ohne sonstiges Verdienst bloß durch ihr Geld zur Deputation, dem höchsten Ehrenamte Frankreichs, gelangen können, eben so gut wie ihre christlichen Brüder, und in dieser Beziehung ist die Ernennung

s Herrn Achilles Fould ein definitiver Sieg des Princips der bürgerlichen Gleichheit*).

Noch zwei andere Bekenner des mosaischen Glaubens, deren Namen einen ebenso guten Geldklang hat, sind diesen Sommer zu Deputierten gewählt worden. Inwieweit fördern auch Diese das demokratische Gleichheitsprincip? Es sind ebenfalls zwei millionenbesitzende Bankiers, und in meinen historischen Untersuchungen über den Nationalreichthum der Juden von Abraham bis auf heute werde ich auch Gelegenheit finden, von Herrn Benoit Fould und Herrn von Eichthal zu reden. Honni soit qui mal y pense! Ich bemerke im Voraus, um Misdeutungen zu entgehen, dass das Ergebnis meiner Forschungen über den Nationalreichthum der Juden für diese sehr rühmlich ist und ihnen zur größten Ehre gereicht. Israel verdankt nämlich seinen Reichthum einzig und allein jenem erhabenen Gottesglauben, dem es seit Jahrtausenden ergeben blieb. Die Juden verehrten ein höchstes Wesen, das unsichtbar im Himmel waltet, während die Heiden, unfähig einer Erhebung zum Reingeistigen, sich allerlei goldene und silberne Götter machten

*) Vgl. die Bemerkungen Heine's in der „späteren Nachlese," Bd. IX, S. 114, und die Anmerkung auf S. 36 des vorliegenden Bandes. Der Herausgeber.

00100432

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018